

ROXANNE ST. CLAIRE

BULLET THRILLER CATCHER
JOHNNY

LYX
EGMONT

Roxanne St. Claire

Bullet Catcher

Johnny

Roman

*Ins Deutsche übertragen von
Kristiana Dorn-Ruhl*



Meinen Stiefsöhnen Rick und Marc Frisiello, zwei brillanten, gut aussehenden, charmanten und begabten Universalgenies, die eine Pasta fra diavolo ebenso aus dem Ärmel schütteln wie ein Gemälde oder ein Gedicht.

Durch sie kann ich in die Vergangenheit und in die Zukunft sehen, und was ich sehe, gefällt mir.

Prolog

Wenn Hartnäckigkeit ein Gesicht hätte – so würde es aussehen. Wilde Entschlossenheit blitzte aus zorngefüllten Augen. Das Kinn war in Abwehr vorgereckt. Sogar die zarten Nasenflügel bebten, als Sage Valentine sich über Lucys Schreibtisch beugte und erklärte: »Du bist mir was schuldig, Lucy.«

Wie viel hätte sie darauf zu erwidern gehabt, wie gern hätte sie sich über diese erste Begegnung seit dreizehn Jahren gefreut, wie sehr wünschte sie sich, die Tochter ihrer Schwester einfach in den Arm nehmen und den tiefen Graben überwinden zu können, den Zeit und Groll zwischen ihnen aufgerissen hatten.

Aber sie blieb ebenso unnahbar wie bei jedem anderen potenziellen Kunden, den sie abwies. »Tut mir leid. Ich kann nichts für dich tun.«

»Kannst du nicht, oder willst du nicht?« Sage verschränkte die Arme und sah mit schief gelegtem Kopf auf ihre Tante hinunter. »Das ist ein großer Unterschied.«

Hartnäckigkeit und Haltung. Sage sah Lydia Sharpe zwar äußerlich nicht ähnlich, aber sie hatte offensichtlich einige ihrer Charakterzüge geerbt. »Dieser Auftrag ist nicht das Richtige für Bullet Catcher«, sagte Lucy. »Wir sind ein Sicherheitsdienst.«

»Ich dachte, ihr macht Ermittlungen.«

»Nur wenn es die Sicherheit unserer Auftraggeber und Klienten erfordert.«

»Komm schon, Lucy.« Sage trommelte ungeduldig auf die Schreibtischplatte. »Mit deinen Kontakten zu Regierung und Polizei, nach all den Jahren bei der CIA? Du kommst doch an ganz andere Informationen heran als ich.« Mit einem leisen Seufzen schloss sie die Augen. »Ich würde dich nicht bitten, wenn es nicht so wichtig wäre.«

Fast musste Lucy lächeln. »Ich hab mich ehrlich gewundert, dass du dich überhaupt an mich gewandt hast.«

Sage ließ sich auf den Besucherstuhl sinken, den sie zwei Minuten zuvor noch abgelehnt hatte, und stützte die Ellbogen auf den massiven Schreibtisch. »Daran siehst du, wie verzweifelt ich bin.«

Und wie einfallsreich sie war. Noch ein Wesenszug, den sie von Lydia hatte.

»Ich sage dir, was ich habe.« Zentimeter von Lucys Fingerspitzen entfernt lag eine Mappe mit Einzelheiten über die Website www.taketonight.com, die von ein paar Computerfreaks betrieben und von jungen Frauen frequentiert wurde, die buchstäblich mehr Geld als Verstand hatten. Die Mappe enthielt nichts, was eine gewiefte Journalistin wie Sage nicht selbst herausgefunden hätte. Für ein Bullet-Catcher-Dossier war sie ausgesprochen dünn, aber Lucys Nachforschungen hatten eben rasch ergeben, dass es Zeitverschwendung war, hier nach Schuldigen zu suchen oder Vergeltung üben zu wollen.

»Taketonight.com ist ein Unternehmen, das gespielte Entführungen mitsamt der entsprechenden Rettungsfantasie als exklusives Privatvergnügen anbietet«, sagte Lucy. »Alles

durch und durch gesetzeskonform, wenn man das so sagen kann.«

»Und wem gehört der Laden? Wer macht die Entführungen? Wer kontrolliert sie? Wie kann denn so etwas legal sein? Und wer hat meine Mitbewohnerin entführt, in der Nacht, als sie starb?« Bei der letzten Frage konnte Sage ihre Enttäuschung nicht mehr verhehlen.

»Die Website wird von einer Firma namens Fantasy Adventures betrieben, die zu einem großen Spielesoftware-Unternehmen in Südkalifornien gehört. FA hat rund vierzig Mitarbeiter, die sich landesweit auf vier Einsatzgruppen verteilen, darunter eine in Boston. Nächstes Jahr sollen weitere sechs Gruppen dazukommen. Sie sind profitabel und arbeiten sehr diskret.«

Sage lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Und ihre Arbeit besteht darin, Frauen zu entführen.«

»Ja. Bestimmt hast du schon von solchen Seiten gehört, die einem für Geld praktisch jeden Wunsch erfüllen?«

»Jeden«, wiederholte Sage vielsagend. »Einschließlich Mord.«

»Das stimmt. Solche Seiten sind gut verborgen und ganz gewiss illegal. Aber takemetonight.com ist viel harmloser. Das Unternehmen ermöglicht es, den Kick einer Entführung zu erleben, ohne tatsächlich in Gefahr zu geraten, und anschließend von einem gut aussehenden jungen Mann gerettet zu werden. Und was die Mädchen tun, um ihrem Retter zu danken ... das wird nach bestimmten Sätzen abgerechnet.«

»Dann sind diese Männer, diese Retter, also so etwas wie Prostituierte?« Sages Gesicht verzog sich in ungläubigem Abscheu. »Keisha Kingston hätte nie für Sex bezahlt.«

»Hat sie auch nicht«, sagte Lucy. »Deine Mitbewohnerin wurde nie entführt. Ihr Selbstmord hat nichts mit der Website zu tun.«

Wieder bebten die zarten Nasenflügel. War das die Reaktion auf diese Information oder auf das Wort »Selbstmord«, das beinahe drohend zwischen ihnen im Raum stand?

Sage schüttelte den Kopf. »Keisha war einer der klügsten, optimistischsten und fröhlichsten Menschen, die ich je gekannt habe. Sie hätte nie Selbstmord begangen.«

»Ihr Tod wurde umfassend untersucht, und die Autopsie war unzweideutig.«

»Die Todesursache mag eindeutig sein, ja, aber nicht, *warum* sie starb. Ich möchte wissen, was in den zwei Monaten, in denen ich weg war, passiert ist. Ich möchte wissen, was ihr Leben so grundlegend verändert hat.« Sage verengte ihre entschlossen dreinblickenden Augen. »Es passt einfach nicht zu ihr, sich Nervenkitzel über das Internet zu bestellen. Als ich die URL auf ihrem Computer entdeckt habe, kam mir das vor wie eine Spur.«

Eine *Spur* ... Natürlich. Sage war dafür ausgebildet, eine gute Story zu riechen und die Hintergründe aufzudecken.

»Außerdem«, fügte sie hinzu, »hat sie unsere Wohnung genau zum verabredeten Zeitpunkt der Entführung verlassen. Zwei Nachbarn haben sie gesehen.«

»Aber am nächsten Tag wurde sie in der Wohnung aufgefunden«, erinnerte Lucy sie, »mit einem in ihrer Hand-

schrift verfassten Abschiedsbrief und so viel Ephedrin im Blut, dass es für einen Elefanten gereicht hätte.«

»Aber sie kann doch vorher entführt worden sein«, wandte Sage ein.

»Sie ist nicht am Treffpunkt aufgetaucht, das kommt häufig vor. Ein Viertel aller angemeldeten Teilnehmerinnen steigen kurz vor der Entführung aus. Offenbar sind gespielte Entführungen samt Rettung unter abenteuerlustigen jungen Frauen ein beliebtes Überraschungsgeschenk, nur dass nicht alle solche Überraschungen mögen.«

»Aber sie hat das nicht geschenkt bekommen«, beharrte Sage. »Sie hat sich selbst angemeldet.«

Lucy nickte zustimmend. »Das hat die Bostoner Gruppe von Fantasy Adventures bestätigt. Aber wie dem auch sei. Sie ist nicht zum Treffpunkt gekommen. Entführung und Rettung haben nie stattgefunden. Die Aufzeichnungen sind da eindeutig. Glaub mir, ich habe das überprüft.«

Sage stieß erneut einen enttäuschten Seufzer aus. »Lucy, vielleicht weißt du das nicht, aber ich bin investigative Journalistin. Ich hätte nur bei dieser Firma anzurufen brauchen, dann hätte ich das alles selbst herausgefunden.«

»Das bezweifle ich nicht.« Lucy hatte in den vergangenen dreizehn Jahren jeden Schritt ihrer Nichte verfolgt. Sie hatte jede Geschichte gelesen, die Sage jemals in einer Zeitung oder Zeitschrift veröffentlicht hatte, und bewahrte die Artikel in demselben Aktenschrank auf wie Lydias Arbeiten. Sage wusste davon nichts. Und wahrscheinlich wäre es ihr auch egal.

Lucy nahm die braune Mappe und legte sie Sage hin. »Ich *habe* angerufen, und ich bin überzeugt, dass die Angaben korrekt sind. Das kannst du mitnehmen.«

Lucy widerstand dem Impuls, die Hand ihrer Nichte zu berühren. Die Geste würde nicht gut ankommen. Stattdessen räusperte sie sich und verbarg ihre Zuneigung hinter kühler Zurückhaltung. »Ich weiß, es ist schwer, so einen Tod zu akzeptieren, aber auf dieser Website wirst du keine Antworten finden. Ich schlage vor, du lässt das sein.«

Sage stand auf und schwang sich ihre Handtasche über die Schulter. »Ich habe dich nicht um einen Rat gebeten, sondern um deine Hilfe. Aber was soll's. Ich werde es auch so herausbekommen.« Ohne die Mappe zu beachten, die ihr Lucy hingelegt hatte, verließ sie die Bibliothek. Lucy blieb regungslos sitzen, während die Stimme ihrer neuen Assistentin durch den Flur klang, die Eingangstür ins Schloss fiel, ein Motor ansprang und in der Einfahrt Reifen quietschten.

Erst dann holte sie tief Luft und atmete zitternd aus.

Das war's. Dreizehn Jahre Entfremdung, ein sechsminütiger Schlagabtausch, am Ende ein Eklat. Und schuld an der Misere war niemand anders als ...

Sages Vater. Doch Norman Valentine war schon lange nicht mehr in der Lage, Schuld auf sich zu nehmen.

Lucy schlug die Mappe auf und blätterte die wenigen Seiten durch. Fantasy Adventures war ein ganz legaler Dienstleister, und sie war ehrlich überzeugt davon, dass die Firma nichts mit Keisha Kingstons Selbstmord zu tun hatte. Nur hätte sie das Sage wirklich geschickter beibringen müssen.

Lucy schloss die Augen. Ihre Nichte war inzwischen ebenso schön und klug wie ihre Mutter, obwohl sie Lydias dunkle Augen und ihr schwarzes Haar nicht geerbt hatte und ihre helle Haut die fernöstliche Tönung ihrer Vorfahren nicht verriet. Aber sie hatte genau wie ihre Mutter eine feine Nase für gute Geschichten, und sie besaß auch die gleiche Beharrlichkeit wie Lydia Sharpe, die zu den Besten gehört hatte, die je für die *Washington Post* geschrieben hatten.

Lucy wusste genau, was Sage als Nächstes tun würde, und es stand nicht in ihrer Macht, sie aufzuhalten. Aber es stand in ihrer Macht, sie zu beschützen.

Jeder ihrer Bullet Catcher hätte das übernehmen können, aber sie brauchte jemanden, dem man diese Rolle wirklich abnahm. Jemanden, der nicht fragte, wer Sage Valentine war und warum sie Schutz bekam, den sie nicht wollte. Jemanden, der Lucys Urteil niemals infrage stellte.

Johnny Christiano. Uneingeschränkt zuverlässig, blind loyal und der Traum aller Frauen. Sage würde nie erfahren, wer sie in Wahrheit gerettet hatte ... und Johnny würde nie erfahren, warum.

I

Ohrstöpsel, die sie für alle Anzeichen drohender Gefahr taub machten. *Vorhanden.*

Ein langer, wippender Pferdeschwanz, der das Zupacken erleichterte. *Vorhanden.*

Tief sitzende Laufshorts, mit denen auch der ungeschickteste Vergewaltiger klarkam. *Vorhanden.*

Eine mitternächtliche Stunde, ein menschenleerer Park, zur Selbstverteidigung nicht mehr in der Hand als einen Schlüssel. *Vorhanden. Vorhanden. Vorhanden.*

He – es war nicht sein Problem. Johnny Christiano zog sich tiefer in die Schatten des Bostoner Public Garden zurück und wartete ab, was sie als Nächstes tun würde. Wenn man einen Schutzengel namens Lucy Sharpe hatte, konnte man getrost den gesunden Menschenverstand auf Urlaub schicken und einen Bullet Catcher die Drecksarbeit machen lassen.

Sie näherte sich in beeindruckendem Tempo, und Johnny duckte sich tiefer in die blühende Hecke. Wie lange würde es wohl dauern, bis Miss Hot Legs überfallen wurde?

Er tippte auf etwa vier Minuten, aber als sie zum ersten Mal an ihm vorbeikam, wurde ihm klar, dass sie nicht nur dumm, arrogant und verantwortungslos war, sondern auch schnell. Also vielleicht nur drei Minuten. In sicherem Abstand heftete er sich an ihre Fersen.

Sie umrundete den Teich, steuerte dann in den trüben Schein einer Schmucklaterne und verlangsamte ihre Schritte. Hatte sie es sich anders überlegt? Ihren albernen Plan über-

dacht? Oder wollte sie nur Zeit gewinnen? Johnny hielt sich abwartend zurück. Sie blickte auf die Fußgängerbrücke zu ihrer Rechten und zum Charles Street Gate linkerhand. Er verbarg sich unter dem herabhängenden Zweig einer Weide und beobachtete, wie ihr Sport-BH sich ruhig und gleichmäßig hob und senkte. Sie war kein bisschen außer Atem.

Als ein Eichhörnchen über den Baumstamm flitzte, fuhr die junge Frau herum, mit verengten Augen, und ihre Haltung wirkte schlagartig nicht mehr unbedarft, sondern äußerst wachsam. Sie fingerte an ihrem iPod herum und fiel dann wieder in einen leichten Trab.

Er blieb fünfzehn Meter hinter ihr, nahe genug, um sich von ihrem hin- und herpendelnden Pferdeschwanz hypnotisieren und von ihren tief auf den Hüften sitzenden Minihorts fesseln zu lassen, die ihren marathongestählten Hintern nur notdürftig bedeckten. Es wäre nett gewesen, wenn Lucy ihm erzählt hätte, dass sie eine Läuferin war, dann hätte er das alles anders geplant. Aber der Boss hatte sich mal wieder nicht mit Einzelheiten aufgehalten. Dafür war die Liste der Pflichten lang gewesen. Was er zu tun hatte, wusste er genau. Nur hatte er keine Ahnung, warum.

Eine Minute.

Wie verzweifelt musste eine Frau sein, um sich so einem billigen Nervenkitzel hinzugeben? Wobei, billig war das nicht. Selbst in der einfachsten Variante kostete die Entführungsfantasie tausend Dollar. Fünfzehnhundert waren der Preis für eine einfache Rettung. Zweitausend für das Deluxe-Paket, das vermutlich Sonderdienste des edlen Retters einschloss.

Offenbar waren männliche Stripper für moderne Mädels heute alte Kamellen aus dem vergangenen Jahrtausend.

Ist nicht dein Problem, Mann. Mach einfach den Job, den Lucy dir aufgetragen hat! Das war ein Prinzip bei Bullet Catcher: sich kein Urteil zu bilden über Auftraggeber und ihre Marotten.

Auf dem Weg Richtung Tor rückte sie ihre Ohrstöpsel zurecht, ganz offensichtlich wieder vollkommen geistesabwesend. Sie wurde nun langsamer, wiegte den Kopf zum Takt der Musik, zog dann ihren Pferdeschwanz fester und blieb schließlich stehen. Ihre Silhouette hob sich gegen das schwache Licht ab, das die am Teichufer befestigten Schwannenboote beleuchtete.

Mit einem Schwung warf sie ihre Haare zurück, streckte sich und straffte die Schultern, ballte die Fäuste und strebte auf das offene Eisentor zu, das zur Charles Street hinausführte – und zu ihrer Verabredung mit dem Entführer. Was entweder der Gipfel der Dummheit war oder darauf hindeutete, dass sie irgendwo unter diesen sexy Kurven Nerven aus Stahl hatte.

Ob nun dumm wie Bohnenstroh oder frech wie Oskar, war egal. Heute Nacht war eine höhere Macht am Werk als ihr Verlangen nach einem Adrenalinrausch. Und wenn Lucy ins Spiel kam, dann war Schluss mit kindischen Spielereien – oder billigem Nervenkitzel.

Die Joggerin blieb in der Nähe des Tors stehen. Nur wenige Autos waren in Richtung Beacon Street unterwegs, der nächsten Querstraße im Norden. Ein weißer BMW rauschte auf der gegenüberliegenden Fahrbahn die Einbahnstraße ent-

lang, sonst lag die Charles Street ebenso verlassen wie die meisten anderen Straßen von Boston an einem Montag um Mitternacht. Sie ging langsam in Fahrtrichtung weiter und trommelte dabei mit den Fingern auf ihre nackten Schenkel.

Johnny wartete still und unbemerkt direkt hinter dem offenen Tor, aber die junge Frau konzentrierte sich ohnehin voll auf die Straße. Ihre Nackenmuskeln waren angespannt, obwohl sie versuchte, möglichst ahnungslos und locker zu wirken. Beim Geräusch eines näher kommenden Wagens blickte sie über die Schulter. Na also – ein Transporter. Dunkle Lackierung, älteres Modell. Nur das Standlicht brannte.

It's showtime, baby.

Sie trat auf den Rinnstein zu und verlangsamte, als sie zum Fußgängerüberweg kam. Johnny zählte bis fünf und fiel dann in leichten Trab. Der Transporter wechselte auf die linke Spur, bremste auf Schrittempo herunter, fuhr langsam auf den Zebrastreifen zu und blieb einen halben Meter vor ihr stehen.

Sie erstarrte, dann rannte sie los. Nicht so schnell sie konnte, aber doch schnell genug, um ihre Flucht echt wirken zu lassen. Johnny nahm Tempo auf, genau in dem Moment, als die Seitentür des Transporters aufglitt und sich ein Männerbein auf die Straße streckte. Sie sah über die Schulter und stolperte leicht.

»Komm her, Schätzchen«, rief der Mann. »Ich brauche Hilfe.«

Sie zögerte einen Moment lang und blickte auf den Wagen.

»Komm her«, wiederholte er.

Sie trat etwas näher, dann griff Johnny zu. Er packte sie um die Taille und hob sie vom Boden ab, ohne seine Schritte zu verlangsamen.

»He!« Sie wand sich in seinen Armen, trat ihm ans Schienbein und drosch auf seinen Hintern ein. »Noch nicht!«

Er hob sie höher, und der Mann im Transporter brüllte etwas herüber.

Sie versetzte ihm einen erneuten Schlag. »Ich bin noch nicht entführt worden!« Ihr Knie verfehlte nur knapp seine empfindlichste Stelle.

»Komm schon, Prinzessin«, grollte er auf dem Weg zu seinem Toyota Camry, den er Stunden zuvor dort abgestellt hatte. »So läuft das.«

Er erreichte den Wagen in weniger als zehn Schritten, machte sie mit einer Hand bewegungsunfähig, riss mit der anderen die hintere Wagentür auf und stieß sie hinein.

»Noch ...« Er schlug die Tür zu und hörte gerade noch ihr gedämpftes »... nicht!«. In wütendem Protest trommelte sie mit den Fäusten gegen das Fenster.

Oh doch!

Der Transporter fuhr heran, als er die Fahrertür des Toyota aufriss. »He, Arschloch, was soll das?« Die wütende Stimme hatte einen typischen Bostoner Akzent, aber Johnny nahm sich nicht die Zeit zu reagieren. Er hatte angenommen, dass Lucy vorher alles mit dem Unternehmen abgesprochen hatte, doch auch wenn es Kommunikationsprobleme gegeben haben sollte – er wusste, was er zu tun hatte. Er zog die

Fahrtür zu und steckte den Zündschlüssel ein, als sich von hinten Finger in seine Haare krallten und daran rissen.

»Ich kann es nicht fassen, dass Sie das getan haben!«, kreischte sie.

Er schüttelte sie ab, ließ den Wagen an und überquerte alle drei Fahrspuren, um rechts in die Beacon Street einzubiegen. Es war zwar unwahrscheinlich, aber doch möglich, dass die *echten* Retter in der Nähe waren und wissen wollten, wer ihnen da ins Handwerk pfuschte. Deshalb sah er zu, dass er möglichst schnell Land gewann.

Sie schlug mit der Hand so fest gegen seine Rückenlehne, dass er es in der Brust spürte. »Das war zu schnell! Ich bin noch nicht einmal entführt worden! Ich habe für eine Entführung bezahlt, Sie Blödmann!«

Er fing im Rückspiegel ihren Blick auf. Selbst im Dunkeln waren die wütenden Funken in ihren Augen zu sehen. »Nichts zu danken.«

Sie schnappte nach Luft und warf sich gegen ihre Rückenlehne. »Dafür habe ich nicht bezahlt!«, fauchte sie. »Davon hatte ich ja wohl gar nichts.« Sie trat gegen seinen Sitz. »Ach ... verdammt!«

Auf welche Art von Kitzel fuhr sie ab? Was war so toll daran, zu einem unbekanntem Widerling in einen Transporter zu steigen?

»Sie haben dafür bezahlt, gerettet zu werden«, sagte er und sah sie wieder im Spiegel an. Er hatte diesmal kein Bild gesehen, so wie sonst immer bei einem neuen Auftrag. Normalerweise hätte ihm Lucy ein drei Zentimeter dickes Dossier in die Hand gedrückt, das alle Informationen enthielt, ein-

schließlich der BH-Größe. Er richtete den Spiegel leicht nach unten. Ein amtliches – sehr amtliches – C-Körbchen, vielleicht sogar noch etwas mehr. »Ich mache nur meinen Job, Miss. Wohin soll's gehen?«

»Wohin?« Sie klang ungläubig. »Ich wollte kein Taxi zur Beacon Street. Ich habe dafür bezahlt, *entführt* zu werden, schönen Dank auch. Und dieser Service hier ist keinesfalls zweitausend Dollar wert.«

»Zweitausend?« Er hustete. »Sie haben das De-luxe-Paket gebucht?«

Ihr Blick wurde bohrend. »Kommuniziert ihr eigentlich nicht in eurer Firma?«

»Mir wurde gesagt, es sei eine Standardrettung«, sagte er und hoffte, den richtigen Ausdruck verwendet zu haben. »Von de luxe war nicht die Rede.«

Sie verschränkte die Arme, und ihre blassen Züge verdunkelten sich vor Wut und Enttäuschung. »Ich habe mich in der Anmeldung klar und deutlich ausgedrückt. Ich wollte so viel Zeit wie möglich, bevor ich gerettet werde. Mein Kontakt hat mir mindestens eine Stunde zugesagt. Eine Stunde mit einem Mann, der angeblich der Beste von allen sein soll.«

»Eine Stunde? Wozu?« Die Frage war ihm herausgerutscht, jetzt musste er zurückrudern. »Ich meine, geht es nicht vor allem um die Rettung an sich?« Er schenkte ihr sein gewinnendstes Grinsen. »Um den Retter in einem blitzenden ...« Er blickte auf das Armaturenbrett. »Toyota?«

Sie verdrehte die Augen. »Ich wollte das volle Programm.«

Für einen Moment wandte sie sich gedankenverloren zum Fenster. Dann sah sie wieder in den Spiegel und funkelte ihn fragend an. »Wie lange sind Sie schon dabei?«

Fünf Minuten. »Eine ganze Weile.«

»Machen Sie viele Rettungen? Sind Sie fest angestellt?«

»Oh ja! Rettungen sind mein Spezialgebiet, Süße.« Ein Bodyguard durfte sich mit Fug und Recht als Retter bezeichnen.

»Arbeiten Sie nur für takemetonight, oder freiberuflich?«

Wie viele Websites gab es wohl, wo sich Mädels Adrenalinschübe für ihre Fantasien bestellen konnten? War das wirklich ein aufstrebender Geschäftszweig? »Nur für die.«

»Reden Sie viel mit ihnen? Mit den Frauen, die Sie retten?«

»Wenn sie wollen.« Er musste noch etwas nachlegen, sonst würde sie ihm nie abnehmen, dass er für die Firma arbeitete. Und Lucy hatte gesagt, dass sie ihm glauben *musste*. »Ich rede, wenn sie, na ja, das De-luxe-Paket gekauft haben.«

Sie beugte sich vor und krallte ihre Finger in seine Schultern. »Jetzt reden wir mal Klartext, mein Freund. Bedeutet de luxe einfachen Sex oder irgendwas Perverses?«

Er hielt an einer Ampel und zuckte die Achseln. »He, es ist deine Kohle, Baby.«

»Wenden Sie den Wagen.«

»Oh nein, wir fahren nicht zum Park zurück. Sie sind gerettet worden. Der erste Teil ist erledigt, ob Ihnen das nun lange genug war oder nicht. Wiederholungen gibt es nicht.«

»Ich kenne die Regeln«, sagte sie. »Aber Sie werden jetzt trotzdem wenden.«

»Wohin wollen Sie denn?«

Sie bedachte ihn mit einem Blick, der alles sagte. »Ich wohne nahe der Chestnut Street in Beacon Hill. Und um das Parlamentsgebäude herum sind nur Einbahnstraßen.«

Er wechselte auf die linke Spur, um zu wenden. »Nach Hause? Sie wollen nach Hause?«

»Allerdings. Ich will was haben für mein Geld.« Sie griff sich an den Hinterkopf und löste ihr Haar, sodass ihr die dichte blonde Mähne über die Schultern fiel. Für eine Frau, die gerade mit einem vollkommen Fremden über normalen oder perversen Sex diskutiert hatte, wirkte sie erstaunlich distanziert.

Lucy hatte sich bei diesem Auftrag ungewöhnlich bedeckt gehalten, aber es war davon auszugehen, dass er keinen Callboyservice einschloss.

»Wie sagten Sie noch, ist Ihr Name?«, fragte sie.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als das Spiel mitzuspielen. Sie musste schließlich glauben, dass sie einen echten Retter von www.takemetonight.com vor sich hatte, einen Spezialisten für Nervenkitzel der besonderen Art. »Such dir einen aus, Zuckerschnecke.«

Sie hob den Blick zum Wagenhimmel. »Schluss jetzt mit den Kosenamen! Wie heißt du wirklich?«

»Johnny. Ich heiße Johnny Christiano. Wie heißt du?«

»Ich bin Sage Valentine.«

»Sage ...« Der Name hatte ihm sofort gefallen, als Lucy ihm von dem ungewöhnlichen Auftrag berichtet hatte. »Wie Salbei auf Englisch? Ich liebe das Zeug.«

»Sage bedeutet auch Weisheit«, sagte sie und blickte aus dem Fenster. »Ich heiße doch nicht nach einem Gewürz.«

»Eigentlich ist es ein Kraut.«

»Von mir aus. Jedenfalls bedeutet mein Name Weisheit.«

Ach, tatsächlich? Davon hatte sie heute Abend aber nichts gezeigt. Er betrachtete sie näher und entdeckte Argwohn und Furcht in ihren grünen Augen. Oder waren sie braun? In diesem Licht war das schwer zu sagen. Jedenfalls waren sie, wie alles Übrige an ihr, richtig hübsch. Groß und außen etwas nach oben geneigt. Auch die Wangenknochen waren schön. Seine Mutter sagte immer, man könne die Klasse eines Mädchens an den Wangenknochen erkennen.

Allerdings hatte seine Mutter sicher nie eine Frau gekannt, die zweitausend Dollar dafür hinlegte, entführt, gerettet und dann ordentlich gefickt zu werden, nur aus Jux und Tollerei. Andererseits, bei *der* Familie ...

Sage legte ihr Gesicht an die Scheibe und schloss die Augen. »Ich kann es immer noch nicht fassen, dass du meine Entführung vermasselt hast.«

»War es das erste Mal, Sage?«

»Das erste, letzte und einzige Mal«, seufzte sie.

Unglaublich. Er hatte tatsächlich ein schlechtes Gewissen, weil er ihre Haut gerettet hatte. »Vielleicht kann ich es ja wiedergutmachen.«

»Das will ich hoffen.«

Als er in den Spiegel sah, kam ihm eine Idee, wie er ein Lächeln auf ihr Gesicht zaubern konnte. Das hatte bislang noch bei jeder Frau funktioniert. »Keine Sorge, mein Engel. Ich habe da etwas ganz Besonderes im Sinn.«

Zumindest etwas von dem, was sie auf der Website gelesen hatte, stimmte.

Garantiert sichere Rettung durch heiÙe, gut aussehende Jungs, die speziell dafür ausgebildet wurden, alle Ihre Fantasien zu erfüllen.

Aber sie war nicht halb nackt durch den Public Garden gehüpft, über die Charles Street gestolpert und hatte sich wie eine Blondine mit Hasenhirn aufgeführt, um sich eine absurde Fantasie erfüllen zu lassen. Und das Geld? Unbedeutend. Sie würde doppelt so viel an Honorar bekommen, wenn sie die Idee an einen Verleger verkaufte, ein Plan, der allerdings ohne die Chance auf ein Interview mit dem »Chefentführer« hypothetisch bleiben würde.

Das Schlimmste aber war, dass sie nichts über die Nacht herausfinden konnte, in der Keisha entführt worden war. Alles, was sie hatte, war ein Lustknabe, der sie mit Kosenamen anredete und gerade ihre einzige Chance vereitelt hatte, ein paar Fakten zu sammeln. Ihr blieb nichts anderes übrig, als das Versteckspiel weiterzuspielen, um wenigstens aus ihm etwas herauszubekommen.

Sie musterte seine breiten Schultern, sein Haar, das nachlässig über das dunkle T-Shirt fiel. Seinen Nacken, der stark, aber nicht massig war. Wunderschöne Augen. Viel mehr konnte sie nicht sehen. Wäre er Keishas Typ gewesen? Sie hatte immer Kerle gemocht, die wussten, wo es langgeht. Ob

er ihre Mitbewohnerin gekannt hatte? Ob er sie einmal gerettet hatte?

Würde sie tatsächlich mit ihm schlafen müssen, um das herauszufinden? Der Gedanke jagte ein sengendes, sündiges Gefühl durch ihre Adern. Nun, sie würde tun, was notwendig war, alles geben, wenn es sein musste, so wie immer.

»Du kannst hier parken, hinter dem Müllcontainer. Da bekommst du wahrscheinlich einen Strafzettel, aber bei einem Mietwagen ist das ja egal.«

Er warf ihr im Rückspiegel einen kurzen, überraschten Blick zu. »Woher weißt du, dass der Wagen gemietet ist?«

Sie zog die Hertz-Karte aus dem Fach hinter seinem Sitz – sie war ihr dort aufgefallen, als sie dagegen getreten hatte – und wedelte damit durch sein Blickfeld. »Es ist offensichtlich. Ich habe auch kein eigenes Auto. Wer schlau ist, braucht in Boston keines.«

Er zuckte leicht mit seinen eindrucksvollen Schultern und lenkte den Wagen in die Lücke. Noch ehe sie den Türgriff gefunden hatte, war er ausgestiegen. Mit der Haltung eines Limousinenchauffeurs öffnete er ihr die Tür.

Er war zwar kaum mehr als ein Callboy, aber immerhin ein Gentleman.

Sie stieg aus und wippte auf ihren Nikes hin und her. Endlich hatte sie Gelegenheit, sich anzusehen, was man ihr da geschickt hatte. Immerhin. Die Werbung war nicht gelogen. Etwa ein Meter achtzig groß, solide wie ein Fels und von einer Statur, die auch die anspruchsvollste Kundin zufriedenstellen dürfte. Geheimnisvolle dunkle Augen, seidiges schwarzes Haar, volle Lippen und eine Nase, der man zwar

den ein oder anderen Kampf ansah, die aber gut verheilt war. Schade um das schlechte Timing.

»Und? Was meinst du?«, fragte er mit einem angedeuteten Lächeln. Seine Augen glitzerten im Schein der Straßenlampe, während er sie ebenfalls musterte. »Gut genug?«

Wenn sie dafür bezahlt hätte, mit einem heißen, dunklen, gefährlichen Fremden multiple Orgasmen zu erleben, dann ja. »Das werden wir sehen«, sagte sie.

Aber taugte er für das, was sie von ihm wollte – Antworten, Informationen? Oder hoffentlich sogar Beweise? Sie musste ihn umgarnen, seine Verteidigung knacken, ihn zum Reden bringen.

Vielleicht gab es nur eine Art und Weise, das zu erreichen. Nun ja. Sie hatte schließlich für das De-luxe-Paket bezahlt.

Sie deutete auf die Straße, die vom Parkweg wegführte. »Es ist nur ein paar Häuser weiter.«

Er legte ihr beschützend die Hand auf die Schulter. »Nette Gegend«, bemerkte er. »Hübsch, die Laternen und das Kopfsteinpflaster.«

»Warst du schon mal in Beacon Hill?« Vielleicht in der Nacht, als Melissa starb? »Schon mal Kundschaft hier gehabt?«

»Kann mich nicht erinnern«, sagte er. »Es sind so viele.«

Sie warf ihm einen schnellen Blick zu, um zu sehen, ob er scherzte, aber seine Augen verrieten nichts.

»Für wen arbeitest du?«, fragte sie streng.

Da. Das war eine Reaktion, wie sie sie erhofft hatte. »Für takemetonight.com. Das weißt du doch.«

»Ich meine, innerhalb der Firma. Wer ist dein Chef? Gibt es eine Hierarchie? Gehörst du zu einer Art Kundenserviceabteilung?«

Er unterdrückte ein Lachen. »Wir haben eine ziemlich lose Unternehmensstruktur.«

Es würde nicht leicht werden. Aber selbst wenn er Keisha nicht kannte, wusste er vielleicht, wer an jenem Abend ihre Rettung übernommen hatte.

Sie fummelte an einer Innentasche ihrer Laufshorts, zog einen Schlüssel heraus und blieb dann auf der dreistufigen Treppe zu ihrer Wohnung stehen. »Wie lange ist die Website eigentlich schon im Netz?«

»Kann ich gar nicht sagen.«

Sie stieg zur Tür hoch, steckte den Schlüssel ins Schloss, zögerte dann aber. War das der richtige Weg? Was, wenn sie mit ihm schlief, er aber ihre Fragen nicht beantwortete? Was dann?

»Du bist dir immer noch nicht sicher, nicht wahr?«, sagte er und beugte sich etwas näher zu ihr. Er duftete süß, wie Gartenblumen. Als hätte er sich im Geißblatt versteckt ...

»Hast du in der Charles Street gewartet?«, wollte sie wissen.

»Ich war fünfzehn Meter hinter dir, und zwar seit du vor etwa einer Stunde das Haus verlassen hast.«

Sie schnappte erschrocken nach Luft, und ihr Magen ballte sich zusammen. »Du bist mir gefolgt?«

Sein Blick glitt über sie wie flüssiges Quecksilber. »Die Chestnut entlang, über die Beacon – du solltest übrigens nicht einfach irgendwo über die Straße gehen –, um den

Common Park herum, an der Gruppe Obdachloser vorbei, die du begrüßt hast, durch den Public Garden und das letzte Stück bis zu den Schwanenbooten. Du warst nie allein.«

Unfähig zu sprechen, starrte sie ihn an. Er war ihr durch das Dunkel, durch die Schatten, durch die Nacht gefolgt.

Verdammt, es gefiel ihr nicht, was diese Vorstellung in ihr auslöste. Es gefiel ihr nicht, wie ihre Nerven kribbelten und ihre Schenkel sich anspannten. Wie es sie erregte. War sie denn nicht klüger als die Frauen, die sich ganz bewusst solche Abenteuer kauften? War sie nicht klüger als Keisha, die die Nacht ihrer Entführung nicht überlebt hatte?

»Was ist?« Er strich ihr mit den Fingerknöcheln über das Kinn, es fühlte sich glühend heiß an, als würde sie von Streichhölzern angesengt. »Du hast es dir doch nicht etwa anders überlegt, oder?«

Sie starrte ihn immer noch an.

»Es gibt keine Regel, die besagt, dass du das tun musst.«

»Ich würde gern einfach mit dir reden ... erst einmal. Wäre das in Ordnung?«

»Natürlich. Das tun die meisten Frauen.« Er legte ihr eine Hand auf ihre Finger, um ihr mit dem Schlüssel zu helfen, und die Berührung durchfuhr sie wie ein Stromstoß. »Aber zuallererst möchte ich etwas anderes tun.«

Oh Gott! »Was denn?«

Er trat so nahe an sie heran, dass sein Atem ihr Haar aufblies. Seine warme, besitzergreifende Hand auf ihrem Rücken versengte die nackte Haut zwischen ihren Shorts und ihrem Top. »Überraschung.«

Langsam drehte sie den Türknauf. »Ich hasse Überraschungen.«

»Was du nicht sagst.« Er schob die Tür auf und geleitete sie nach drinnen. »Dann finde ich es aber ziemlich seltsam, einen Montagabend damit zu verbringen, sich entführen zu lassen.«

Sie hatte die Wohnung dunkel zurückgelassen, sodass jetzt aus allen Winkeln Schatten krochen.

»Ich habe das nicht wegen des Nervenkitzels getan.« Sie fasste nach einer Lampe, aber seine Hand schloss sich über ihrem Unterarm und zog sie so nah an sich heran, dass sie seine Brust, seinen Bauch, sein Becken und seine Schenkel durch den dünnen Stoff ihrer spärlichen Bekleidung spürte.

»Dann hast du Glück«, flüsterte er. »Denn ich biete sehr viel mehr als das.«

Sie schloss die Augen. Sie würde es für Keisha tun. Sie würde alles tun ... was es auch sei.

2

»Eines muss ich wissen, bevor wir weitergehen.« Johnny lockerte seinen Griff, ohne ihre schlanke Taille loszulassen. Er spürte, wie sie den Bauch anspannte. Erwartungsvoll? Oder ängstlich? Nein, nicht ängstlich. Jemand, der sich für viel Geld bewusst in Gefahr begab, kannte keine Angst.

»Keine persönlichen Fragen«, schränkte sie ein.

Aha, jetzt wurden schon Regeln aufgestellt. »Hast du Knoblauch da?«

Sie entwand sich und schaltete eine Lampe an. »Knoblauch? Habe ich auf eurer Website aus Versehen das Vampirkästchen angeklickt?«

Er lachte und musterte sie erstmals bei Licht. »Ich gehe nur meine Alternativen durch«, erwiderte er und verweilte einen Augenblick auf ihrer Samthaut, die noch vom Schweiß feucht glitzerte, und den Nippeln, die sich durch ihren Sport-BH abzeichneten. Sie war eindeutig sehr sportlich, aber immer noch so weiblich, dass man schwer wegsehen konnte.

Sie legte eine Hand auf ihre Hüfte und lenkte seinen Blick wieder auf ihr Gesicht. »Sollte ich nicht diejenige sein, die zwischen Alternativen wählt?«

»Absolut. Du bist die Kundin, Honigmäuschen, und die Kundin ist die Königin.«

Hinter ihr öffnete sich ein geräumiges Wohnzimmer, das mit Möbeln in gedeckten Farben eingerichtet war und ziemlich vollgestopft wirkte. Eine Wand wurde von einem verzierten Marmorkamin beherrscht, ein dreiteiliges Erkerfenster ging auf den Common Park hinaus. Er schob sie beiseite und ging an ihr vorbei. »Wo ist die Küche?«

»Warum?«

Er wandte sich zu ihr um und trat an sie heran, kam ihr absichtlich nahe, um sie herauszufordern und den Duft ihres Shampoos zu riechen. »Da bewahrst du doch wahrscheinlich deine Messer auf, stimmt's?«

Sie verschränkte die Arme und rührte sich nicht. »Willst du mir Angst machen?«

Irgendjemand sollte das tatsächlich mal tun, dachte er. Jemand sollte ihr beibringen, dass man nicht fremde Männer

mit nach Hause nimmt. Schon gar nicht Männer, die einen zuvor auf der Straße gepackt und in ein Auto gestoßen hatten.

Aber er war nicht für ihre Erziehung zuständig. Er war hier, um sie vor eventuell drohenden Gefahren zu bewahren. Und dafür gab es zwei ebenso einfache wie angenehme Varianten. Die eine würde dem ungeschriebenen Gesetz der Bullet Catcher entsprechen. Die andere mehr ihrem anzüglichen Angebot.

»Nein.« Er ging auf eine Tür zu, die wie erwartet in eine unbeleuchtete Küche führte. »Ich will dir was zu essen machen.«

Er schaltete das Neonlicht ein und zuckte zusammen. »Puh! In dem Licht kann ich nicht arbeiten.« Er drückte erneut den Schalter, und sie griff nach einer antiken Tischlampe, die einen kleinen eingebauten Schreibtisch mit Papierstapeln und einem zugeklappten Laptop beleuchtete.

»Arbeiten? Was denn?«

Der Herd war alt und dazu auch noch elektrisch, wie ärgerlich. Aber es gab genügend Arbeitsfläche und Bewegungsfreiheit. »Keine Mikrowelle? Doch noch nicht alles zu spät für dich, Goldlöffchen.« Er begann, die Schranktüren zu öffnen. Teller, Gläser, Kaffeetassen. »Und die Vorräte?«

Sie legte ihre Hand auf seinen Unterarm. »Ist das dein Ernst?«

Er zog seinen Arm unter ihrer Berührung weg, bis er ihre Hand zu fassen bekam und sie eng an seine Brust zog. »Wenn du Pasta da hast, Baby, und Tomaten oder so was in der Art, wirst du gleich sehen, wie ernst ich es meine.«

Die Winkel ihres hübschen Mundes zuckten. »Im Kühlschrank.«

»Frische Petersilie?«

Sie ließ das Lächeln zu, das sie sich bislang verkniffen hatte. »Von allen Rettern dieser Website erwische ich ausgerechnet Jamie Oliver.«

Johnny ließ ihre Hand los und setzte ein verschmitztes Grinsen auf. »Ich will jetzt nicht übertreiben, aber ich bin noch ein bisschen einfallsreicher als der.«

Sie betrachtete sein Gesicht. Offenbar wusste sie nicht recht, wie sie ihn einschätzen sollte. Ein bisschen geheimnisvoll zu sein war gut, andererseits wollte er nicht, dass sie zu viele Fragen stellte.

»Ich möchte dich was fragen«, sagte sie.

Vielleicht sollte er sie küssen. Vielleicht war nicht genug Zeit, um sie mit einer Pasta alla Puttanesca abzulenken.

»Keine persönlichen Fragen.« Zwinkernd fasste er ihr Kinn und drehte ihren Kopf in seine Richtung. »So sind die Spielregeln.«

Sie ließ sich nicht abbringen. »Warum hat dich der Typ im Transporter Arschloch genannt?«

Sie hatte es also doch gehört. »Weil ich ... eines sein kann.«

»Kennst du ihn?«

»Klar. Schon lange.« Er drehte sich rasch um und öffnete die Kühlschranktür. »Was haben wir denn hier? Rote Paprika? Super, Schätzchen, da kann ich –«

»Du kannst mir was erklären.«

»Mal sehen. Was möchtest du denn wissen?«

»Er hat nicht damit gerechnet, dass du so schnell eingreifst, nicht wahr? Warst du überhaupt derjenige, der mich retten sollte?«

Johnny trat vom Kühlschrank zurück und schloss die Tür. Alles, was er über Undercovereinsätze wusste, stammte von Dan Gallagher, einem FBI-Beamten, der vor langer Zeit in seine Familie eingeschleust worden war. Und einer der besten Tipps, die er von ihm bekommen hatte, lautete: Wenn du mit der Wahrheit konfrontiert wirst, versuche, sie ins Absurde zu ziehen.

Johnny setzte ein bedächtiges Schmunzeln auf. »Volltreffer, Baby. Ich war zufällig um Mitternacht auf der Charles Street unterwegs und dachte: Komm, pack dir einfach die Kleine ins Auto!« Als sich ihre Augen zu Schlitzen verengten, zeigte er scherzhaft mit dem Finger auf sie. »Jetzt hast du mich erwischt. Ich wusste ganz zufällig, dass du genau in dem Moment entführt werden solltest, und dann habe ich, zack, alles vereitelt, um dich ganz für mich alleine zu haben.«

»Trotzdem«, sagte sie misstrauisch. »Irgendwas war da seltsam.«

Langsam ließ er seine Hand über ihr Haar gleiten. Ihre Härchen stellten sich auf, und die Brustwarzen, die er gerade schon bewundert hatte, dehnten den dünnen Baumwollstoff ihres Shirts noch mehr.

»Seltsam ist, dass wir immer noch darüber reden«, sagte er leise und zog sie an sich. »Dieser Teil ist abgehakt. Jetzt kommen wir zu der De-luxe-Rettung. Bei mir gehört da zufällig ein leckeres kleines Extra dazu. Es sei denn ...« Sein

Leinenhemd streifte ihre Brüste, und ihre Lippen öffneten sich. »... du möchtest den Teil mit der Küche auslassen und direkt ins Schlafzimmer gehen.« Er vergrub seine Finger tiefer in ihr seidiges, dichtes Haar. »Du bestimmst, Püppchen.«

Sie musterte ihn immer noch unsicher, ohne sich zu rühren. Wenn er jetzt nicht schnell etwas unternahm, würde sie eins und eins zusammenzählen. Er senkte seine Hand, streifte den BH-Träger und fuhr dann über ihre Haut bis zu der üppigen Wölbung ihrer Brust. Er konnte fühlen, wie ihre Nippel sich verhärteten und wie ihr Herz hämmerte.

Sie legte ihre Hand auf seine und drückte sie fester an sich, sodass seine Finger ihre ganze Brust umfassten.

»Auf keinen Fall.« Sie schob seine Hand weg. »Ich komme um vor Hunger.«

Sage spürte noch immer das Gewicht von Johnnys Hand auf ihrer Brust und die feuchte Spannung, die sie zwischen ihren Beinen ausgelöst hatte, als sie eine Minute später Keishas Zimmertür hinter sich abschloss. Sie schloss die Augen und legte ihre Hand genau auf die Stelle, wo seine zuvor gelegen hatte. Verdammt! Kein Wunder, das er diesen Job hatte. Dieser Gourmetkoch-Callboy war wirklich gut darin.

»Mannomann!« Sie stieß das Wort mit einer gehörigen Portion Selbstverachtung aus. Was war nur los mit ihr? Ehe er sie mit diesen Augen endgültig zum Schmelzen brachte, sollte sie ihn erst einmal überprüfen. Warum war der Fahrer des Transporters so sauer gewesen?

Sie bootete Keishas Laptop, der auf einem Queen-Anne-Sekretär in einer Ecke stand.

Während das Gerät hochfuhr, klopfte sie ungeduldig mit den Fingern auf die Schreibtischplatte. Sie wollte sich nicht setzen, nicht einmal Keishas Duft einatmen, der immer noch in der Luft hing, einen Monat nachdem sie in diesem Bett gestorben war. Es war gruselig, sich in diesem Zimmer aufzuhalten. Seit dem Tag, als sie die Website gefunden und ihre fruchtlosen privaten Ermittlungen begonnen hatte, war sie nicht mehr hier gewesen.

Sage betrachtete das große Poster mit den Tänzerinnen, das den Großteil einer Wand einnahm. Dreiundzwanzig der schönsten Frauen Bostons, spärlich bekleidet, ein Vermögen an gebleichten Zähnen und Brustvergrößerungen, stabile Knochengerüste und lebenslanges Tanztraining. Und mittendrin quicklebendig Keisha Kingston.

Doch jetzt war sie tot.

Der Internetbrowser öffnete sich, und Sage tippte rasch »www.takemetonight.com« ein. Die Homepage gab sich als harmlose Singlebörse aus, die adäquate Partner und die »Liebe Ihres Onlinelebens« versprach.

Sage zog den Cursor auf ein herzförmiges Feld, auf dem »Lass dich fesseln ...« stand. Mit einem Klick öffnete sie das Fenster mit dem Passwortfeld, und als sie ihr Passwort eingegeben hatte, verschwand die Tarnseite, und die echte Homepage in Rot und Schwarz erschien.

Sie klickte auf »Unsere Retter«, und sofort ploppten auf dem Bildschirm Fotos von verträumt dreinblickenden Beaus mit nacktem Oberkörper auf, daneben leuchtend pink umrandet ihre Namen: Dusty, Thorpe, Coulter, Lincoln, Ellis, Blaine.

Sie scrollte nach unten. Da war ein strahlender Blonder namens Leander. Ein umwerfender Schwarzer, der Samir hieß. Ein verwegener Soldat in zerrissenen Armeehosen namens Slade.

Aber kein gelockter Koch mit dem Namen Johnny.

Dabei hätte er mit seiner muskulösen Brust und dem Gesicht eines Herzensbrechers perfekt ins Bild gepasst. Aber, sie scrollte weiter, mehr Retter gab es nicht.

Es war natürlich möglich, dass er einfach nicht mit aufgelistet war. Auf der Hauptseite hieß es »Einige unserer Retter«. Sie wanderte nach oben und musterte Dusty, Thorpe und die anderen Jungs. Instinktiv hob sie ihre Hand und streifte die Brust, die er gerade noch berührt hatte. Oh ja! Johnny Christiano konnte sie alle in die Tasche stecken.

Aber warum war er nicht dabei? Und warum hatte er ihre Entführung viel zu früh beendet? Warum hatte der Fahrer des Transporters ihn ein Arschloch genannt? Und nicht zuletzt: Wusste er etwas über Keishas Entführung?

Er klopfte an die Tür. »Ich habe eine Flasche Merlot gefunden, Prinzessin. Möchtest du einen Schluck?«

Fast hätte sie die Website vorschnell weggeklickt, besann sich dann aber eines Besseren. Stattdessen schloss sie die Tür auf und öffnete sie, um ihn hereinzulassen. »Warum bist du nicht auf der Website?«

Er zuckte nur leicht mit der Schulter. »Klar bin ich da.« Er trat in den Raum und hielt ihr ein Glas Rotwein entgegen. »Auf die Fantasie.«

Sie nahm das Glas und stellte es so unsanft auf Keishas Schreibtisch ab, dass ein paar rote Spritzer auf der Platte landeten. »Ich finde dich aber nicht.«

Er trat vor das Poster. Klar, er war auch nur ein Mensch, besser gesagt, ein Mann. Würde er sagen, was alle sagten, »Wow, kennst du all diese Mädels?«, oder käme da eine andere Reaktion?

»Und wo bist du?«, wollte er wissen.

»Tut mir leid, wenn ich dich enttäuschen muss, aber ich bin kein Schneehäschen.«

»Nein?« Er sah sie von der Seite an. »Magst du lieber Hühnchen?«

Sie musste beinahe lachen, doch dann deutete sie auf die umwerfende Schwarze mit schokobrauner Haut und espressobraunen Augen. »Keisha Kingston. Meine Mitbewohnerin.« Sie hielt ihre Stimme neutral. »Hast du sie mal kennengelernt?«

»Deine Mitbewohnerin?« Mit gerunzelter Stirn sah er noch einmal hin. »Ich dachte, du lebst allein.«

»Hast du sie mal kennengelernt?«, wiederholte sie.

»Nein.« Er betrachtete einige der wunderschönen Gesichter und Körper genauer. »Das sind die Cheerleader für das neue Basketballteam bei der NBA? Die New England Blizzards?«

Als ob es in ganz Boston einen Mann gäbe, der nicht wusste, wer die Snow Bunnies bei der National Basketball Association waren. »Genau genommen, sind sie Tänzerinnen, keine Cheerleader.« Sage deutete auf den Laptop. »Warum bist du nicht auf der Seite?«

Es fiel ihm wahrscheinlich schwer, sich von der Wand mit den Mädchen zu trennen, aber er schaffte es, zumindest einen kurzen Blick auf den Bildschirm zu werfen. »Nächste Seite«, sagte er und war mit den Augen schon wieder beim Poster.

Sie klickte, bekam aber nur die Seite, die sie schon kannte. »Du bist nicht da.«

»Hier.« Er schob sie mit starken Händen beiseite, griff nach dem Laptop und ließ seine langen Finger sicher und gewandt über die Tasten fliegen. Sie hätte sehen können, was er eingab, aber sie war viel zu sehr in den Bann geschlagen von seinen Händen, den vereinzelt dunklen Härchen und den breiten Gelenken. Dieser Mann hatte wundervolle Hände. Er war überhaupt wundervoll.

Eine neue Seite kam hoch, und da war er. Mit nacktem Oberkörper, einen gedachten Punkt in der Ferne fixierend, beide Arme über dem Kopf, um seinen imposanten Bizeps und die steinharte Brust hervorzuheben. In dem pinken Quadrat stand »Johnny«.

»Oh.« Sie konnte die Enttäuschung in ihrer Stimme kaum verhehlen. Ihr war nicht ganz klar, warum, aber sie war seltsam enttäuscht, dass er tatsächlich einer von denen war. Wie dumm, denn schließlich war er ihre einzige Verbindung zu dem, was Keisha zugestoßen war. Aber er war auf eine gewisse Art sehr süß. Er war anders als diese Möch-tegernmodels, die sich für ein bisschen Spaß verkauften. »Aha, du hast sogar eine eigene Seite?«

»Langjährige Mitarbeit bringt gewisse Privilegien mit sich.« Er blickte mit schief gelegtem Kopf zum Poster. »Wo ist denn deine Mitbewohnerin heute Abend?«

»Ausgegangen«, log sie spontan. »Kennst du eines der anderen Mädchen?«

»Sollte ich?« Er trat wieder vor das Poster und las mit prüfender Miene die Namen vor. »Vivian, Diana, Pamela, Claire. Nein, ich hatte noch nicht das Vergnügen.« Er unterbrach sich, um eine Rothaarige zu mustern, die, wie Sage wusste, Stammkundin bei taketonight.com war. Sie hatte ihr geholfen, sich dort anzumelden.

»Das ist Ashley McCafferty«, sagte sie. Die Kamera hatte ihr diabolisches Lächeln, den Hauch von Sommersprossen und ihre irisch grünen Augen eingefangen, nicht aber die unterschwellige Traurigkeit, die das Mädchen stets umgab. »Sie ist toll, nicht?«

Unbeeindruckt hob Johnny eine Schulter und eine Augenbraue. »Nicht mein Typ.«

Bestimmt tauschten sich diese Retter beim Bier oder per E-Mail aus. Er *musste* irgendetwas wissen.

Sage nahm beiläufig das Glas Wein, das er für sie mitgebracht hatte, und trank einen Schluck. »Und? Hast du von den Mädchen hier schon mal eines gerettet? Sie sind Stammkundinnen bei euch.«

Mit einem Zwinkern in den Augen wandte er sich zu ihr um. »Ich rede nicht darüber, wen ich küsse.«

»Aber Küssen gehört zu deinem Job.«

Seine Lippen spitzten sich. »Wenn du das möchtest.«

Ihn heißmachen, das könnte funktionieren. So heiß, dass er sich nicht mehr im Griff hatte, dann würde er ihr vielleicht wenigstens verraten, an wen sie sich wenden musste. Das entsprach nicht unbedingt den Methoden, die sie auf der Journalistenschule gelernt hatte, aber es könnte funktionieren.

Sie stellte das Glas ab und lockte ihn mit dem Zeigefinger.

Er wirkte leicht überrascht. »Ja?«

»Ja. Ich habe das De-luxe-Paket bestellt, schon vergessen?« Sie gab dem Wort eine besondere, anzügliche Betonung.

Er trat einen Schritt auf sie zu und knirschte leicht mit den Zähnen. »Wir haben noch die ganze Nacht vor uns, meine Süße. Ich dachte, du brauchst erst was zu essen.«

»Was ich brauche, ist ...« Sie fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen. »... eine Entschädigung für die zweitausend Dollar, die ich in eine Entführung investiert habe, die nie stattgefunden hat.« Sie streckte die Hand nach ihm aus, und professionell wie er war, kam er sofort zu ihr und schloss diese unglaublichen Arme um sie. Er duftete wie der Park, frisch und erhitzt vom Laufen.

»Hör zu, Baby«, flüsterte er, den Mund an ihr Ohr gelegt. »Du machst einen Riesenfehler.«

Sie bog den Kopf zurück und sah ihn an. »Ach ja?«

Er zeichnete mit einer Fingerspitze ihre Unterlippe nach. Mit dem anderen Arm zog er sie noch enger an sich, sodass sich die Wölbung seiner Erektion gegen ihren Bauch presste.

»Du solltest dir meine Puttanesca nicht entgehen lassen. Die ist hitverdächtig.«

Sie entzog sich leicht. »Ich habe für Sex bezahlt, nicht für Spaghetti.«

»Aber warum nicht beides bekommen? Komm schon.« Er versuchte, sie zur Tür zu lotsen. »Essen wir was. Und dann sehen wir weiter ...«

»Jetzt.«

Bei dem Wort drang ein kaum hörbares Stöhnen aus seiner Kehle, und ein Ausdruck der Überraschung huschte über sein Gesicht. »Sage«, flüsterte er. »Wir haben noch die ganze Nacht.«

Sie verengte ihren Griff um seinen Oberarm, und seine stählernen Muskeln zuckten unter ihren Fingerspitzen. »Möchtest du wissen, was ich denke?«

»Lieber nicht«, erwiderte er mit einem halben Lächeln.

»Ich denke, du bist ein Schwindler.«

»Ja?« Seine langen Wimpern verdichteten sich, als er ungläubig die Stirn in Falten legte.

»Ich denke, du bist nicht echt. Genauso falsch wie die Entführung. Du bist viel zu nett, um eine Frau zu bumsen, die du nicht kennst.«

»Das glaubst du?«

Sie nickte. »Das weiß ich.«

Noch ehe sie den nächsten Atemzug machen konnte, verschloss er ihren Mund mit seinem und küsste sie so stürmisch und gekonnt, dass sie das Gefühl hatte, der Boden würde ihr unter den Füßen weggezogen.

»Du weißt nichts, Baby«, murmelte er gegen ihre Lippen. »Gar nichts.«

3

Der Instinkt gewann die Oberhand. Der Instinkt, der einem Mann sagte, was er tun musste, um seine Tarnung nicht zu gefährden. Und dann noch ein anderer, archaischer Instinkt, der Blitze durch seinen ohnehin längst steinharten Schwanz sandte, als er zum ersten Mal diese ebenso willige wie erregende Frau berührte, und erst recht, als er ihren Mund kostete.

Er trat einen Schritt auf das Bett zu, doch sie murmelte: »Nein«, und schob ihn mit einer Hand zur Tür, während sie sich gleichzeitig mit der anderen auf eine Art und Weise an seinem Gürtel zu schaffen machte, die alles andere als *Nein* bedeutete. »Mein Zimmer.«

Also gut, dieses Weib war fest entschlossen zu bekommen, wofür sie bezahlt hatte. Aber er wurde dafür bezahlt, sie zu beschützen ... nicht sie zu befriedigen. Er versuchte, sich körperlich und geistig zu wappnen, doch sie setzte nach, mit einem weiteren sengenden Kuss und gierigen, drängenden Händen.

Ohne sich von ihm zu lösen, ohne die Verbindung von Lippen, Zungen, Händen und Körpern zu trennen, führte sie ihn durch den Flur in ein anderes Zimmer, das im Dunkeln lag. Durch das geöffnete Fenster stieg ihm der nächtliche

Geruch der Stadt in die Nase und rief den Bodyguard in ihm wach.

Doch der Mann in ihm drängte zwischen diese langen, seidigen Beine, die ihn umschlangen. Runde, feste, köstliche Brüste füllten seine Hände. Blut rauschte durch seine Adern. Haut brannte unter seinen Küssen. Zwei triebgesteuerte Körper fielen auf das ungemachte Bett, das gleich noch verwüsteter aussehen würde.

Mit Sicherheit hatte Lucy das nicht im Sinn gehabt, als sie ihn losgeschickt hatte, um einer abenteuerlustigen jungen Frau die Lust an Entführungsfantasien auszutreiben. Aber der Callboyservice gehörte zu seiner Tarnung, und seine Kundin erwartete das Spezialangebot des Hauses. Und das schnell und hemmungslos.

Sie schob ihre Hand in seine Hose, umschloss seinen Schwanz und drückte zu. Er schnappte nach Luft und begann in ihre Faust zu gleiten, während sie mit ihrer anderen Hand den Gürtel öffnete.

»Oh, sieh mal einer an«, gurrte sie anerkennend, als sein Glied zum Vorschein kam.

Ja, sieh einer an. Von wegen Beschützer der Unschuldigen. Seine Waffe steckte im Halfter und sein Schwengel in ihrer Faust. »Sage –«

»Schsch.« Sie brachte ihn mit einem Kuss zum Schweigen. »Lass mich machen.« Sie senkte den Kopf. Ihr Haar in seinen Händen fühlte sich so weich und erregend an, ihr Duft nach exotischen Früchten ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen.

Er hatte die Wahl. Entweder seine Tarnung auffliegen lassen oder ... Sie schloss ihren Mund über seinem Glied.

»Oh, Süße!« Vergiss es! Er hatte keine Wahl mehr.

Ihre Lippen umschlossen ihn so fest und feucht und aufreizend, dass er fast aufgeheult hätte. Er schob seine Hände unter ihre Arme, um sie hochzuziehen, aber ihre Haut war so sanft und warm und geschmeidig, dass er nicht anders konnte, als unter das enge Top zu schlüpfen und ihre Brüste zu fassen. Sie zu kneten und die harten Knospen zwischen seinen Fingern zu reiben.

Sie stöhnte vor Lust auf und bedankte sich, indem sie seinen Schwanz noch tiefer in den Mund schob. Schweißperlen bildeten sich in seinem Nacken, und das Blut rauschte rhythmisch in seinen Ohren, während sie rieb und saugte. Sein Atem ging flach und abgehackt, und seine Lungen schienen fast zu platzen. Sein Hintern prickelte heiß, seine Eier pulsierten, sein Hirn war leer, und jede Zelle in seinem Körper vibrierte vor Schmerz und Lust.

Wollte sie, dass er so kam?

»Baby ...« Er versuchte, sie hochzuziehen, erwischte aber nur den Sport-BH. Sie zog ihren Mund von ihm weg, und er hätte fast laut aufgestöhnt in einer Mischung aus Enttäuschung und Erleichterung, doch sie zog nur ihr Top aus, um ihm ungehinderten Zugang zu ihren Brüsten zu gewähren, und machte sich dann erbarmungslos wieder an seiner pochenden Erektion zu schaffen.

Sie leckte ihn einmal. Dann noch einmal. Saugte an seinem Hodensack und ließ ihre Zunge über seine glühende Haut gleiten. Er würde das ... keine ... Sekunde ... länger –

Augenblick mal. Wer war hier eigentlich der Kunde, wer die Hure?

Es gelang ihm schließlich, sie hochzuziehen. Ihre nackten Brüste glitten über sein – noch immer zugeknöpftes – Hemd, bis ihre Gesichter auf einer Höhe waren.

»Hör mal«, sagte er, und seine Stimme war ebenso rau wie ihre Atmung. »Gib mir eine Chance, sonst explodiere ich gleich.«

»Ach ja?« Offenbar entzückt, nahm sie seine Eier in die Hand und fing wieder an, sein Glied zu reiben. »Sag mir Bescheid, wann.«

Er nahm ihre Hand und löste sie mit entschlossenem Druck. »Jedenfalls nicht jetzt.« Er dämpfte die Schroffheit seiner Stimme, indem er ihre Finger an den Mund legte und sie sanft und aufreizend küsste. »He, Engel, wer besorgt es hier eigentlich wem?«

Sie zuckte im Dunkeln zusammen. »Magst du das nicht?«

Er schnaubte leise. »Und ob ich das mag. Aber als ich das letzte Mal nachgesehen habe, floss das Geld für die Deluxe-Behandlung in die andere Richtung.« Er legte sie rücklings auf das Bett. Seine Augen hatten sich so weit an das Dunkel gewöhnt, dass er die Form ihrer Brüste erkennen konnte. Die dunkle Aura ihrer Brustwarzen. Die schmale Taille und die köstliche Wölbung ihres Unterleibs. Ihr Bauch hob und senkte sich unter flachen, durch die Erregung zittrigen Atemzügen.

Er ließ einen Finger unter den Gummibund ihrer tief sitzenden Laufshorts gleiten. »Also dann«, brachte er mit ei-

nem leisen, neckenden Lachen heraus. »De luxe ...« Er schob seine Hand hinein, tiefer, über ihren flachen Bauch bis zu ihrem Vlies aus herrlichem weichem Haar. »Das bedeutet ...« Sein Mittelfinger streichelte ihren Venushügel. »Das hier ...« Sie war feucht und bereit. »... ist für dich.« Er versenkte den Finger in sie und schloss die Augen, als er spürte, wie sie ihren festen Muskel um ihn herum zusammenzog. Es war heiß und eng an diesem magischen Ort, am Zentrum aller Weiblichkeit. »Für dich«, wiederholte er mit einem Kuss auf ihren Mund.

Sie schnappte nach Luft und hob ihr Becken an. »Nein«, flüsterte sie.

Nein? Sie bewegte sich nicht, als meinte sie Nein. So wie sie atmete, meinte sie nicht Nein. Und auch ihre Küsse sprachen eine andere Sprache. Er bewegte den kleinen Knopf sanft hin und her und drang mit zwei Fingern in sie ein.

Ihr Körper erschauerte. Er senkte seinen Kopf und sog an ihrer Brustwarze, glitt mit der Zunge darüber und knabberte behutsam an der süßen Knospe, um dann zu ihrer Kehle hochzuwandern und den Schweiß von ihrer Haut zu lecken, der nach Salz und Weiblichkeit schmeckte. Wenn er ihr Lust bereitete, sie befriedigte, würde er den unausgesprochenen Moralkodex der Bullet Catcher nicht verletzen. Der besagte nur, dass man seine Klientinnen nicht ficken sollte.

Wobei ihm die Vorstellung auch nicht aus dem Sinn gehen wollte, verdammt noch mal!

»Nein«, murmelte sie erneut. »Nicht ich.«

Er wackelte mit dem Finger, sodass sich ihre Muskeln anspannten. »Doch, du.«

Sie atmete schwer und biss sich auf die Lippen. »Nein«, wiederholte sie und zog seine Hand aus ihren Shorts. »Ich ... will ... dich. Ich ... will ... dich. Ich ...«

»Ich hab's verstanden.« Er lachte leise, während er ihre aufgestellten Nippel mit raschen kleinen Bewegungen rieb. »Du willst mich.«

Sie stützte sich auf einen Ellbogen und starrte ihn an. »Ich will dich in meinem Mund.«

Wie sollte er sich dagegen wehren? »Aber du –«

»He«, unterbrach sie ihn und klopfte ihm auf die Brust. »Die Kundin ist Königin.«

Jetzt hatte sie ihn. Ihre Finger schlossen sich um sein Glied, das in ihrer Hand noch mehr anschwellte.

Erneut tauchte sie ab und nahm seinen Schwanz in ihren Mund, um unter langem bedächtigem Stöhnen mit ihren Zähnen darüberzufahren.

Das war's. Er hatte verloren.

In genüsslicher Hingabe ließ er sich in das Kissen sinken, strich sich mit beiden Händen die Haare aus dem Gesicht und nahm beim Einatmen einen Hauch ihrer würzigen Feuchte wahr, die noch an seinen Fingern haftete. Ihr Duft raubte ihm fast den Verstand.

Sie liebte seine Kappe, rieb den Schaft und ließ dabei nie seine Eier los. Mit geschlossenen Augen gab er sich der Lust hin und ließ sein ganzes Blut an diesem einen Ort zusammenschießen, bis sein Glied härter war, als er es je für möglich gehalten hatte.

»Sage, Süße. Bitte ...« Er vergrub seine Hände in ihrem goldblonden Schopf, als die Anspannung stieg. In seinem

Hintern. In seinem Unterleib. Bis in die Zehenspitzen spürte er, wie sich brodelnd die Eruption ankündigte. Er begann unkontrolliert zu zucken, nahm nichts mehr wahr. Es war so weit. »Ich komme, Süße. Ich ...«

Sie ließ ihn so unvermittelt los, dass ihm der Atem stockte. »Noch nicht!«, sagte sie.

Oh Mann! Er spannte seinen Körper an und konzentrierte jede Gehirnzelle auf eine einzige Aufgabe. Stopp! Stopp! *Stopp!*

Es wäre leichter gewesen, einen führerlosen Zug anzuhalten. Aber er ging tief in sich und fand die nötige Kraft und den letzten winzigen Zipfel von Selbstbeherrschung. Stopp! Er konnte kaum schlucken, sich bewegen oder atmen, aber zumindest würde er jetzt nicht bis zum Common Park spritzen.

Sie setzte sich rittlings auf ihn, ihre Brüste schimmerten im schwachen Licht, feucht von seinem Mund, fest und aufgerichtet vor Erregung. Sie legte sich mit dem Becken auf seine Hüften und schloss ihre Oberschenkel um seine Erektion, um sie zwischen ihren Beinen an dem glatten Stoff ihrer Laufshorts zu reiben.

Er stieß ein Stöhnen aus tiefster Kehle aus.

Sie stützte sich mit den Armen rechts und links von seinem Kopf auf, sodass ihre Brüste knapp über seinem Mund schwebten, und rieb fester.

»Was meinst du wohl, woraus ich gemacht bin?«, röchelte er. »Das wäre selbst für Superpornomann zu viel.«

Lächelnd setzte sie sich auf und raubte ihm dabei einen ihrer wundervollen Nippel. Sie schloss wieder ihre Faust um

sein Glied und fing an, es zu reiben. »Johnny? Ich möchte etwas.«

Alles. Was immer du willst. Er streckte die Hand aus, um ihre Brust zu streicheln. »Ja?«

»Ich möchte reden.« Sie tippte mit dem Finger an seinen Schwanz, als würde sie in den Gelben Seiten blättern. »Können wir reden?« Sie liebte seine Hoden. »Bitte!«

Okay. Das war ein Test. Ein richtig knallharter, schmerzhafter, unmöglich zu bewältigender Belastungstest. Den er auf jeden Fall vermasseln würde. »Was immer du willst, Püppchen.« *Hör bloß nicht auf!*

Sie kletterte von ihm herunter, ohne ihre feuchte Hand von seinem steinharten Schwanz zu nehmen oder mit dem Reiben aufzuhören.

Reden. Ja. Das würde sicher gehen. Er schob sich tiefer in ihre unbarmherzige Faust. »Worüber willst du reden?«, krächzte er.

»Ich möchte über etwas ganz Bestimmtes reden ...« Sie umkreiste die pulsierende Eichel mit dem Daumen. Immer rundherum, ganz langsam, unerträglich elektrisierend. Der Druck nahm wieder zu, der Druck aus Erregung, Schmerz, Ekstase. »Die Firma, für die du arbeitest.«

Binnen eines Augenblicks schoss alles Blut zurück in seinen Kopf und klärte seinen Verstand.

»Was ist damit?« Seine Stimme klang jetzt nicht mehr angestrengt, sondern vollkommen beherrscht. Die Bullet Catcher? Wusste sie davon?

»Ja.« Sie krümmte ihre Finger um sein Glied und fuhr dann mit einem Fingernagel über eine pulsierende Vene.

»Wer da beschäftigt ist. Wer was macht, wer die Entscheidungen trifft, wer eure Kundinnen sind. Also ...« Sie drückte zu. »Einfach alles.«

»Sieht so aus, als hättest du mich in der Hand, Prinzessin.« Sein Lachen klang rau und forciert, denn eigentlich war an dieser Situation wirklich nichts Witziges.

Okay. Der Übergang war alles andere als sanft gewesen. Aber Sage hätte nie erwartet, dass so etwas wie eine männliche Hure ihr die letzten Hirnzellen rauben würde. Ihre mangelnde Feinfühligkeit war nicht das Einzige, was ihr Sorgen bereitete. Sie hatte vorgehabt, ihn zu verführen, ihn in die Knie zu zwingen und dabei eine gewisse Selbstachtung zu bewahren.

Ha! Sie hatte noch nicht einmal ihr Oberteil anbehalten. Und, um ehrlich zu sein, war ihr Stöhnen alles andere als vorgetäuscht gewesen. Wer hätte gedacht, dass der Beinahe-Sex mit einem gut gebauten Callboy sie mehr zum Schnurren bringen würde als jeder andere Mann bisher in ihrem Leben? Und sie hatte auch noch dafür *bezahlt*.

Sie verdrängte diese störenden Gedanken und überlegte, wie sie bei ihrem Interview vorgehen sollte. Nett anfangen, Vertrauen erwecken, Zunge lösen. Das konnte sie. Sie hatte es geschafft, der Geliebten des Geschäftsführers von Bank-Boston die Wahrheit über die Spielsucht und die Veruntreuungen ihres Liebhabers zu entlocken. Sie hatte den Skandal in der Notaufnahme des Massachusetts General Hospital aufgedeckt, indem sie dem leitenden Gynäkologen ein paar Auskünfte abpresste und bei der Gelegenheit ein paar arrogante Ärzte zur Strecke brachte. Es dürfte ihr nicht schwer-

fallen, diesen Schlaumeier auszuhorchen, diesen Hobbykoch, der für Geld weibliche Sexfantasien erfüllte.

»He, Blondie.« Er steckte erneut seine Hand in den Bund ihrer Shorts und zog sie etwas tiefer – sie hatte ihn nicht länger in der Hand. »Vergiss doch einfach, wer mich hergeschickt hat, und genieß die Tatsache, dass ich hier bin.«

»Mh-mh.« Sie entzog sich seinen vorwitzigen Fingern. »Rede mit mir.«

Er schmunzelte charmant und legte seine abgewiesene Hand auf die Unterseite ihrer Brust, um sie ganz leicht zu streicheln, so leicht, dass sie am liebsten aufgeschrien hätte. »Weißt du, Sage, ich bin wirklich verwirrt.«

Sie wusste nicht, was sie mehr irritierte. Dieser kleine, zarte Unterton in seiner Stimme, der wirklich nach Verwirrung klang, oder die Tatsache, dass er sie beim Namen genannt hatte und nicht Prinzessin, Engel oder Püppchen. Vielleicht war es aber auch die Berührung, die Stromstöße zwischen ihre Beine sandte.

Sanft entfernte sie seine Hand von ihrer Brust. »Was verwirrt dich denn so?«

»Ich wollte reden. Vorhin.«

»Du wolltest Pasta essen.«

»Reden gehört zum Essen dazu. Aber du ...« Er schloss seine Hand über ihrer – die noch immer seine sehr harte, sehr männliche, sehr große Erektion umfasste – und löste sie mit der gleichen Kompromisslosigkeit, die sie gerade an den Tag gelegt hatte. »Du hast es offenbar auf etwas anderes abgesehen. Was ist passiert?«

Passiert war, dass er in Windeseile seine Haltung wiedergefunden hatte, während ihre dahinschwand. »Ich möchte wirklich mehr über takemetonight.com und Fantasy Adventures erfahren«, sagte sie. »Ehe ich dir, na ja, du weißt schon, den Rest gebe.«

Sie hätte schwören können, Erleichterung in seinem Gesicht zu sehen, bevor er kurz seine dunklen Augen schloss. »Du musst das nicht tun, Süße.« Er strich ihr ein paar Haarsträhnen aus dem Gesicht und streichelte ihr mit den Handrücken über die Wange. »Du weißt ja, wenn du zu viel wüsstest, müsste ich dich umbringen.«

Bei den Worten zuckte sie zusammen. War das auch Keisha passiert? Hatte sie zu viel über dieses absonderliche Unternehmen herausgefunden?

»War nur Spaß«, versicherte er ihr und musterte ihren Gesichtsausdruck. »Ich hab nur einen Witz gemacht. Alles in Ordnung?«

Nein. Nichts war in Ordnung. Keisha war tot. Der Gedanke spornte sie an, gab ihr die Kraft, ein treuherziges Lächeln aufzusetzen und ihre Strategie wiederaufzunehmen.

»Ja, schon kapiert.« Sie nestelte am obersten Knopf seines Hemdes. »Aber man wird ja wohl noch fragen dürfen, wer dich geschickt hat. Mehr will ich gar nicht wissen. Und wen du sonst noch so ... hattest.«

Als sie mit dem ersten Knopf fertig war, machte sie sich an den zweiten. Bei dem Gedanken, seine Brust zu sehen, beschleunigte sich ihr Puls.

»Ich habe dir gesagt, dass ich nicht darüber rede, wen ich küsse.«

Sie legte ihre gespreizten Finger auf seine Brust. Keine Behaarung. Seidig weiche Haut über steinharten Muskeln. Sie fingerte am nächsten Knopf. »Ja, ich weiß. Ein anständiger Callboy hat strenge Moralvorstellungen.«

Er regte sich nicht, während sie sein Hemd aufknöpfte. Wundervoll. Sie legte die Hand flach auf sein Brustbein und ließ sie langsam über die einzelnen Brustmuskeln gleiten. Bekam er immer wieder erzählt, was für eine heiße Nummer er war? Leckten sich andere Mädchen die Finger nach ihm? Tat er das jede Nacht?

War sie in Wahrheit *eifersüchtig*?

Sie verbannte den Gedanken in ein Hinterstübchen ihres Gehirns. Vielleicht konnte sie ihn glauben machen, dass er so attraktiv, so besonders, so unglaublich war, dass sie unbedingt mehr über die anderen Frauen wissen musste. Wie viele es waren, wer sie waren, was sie machten. Dann könnte sie ihn fragen ...

Mit einem leisen Schnauben der Enttäuschung ließ sie sich zurück auf das Kissen sinken. Wem versuchte sie hier eigentlich etwas vorzumachen? Sie war halb nackt und meilenweit entfernt von dem, was sie eigentlich vorgehabt hatte, als sie diese Entführung gebucht hatte.

»He«, sagte er sanft und zog sie an sich. »Du denkst schon wieder zu viel, Baby.« Er drehte sich auf die Seite und legte ein Bein über ihres, um sie zu sich herabzuziehen und sich ihrem Mund zu nähern. »Komm, wir knutschen ein bisschen. Dann hörst du garantiert auf zu denken, versprochen.«

Das musste seine Spezialität sein. Er küsste seine Kundinnen ins Nirwana. Ins Vergessen.

Er legte seinen Mund auf ihre Lippen, es fühlte sich gut an, offen, warm, sinnlich und vertraut. Er liebte ihre Brüste und knabberte an ihrer Unterlippe, um sich dann über ihr aufzurichten und, wie sie an der Bewegung seiner Beine erahnte, seine Hose abzustreifen.

Sie würde nie bekommen, was sie wollte. Er müsste sie nur weiter anfassen und liebkosen, und schon würde sie alle ihre Absichten vergessen. Sie stieß gegen seine eindrucksvolle Brust, aber er küsste sie nur noch inniger, schob seine Hand hinten in ihre Shorts und setzte ihren Hintern mit sanftem Streicheln in Flammen. Sie wand sich seiner Erektion entgegen, getrieben von heißem Verlangen.

Verdammt! Das war in der Geschichte des Journalismus mit Sicherheit der erbärmlichste Versuch, mit Hilfe von Sex an Informationen zu gelangen.

Vielleicht sollte sie ihn ein Stück weit einweihen. Vielleicht sollte er wissen, dass sie das hier nicht wirklich gekauft hatte. Sie würde Keisha nicht erwähnen, aber vielleicht

...

»Johnny.« Widerstrebend beendete sie den Kuss. »Ich muss dir was gestehen.«

Er wich zurück. »Du heißt in Wirklichkeit nicht Sage.«

»Doch, doch. Aber ich bin in Wirklichkeit keine Kundin.«

Er musterte sie und nahm dann quälend langsam seine Hand von ihrem Po, um sie auf einen wesentlich unverfänglicheren Teil ihres Körpers zu legen, auf die Taille. »Nein?«

»Nein.« Sie schnellte hoch. »Ich bin Reporterin.«

Seine Augenbrauen schossen in die Höhe. »Ach, tatsächlich?«

»Aber ich schwöre, dass ich nichts von dem, was du sagst, aufnehmen werde. Ich werde weder deinen Namen nennen noch dich zitieren. Ich versuche nur, an Informationen zu kommen.«

Sein Gesicht verriet nichts. »Eine Reporterin.«

»Keine Sorge. Ich schwöre.« Sie legte die Hand auf ihr Herz, auf ihr *unbedecktes* Herz, auf die Stelle, die er gerade noch gestreichelt hatte. Als würde das ihren Schwur glaubwürdiger machen. »Ich werde deinen Namen in meinem Artikel nicht verwenden, auch wenn es nicht dein richtiger Name ist. Ich recherchiere über diese Abenteuerseiten. Das ist mein Job. Ich bin auf der Suche nach ... der Wahrheit.«

Sein Blick senkte sich auf ihre Brust und zoomte dann wieder in ihre Augen. »Interessante Interviewtechnik, die du da hast.«

Sie griff nach ihrem Sport-BH. »Ich dachte ... ich dachte, wenn ich dich ...«

»Ich weiß, was du dachtest.« Er nahm ihr das Top ab und hielt den Halsausschnitt auf, damit sie hineinschlüpfen konnte. »Blas dem Typ einen, dann erzählt er dir alles, was du wissen willst.«

Sie sträubte sich nie gegen die Wahrheit, ganz gleich wie scheußlich sie klang. Sie schob ihre Arme durch die Träger des Tops und zupfte die Körbchen des BHs über ihren Brüsten zurecht. »Ich bin in einer Notlage.«

Er schnaubte leise und blickte auf seine immer noch aufgerichtete Männlichkeit. »Und in eine solche wolltest du mich auch bringen, oder was?«

»Ich wollte den Kerl im Transporter interviewen. Das war mein ursprünglicher Plan.«

»Wäre das dann ein Interview mit Klamotten oder ohne gewesen? Würde mich interessieren, wie du das so machst.«

»Kein Grund, sarkastisch zu werden. Ich hätte eine Stunde mit dem Typ gehabt, der angeblich ihr bester Kidnapper ist. Aber du hast mich vorzeitig gerettet.«

»Ich tue nie etwas vorzeitig.«

»Bitte, kannst du mir nicht ein paar Fragen beantworten?«

Einen Augenblick lang sah er sie nur verwirrt und misstrauisch an. »Du hast das alles also nur getan, weil du einen Artikel schreiben willst? Sehe ich das richtig?«

»Ja.« Irgendwie. Sie hatte tatsächlich versucht, Redakteure von der *Boston Living* für die Idee zu erwärmen, weil sie hoffte, dass sie mit einem richtigen Auftrag leichter recherchieren könnte, leider vergeblich. »Ich habe noch keine Zeitschrift gefunden, aber ich bin als Freie für mehrere Verleger tätig – irgendeiner davon wird mir die Geschichte am Ende abkaufen.«

»Als Freie?«

»Ja, freie Mitarbeiterin.«

Er nickte. »Du bist also freie Journalistin und hast eine Entführung gebucht, um ein bisschen Undercover-Recherche zu machen? Habe ich das richtig verstanden?«

»Ja.«

»Und worauf soll deine Geschichte abzielen?«, wollte er wissen. »Versuchst du, Werbung für das Produkt zu machen? Damit mehr Leute darauf aufmerksam werden?«

Sie runzelte die Stirn. »So was tun Reporter nicht. Ich mache kein Marketing. Ich schreibe die Wahrheit. Ich decke Dinge auf, die falsch oder unethisch sind. Ich Sorge dafür, dass wichtige Geschichten bekannt werden.«

»Was ist daran wichtig, dass Mädels darauf abfahren, sich kidnappen zu lassen?«

Sie zuckte die Schultern. »Es ist ein interessanter neuer Trend.«

Er schnaubte leise. »So kann man es auch sehen.« Er zog seine Hose wieder hoch. »Ich möchte dich etwas fragen, Sage.« Er warf ihr einen scharfen Blick zu. »Das ist doch dein richtiger Name, oder?«

Sie nickte. »Und du heißt auch wirklich Johnny?«

»Ja.« Er schnallte seinen Gürtel zu. »Hast du irgendjemandem davon erzählt, dass du diese Entführung gebucht hast? Ich meine, einer Zeitschrift oder einem Freund oder sonst jemandem?«

»Nein. Ich habe es niemandem erzählt.«

Er legte die Stirn in Falten. »Sicher? Niemand weiß, warum du das hier tust? Noch nicht einmal ...« Er deutete mit dem Daumen Richtung Flur. »Deine Mitbewohnerin, die Cheerleaderin?«

Ihr Magen ballte sich zusammen, aber sie behielt ihre Miene unter Kontrolle. »Ich habe es niemandem erzählt.« Sie straffte den Rücken und schob ihr Kinn vor. »Aber die

Leute von der Website wissen, dass ich gerettet wurde. Wenn du also ... wenn du mir also etwas antun würdest ...«

Er sah beleidigt aus. »Ich werde dir kein Haar krümmen, Prinzessin.« Er fing an, sein Hemd zuzuknöpfen.

»Hör zu, ich werde deinen Namen nicht verwenden«, versprach sie. »Du wirst als anonyme Quelle behandelt. Dein Pseudonym wird sein ... warte ...« Sie suchte nach einem berühmten Pseudonym, das er kennen würde. »Deep Throat.«

Er lachte bitter. »Wie nett. Nein, danke!«

Sie streckte die Arme nach ihm aus. »Bitte! Es ist wirklich wichtig. Ich brauche den Job. Ich brauche das Geld. Das verstehst du doch sicher.«

Sein Blick wurde weicher, während er sich das Hemd in die Hose stopfte. »Also gut. Schieß los! Aber ich kann nicht versprechen, dass irgendetwas Zitierfähiges dabei herauskommt.«

»Bist du mit einem von den Rettern von takemetonight.com befreundet?«, fragte sie.

»Nein.«

»Kennst du die Männer, die die Entführer spielen, oder sprichst du gelegentlich mit ihnen?«

»Nein.«

»Hast du davon gehört, dass bei einer der Entführungen etwas Ungewöhnliches passiert ist?«

Die Frage brachte ihr einen weiteren scharfen Blick ein. »Nein.«

Sie stieß einen Atemzug aus. »Wirst du jede Frage mit Nein beantworten?«

Er blickte auf das zerwühlte Bett. »Ich muss dir sagen, dass mir das erste Interview wesentlich besser gefallen hat.«

»Bitte«, sagte sie. »Das ist eine ernste Angelegenheit.«

»Da bin ich ganz sicher, Süße, aber lass mich ehrlich sein. Ich werde dir gar nichts erzählen. Ebenso wenig wie irgendjemand anders, der für diese Firma arbeitet. Du suchst dir besser ein anderes Thema für einen Artikel.« Mit einem resignierten Seufzer berührte er ihr Haar und strich ihr ein paar Strähnen zurecht. »Wenn es dir nichts ausmacht, gehe ich jetzt.«

»Es macht mir was aus«, widersprach sie, und ihre Stimme brach fast vor Enttäuschung. »Es macht mir sogar sehr viel aus. Ich brauche diese ... Geschichte.«

»He! Wow!« Er setzte sich auf das Bett, Besorgnis im Gesicht. »Du findest sicher jemanden, der dir aus deiner Finanznot helfen kann. Ich meine, schon allein diese Bude hier ist ein Vermögen wert.«

Allerdings. Nur gehörte die Wohnung zu Keisha Kingstons Nachlass, und Sage würde in zwei Monaten ausziehen müssen. »Es ist nicht nur eine finanzielle Sache ... es ist auch eine persönliche Sache.«

»Das ist es immer.« Er küsste sie auf die Stirn und hob ihr Kinn mit dem Zeigefinger. »Aber jetzt musst du mir noch eines verraten. Hast du vor, noch einmal eine Entführung zu buchen?«

»Warum?«

»Ich würde mich gern schon mal als dein Retter vormerken lassen.«

So wie er das sagte, musste sie wider Willen lächeln. Schlimmer noch, ihr Bauch kribbelte, und ihr Herz fing an zu rasen, während weiter unten eine ganze Flut weiblicher Reaktionen ausgelöst wurde. Unter anderen Umständen – sprich, wenn er kein Stricher wäre – würde sie ihn wirklich mögen.

»Und?«, hakte er nach. »Ich muss wissen, ob du das noch mal machen willst.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich denke, man muss eine gewisse Zeit verstreichen lassen, ehe man wieder buchen kann, oder? Außerdem geht mir allmählich das Geld aus, so ganz ohne –« Fast hätte sie *Keisha* gesagt. »So ganz ohne geregelte Arbeit.«

Das schien ihm zu genügen. »Tja, dann viel Glück!« Ohne ihr Kinn loszulassen, senkte er sein Gesicht zu ihr und küsste sie so sanft, dass sie es kaum spürte. »Das nächste Mal aber kaufst du vorher ein paar Tomaten, damit ich eine Puttanesca machen kann. Du kannst eine tröstliche Mahlzeit brauchen.«

Sie blieb regungslos sitzen, bis sie hörte, wie die Vordertür ins Schloss fiel. Dann ließ sie sich rücklings in das Kissen fallen, das noch seine Körperwärme barg, und sog den Duft nach Mann und Moschus ein. Zum ersten Mal hatte sie Sex gegen Geld gehabt, und dann hatte sie den Mann mit ihrem Presseausweis in die Flucht getrieben.

Beim Gedanken an den Computer im Zimmer gegenüber rappelte sie sich wieder hoch. Der Laptop lief noch und zeigte das unbewegte Gesicht von Johnny Christiano. Sie wusste nichts über ihn. Nichts. Nur dass er gern kochte.

Pasta puttanesca. War nicht *puttana* das italienische Wort für Hure?

Wenn Keisha nur hier wäre. Sie hätte diese Ironie verstanden.

Sage blickte wehmütig in die warmen, dunklen Augen ihrer Freundin auf dem Poster. »Okay, ich weiß. Das totale Desaster. Totales Chaos von Anfang bis Ende.«

Keishas strahlendes Kameralächeln würde für immer eingefroren bleiben. Wenn sie nur da wäre, sich in ihr Bett gekuschelt hätte, dann könnten sie Mädchengespräche führen, so wie immer seit dem Tag, als sie sich zum ersten Mal am Boston College begegnet waren. Die Jungs von der Studentenverbindung hatten sie nur »Salt and Pepper« genannt, und sie waren jahrelang unzertrennlich gewesen. Das Gefühl von Einsamkeit traf Sage wie ein Tritt in die Magengrube.

»Weißt du, was echt witzig ist, Keish? Ich fand den Typ richtig nett. Er hatte etwas richtig Süßes an sich.« Sie schluckte und berührte das Gesicht, das nie wieder lachen würde. »Es tut mir so leid, dass ich nicht herausgefunden habe, was mit dir passiert ist. Ich hab's total vermässelt.«

»Was ist mit ihr passiert?«

Sage zuckte beim Klang der Stimme zusammen, ein erschreckter Laut blieb ihr in der Kehle stecken. Sie starrte auf den Mann, der die ganze Türöffnung ausfüllte und sie mit einem Blick bedachte, der alles andere als süß war.

4

Um diese Uhrzeit konnten das keine gute Nachrichten sein. Aber wer auch immer da an Ashley McCaffertys Tür klopfte, lenkte sie immerhin von ihrer Schlaflosigkeit ab. Sie lugte durch den Spion und schnappte nach Luft.

Ganz sicher schlechte Nachrichten.

Sie schwang die Tür auf und starrte ihre Chefin an. »Was gibt's?«

»Hast du Sage Valentine das Passwort gegeben?« Aus Rücksicht gegenüber den Nachbarn in diesem Hochhaus hielt Glenda ihre Stimme gesenkt.

Ashley zwinkerte. Sie würde nicht klein begeben. »Es ist ein Uhr nachts. Ich muss morgen Abend auftreten. Hätten Sie nicht anrufen können?«

Glenda blickte den Flur hinunter, als wollte sie sich mit jemandem abstimmen, der am Aufzug wartete. Bestimmt einer von ihren Muskelprotzen.

Ashley fasste sich unwillkürlich ins Gesicht. Einer von Glendas gedungenen Schlägern brauchte nur einmal mit den Fingern zu knacken, dann wäre ihre Saison beendet.

»Hast du Sage Valentine das Passwort gegeben?«, wiederholte Glenda.

»Und was, wenn? Sie hat eine schwere Zeit hinter sich und brauchte ein bisschen Abwechslung.«

»Sie versucht herauszufinden, warum ihre Mitbewohnerin Selbstmord begangen hat.«

»Und weiter? Ich dachte nicht, dass es schlimm wäre, wenn sie sich auf der Website anmeldet. Ich dachte nicht, es

—«

»Nicht denken!« Glenda stieß die Tür mit einem zornigen Schlag weiter auf. »Fürs Denken wirst du nicht bezahlt.« Sichtlich um Beherrschung bemüht, machte sie einen tiefen Atemzug.

Ashley schluckte und reckte ihr Kinn vor – der Mut hatte sie schon längst wieder verlassen. »Das war eine Standardweiterleitung. Die hätte sie von jeder anderen auch bekommen können.«

Glendas silbrige Augen verengten sich, und ihr Mund verhärtete sich zu einer schmalen Linie, die vom jahrelangen heimlichen Rauchen auf Parkplätzen hinter Kulturzentren und Mehrzweckhallen ausgefranst war. »Ashley, kann es sein, dass du nicht begreifst, was deine Schlamperei für Konsequenzen hat?«

»Was macht es denn für einen Unterschied?«, fragte Ashley und lehnte sich an den Türrahmen. Ihr unterer Rücken schmerzte fürchterlich von den zusätzlichen Kicks, die sie in die Choreografie von »Funkytown« eingebaut hatten. Das war einfach zu viel, so wie sie von allem anderen überfordert war, was die Snow Bunnies tanzten.

»Mit diesem Passwort bekommt man Zugang zu besonderen Erlebnissen«, sagte Glenda. »Sie ... ist keine von uns.«

»Ich verstehe nicht, was daran schlimm sein soll.« Und sie verstand auch nicht, warum Glenda sie deswegen mitten in der Nacht aus dem Bett holte. »Also? Ist irgendwas passiert?«

»Ja, es ist etwas passiert«, zischte Glenda. »Du hast es versaut. Wie gut kennst du das Mädchen?«

Ashley verschränkte die Arme über dem dünnen T-Shirt, in dem sie geschlafen hatte. »Ich kenne sie über Keisha. Wir waren ein paarmal zusammen abends aus. Seit Keishas Beerdigung habe ich sie nicht mehr gesehen.«

»Dann sieh zu, dass du dich mit ihr anfreundest. Du musst mit ihr über die Entführung sprechen.«

Ashley runzelte die Stirn. »Warum?«

»Ich will wissen, ob sie auch die Spezialbehandlung bekommen hat, nachdem sie unser Passwort benutzt hat. Kannst du das herausfinden? Wir haben mit der Website einen Deal, und ich muss wissen, wenn da etwas schief läuft.«

Ashley versuchte kopfschüttelnd zu folgen. »Sie tauchen hier um ein Uhr morgens auf, nur um mir zu sagen, dass ich mit ihr über die Fantasieentführungen reden soll? Gibt es irgendeinen Grund, warum Sie mir das nicht morgen sagen konnten?«

»Es ist wichtig für mein Programm«, erklärte Glenda. Ihr scharfes Profil hob sich bleich vor dem dunklen Flur ab. »Außerdem sehen wir uns morgen nicht.«

Oh Mist! »Warum nicht?«

»Weil du mir für diesen Fehler geradestehen wirst.«

Ashley schloss die Augen. »Das heißt, ich werde nicht bezahlt?«

»Das ist das Mindeste.«

Oh nein! Ein Schmerz fuhr ihr in die Lendenwirbelsäule. Sie brauchte diesen Job. Wenn sie keine NBA-Tänzerin war, war sie nichts, ein Niemand, ein Möchtegern, genau die Versagerin, für die sie immer alle gehalten hatten. Glenda wusste das, und sie wusste es gegen sie einzusetzen. Ihre Chefin

hatte sie von der ersten Probe an zum Sündenbock gestempelt und sie unter Druck gesetzt, damit sie die anderen Mädchen für sie ausspionierte.

»He, es tut mir leid, dass ich ihr das Passwort gegeben habe. Ich hatte keine Ahnung, dass es dafür Sonderbehandlung gibt, Ms Hewitt. Ich dachte, es wäre völlig in Ordnung. Ich dachte, ich tue das Richtige.«

Glenda Hewitt blickte über die Schulter, als wollte sie eine zweite Meinung einholen. »Du redest einfach mit der Frau und findest heraus, was sie erlebt hat. Wie du das machst, ist mir egal. Hauptsache, du findest es heraus.«

Als Ashley nickte, beugte sich Glenda näher zu ihr. Ihr Blick war scharf wie eine Messerklinge. Sie nannten das »Der Blick«. Es war unmöglich, ihr zu widersprechen, wenn sie einen so ansah. »Victoria ist so weit. Schnapp sie dir diese Woche.«

»Victoria hat schon abgelehnt. Sie ist wirklich nicht interessiert –«

Eine Augenbraue schoss drohend nach oben. »Schnapp sie dir! Oder die Saison ist für dich zu Ende. Dann brauchst du aber auch nächstes Jahr gar nicht erst zu den Proben zu kommen.«

»Victoria ist eine Zicke und knallhart dazu, die hat ganz sicher nichts übrig für Entführungsfantasien. Jeder Versuch wäre reine Zeitverschwendung.«

»Dann suche ich mir einen Ersatz, bis du so weit bist.«

Ein stämmiger Kerl trat aus dem Dunkel und stellte sich hinter Glenda. Mit einem Lächeln, das dem Satan gefallen

hätte, studierte er händereibend Ashleys Gesicht. Ein gezielter Hieb, und sie würde für den Rest der Saison ausfallen.

»Also gut«, stimmte sie zu. »Ich sehe, was ich tun kann.«

»Du hast den Teil mit der Toten ausgelassen.«

Die Stille, die aus Johnnys Handy drang, dauerte etwas zu lang, um nicht kalkuliert zu sein. Andererseits war alles, was Lucy Sharpe tat, kalkuliert. Das machte sie so unschlagbar. Und so faszinierend. »Ich gebe Informationen weiter, wenn es notwendig ist – so läuft das bei mir«, sagte Lucy. »In diesem Fall war es nicht notwendig.«

Er drehte seine Kaffeetasse so, dass der filigrane Goldhenkel nach links zeigte und er die Tasse mit der ganzen Hand nehmen konnte. Sein Zeigefinger passte nicht durch das winzige Loch, aber der Hauch von Haselnüssen in diesem Kaffee war so köstlich, dass er sich keinen Tropfen entgehen lassen wollte.

»Tja, jetzt bin ich informiert«, erwiderte er schlicht. Als er sich beim Trinken vorbeugte, blickte er über das Geländer der kleinen Terrasse des Beacon Hill Bistro, das im ersten Stock direkt an der Kreuzung von Charles und Chestnut Street lag. Die Morgensonne wärmte die roten Klinkerfassaden und legte einen Goldschimmer auf die ersten Frühlingsknospen an den Bäumen. »Bist du noch dran, Lucy?«

»Ich bin da. Was hat sie dir erzählt?«

Mehr als du. »Dass sich ihre Mitbewohnerin umgebracht hat, und zwar vermutlich nach einer gespielten Entführung.«

»Noch was?«

Er runzelte die Stirn. »Reicht das nicht? Sie hat sich nicht aus Jux und Tollerei entführen lassen.« Als ob Lucy

das nicht wüsste. Die Frage war nur, warum sie ihm das nicht verriet. »Sie wollte herausfinden, was ihre Freundin in den Selbstmord getrieben hat.«

»Was auch immer das war, es hat nichts mit Fantasy Adventures zu tun«, sagte Lucy. »Ich habe das Unternehmen durchgecheckt, es ist vollkommen legal. Und die junge Frau ist nie zum Treffpunkt erschienen, also wurde sie gar nicht gekidnappt.«

»Zumindest nicht von denen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht, und ich habe auch den Autopsiebericht gelesen.« Natürlich hatte sie den Autopsiebericht gelesen. Warum überraschte ihn das nicht? »Sie war so mit Ephedrin vollgepumpt, dass ihr Herz versagt hat.«

Ephedrin. Wie hatte Sage gestern Abend gesagt? Die Droge der Wahl in Cheerleaderkreisen.

»Diese Entführungen sind im Grunde nur ein spielerischer Nervenkitzel«, fuhr Lucy fort. »Gefolgt von einer Begegnung mit einem Retter, die Sex beinhalten kann oder auch nicht. Was immer Keisha Kingston in den Selbstmord getrieben hat, soll nicht unsere Sorge sein.«

Aber was war dann ihre Sorge? Lucy würde ihm nur sagen, was er unbedingt wissen musste, und wenn er sich nicht so unglaublich von Sage angezogen fühlen würde, wäre es ihm wahrscheinlich auch egal. Das war eben sein Job.

Er rückte seinen zierlichen Stuhl so zurecht, dass er Sages Haus gut sehen konnte. Dass er das Bistro mit dem Balkon entdeckt hatte, war purer Zufall gewesen.

»Ich weiß nicht, Luce«, sagte er. »Etwas an diesem Selbstmord kommt mir seltsam vor. Sage zufolge war die Mitbewohnerin eine ausgeglichene, intelligente, ehrgeizige und wirklich gut aussehende junge Frau. Sie litt weder an Depressionen, noch nahm sie Drogen, noch hatte sie sonst irgendwelche Probleme. Keinen Ärger mit einem psychopathischen Ex. Genau genommen war sie eine Gesundheitsfanatikerin –«

»Gewöhnliche Frauen bezahlen nicht dafür, sich kidnapen und anschließend retten zu lassen. Gesundheitsfreaks schlucken kein Ephedrin. Ganz offensichtlich hatte sie doch Probleme.«

»Ephedra-Präparate gibt es hierzulande in jedem Droge-riemarkt, und das mit den Entführungen haben alle ihre Freundinnen auch gemacht.« Warum verteidigte er eigentlich irgendeine Cheerleader-Maus, die er nie persönlich kennengelernt hatte? Lucy gegenüber? Er stellte Lucys Urteil nie infrage. Niemals. Er nahm die Schärfe aus seiner Stimme. »Jedenfalls meint Sage, dass es da irgendeinen Zusammenhang gibt.«

»Sie sucht jemanden, dem sie die Schuld geben kann.«

»Dafür geht sie aber ganz schön weit.« Er würde Lucy nicht erzählen, *wie* weit sie gegangen war.

Er hörte, wie sie leise seufzte, ehe sie fragte: »Was hat sie dir noch erzählt?«

»Von der Vorliebe ihrer Mitbewohnerin für absonderlichen Nervenkitzel abgesehen, nichts.« Dabei hatten sie bis morgens um vier geredet. Er hatte erfahren, dass sie siebenundzwanzig war, dass sie in Washington aufgewachsen

war und am Boston College studiert hatte, jetzt freiberuflich als Journalistin für verschiedene Zeitschriften arbeitete und davon träumte, eines Tages einen Krimi zu schreiben.

»Und was hast du ihr erzählt?« Klang da ein Hauch Nervosität aus Lucys kühler Stimme? Was hatte es mit diesem Auftrag auf sich, dass sie so reagierte?

»Ich habe ihr erklärt, was zu einem perfekten Risotto gehört.«

»Pilze?«

»Harmonie. Der Koch muss im Einklang mit sich selbst stehen, damit es gut wird.« Johnny lächelte bei der Erinnerung daran, wie Sage darüber gelacht hatte. Ganz im Gegensatz zu Lucy.

»Ihr habt also über das Kochen geredet?«

Er lehnte sich weit nach links, als ihm ein Müllwagen die Sicht auf das Wohnhaus nahm. »Überwiegend haben wir über ihre Mitbewohnerin geredet. Sie ist ziemlich durcheinander deswegen.«

»Johnny, hast du jemals jemanden gekannt, der Selbstmord begangen hat?«

Er schnaubte kurz. »In meiner Familie hat man so was gegen Geld erledigen lassen.«

»Nun, ich schon. Und, glaub mir, die Menschen, die zurückbleiben, würden mit einem Mord besser zurechtkommen. Da weiß man wenigstens, wer der Feind ist.« Ihre Stimme nahm an Schärfe zu. »Ich möchte nur sichergehen, dass du deine Tarnung aufrechterhältst.«

»Keine Sorge. Sie war hundertprozentig überzeugt, dass ich das älteste Gewerbe der Welt betreibe.«

»Gut. Du hattest jedenfalls schon schwierigere Aufträge.«

Und das war noch untertrieben. Lucys Bemerkung bezog sich natürlich auf seine Zeit bei Bullet Catcher, aber er dachte auch an die Jahre davor. Er stellte die Porzellantasse mit etwas zu viel Wucht in die Untertasse zurück. »Okay, der Job ist erledigt. Und jetzt?«

»Was meinst du, was sie als Nächstes tut?«

»Sich noch einmal entführen lassen. Sie schreibt Reportagen für Zeitschriften. Wusstest du das?«

»Ja.« Blöde Frage an eine ehemalige CIA-Agentin. Sie wusste alles.

Er wartete ab, ob sie weitersprach, und als nichts kam, konnte er sich eine Frage nicht verkneifen. »Wer ist eigentlich der Auftraggeber bei diesem Job, Luce?« Bullet Catcher waren nicht gerade billig, und ihre Klienten hatten meist entweder viel Geld oder einen großen Namen ... oder einen großzügigen Gönner, der die Rechnung übernahm. Sage schien weder reich noch berühmt zu sein, aber es gab mit Sicherheit jemanden im Hintergrund. »Gibt es einen reichen Alten? Ihr Vater vielleicht? Oder ein Liebhaber?«

Lucy erwiderte nichts.

Dann war es ein Liebhaber. Oder jemand, der es gern sein wollte. Ganz sicher war es das. Eine Frau wie Sage, mit ihrem Aussehen und ihrem Temperament? Zweifellos wollte jemand verhindern, dass sie sich dem dubiosen Retter in einer inszenierten Entführung hingab, und derjenige scheute dabei keine Kosten. Doch Lucy ließ sich nichts weiter entlocken, und Johnny kannte die Spielregeln.

»Jedenfalls«, fuhr er fort und machte mit seinem Tonfall klar, dass er die Botschaft verstanden hatte, auch wenn sie ihm nicht gefiel, »ist sie wild entschlossen, herauszufinden, warum ihre Mitbewohnerin sich umgebracht hat. Und mein Eindruck ist, dass sich diese Frau von nichts und niemand aufhalten lässt.«

Er hätte schwören können, dass Lucy leise seufzte, aber dann fragte sie: »Und wie hast du dich verabschiedet?«

Mit einem Mordsständer. »Wir haben bis morgens um drei geredet, dann bin ich zurück in mein Hotel.«

»Und wo bist du jetzt?«

»Auf dem Balkon eines Restaurants mit Superblick auf ihr Haus. Ich trinke einen hervorragenden Kaffee und warte auf meinen nächsten Auftrag.« Zum Beweis schlürfte er geräuschvoll Kaffee aus seiner Tasse. »Gib mir was Gutes, Luce! Eine Diplomatin in Griechenland oder eine Erbin in Rio.«

»Max Roper hatte letzten Sommer eine Erbin, und schau, was aus ihm geworden ist.«

Er war verheiratet, wurde bald Vater und leitete die Außenstelle von Bullet Catcher an der Westküste. »Guter Punkt.«

»Danke, dass du den Job erledigst, ohne tausend Fragen zu stellen«, sagte sie. »Ich weiß, das ist ein ungewöhnlicher Auftrag.«

Ist? »Kein Problem. Du weißt, dass du meine Göttin bist.«

Sie lachte leise. »Alle Frauen sind Göttinnen für dich.«

»Aber du bist die größte von allen.« Er klang unbeschwert, aber beide wussten, dass er nicht scherzte. Für die Frau, die ihm sein Leben wiedergegeben hatte, war er bereits einmal bis ans Ende der Welt gegangen, und er würde es wieder tun. Sie bräuchte ihn nur zu bitten.

Er trank den Kaffee aus, ohne die Eingangstür des Sandsteinhauses an der Straßenecke aus den Augen zu lassen. Vielleicht würde er nie wieder mit Sage Valentine sprechen, aber einen letzten Blick wollte er sich nicht entgehen lassen.

»Also, Johnny«, sagte Lucy schließlich. »Hat sie dir gefallen?«

Jeder köstliche Quadratzentimeter an ihr. »Habe nichts Negatives an ihr entdecken können.« Pass bloß auf, Mann! Jede ihrer Fragen konnte eine Falle sein, ganz gleich wie harmlos sie daherkam. »Ich versuche, mir über meine Klienten kein Urteil zu bilden, Luce. Das hast du mir vor langer Zeit beigebracht.«

Sie seufzte wieder nur.

»Also, gib mir was Vernünftiges, Boss. Wir haben April. Wie wär's mit Paris?«

Es folgte erneut eine dieser wohlberechneten Pausen, dann sagte sie: »Ich möchte, dass du noch ein bisschen bleibst, Johnny.«

Sein Magen zog sich leicht zusammen, während er sich auf seinem Stuhl aufrichtete. »Klar ... das wäre dann, um ...«

»Ein Auge auf Sage zu haben.«

»Als ihr Bodyguard?«

»Nicht offiziell.«

Ein Umzugslaster fuhr heran und bremste vor Sages Haus. Ohne nachzudenken, stand Johnny auf und trat ans Geländer, von wo er die Eingangstür sehen konnte.

»Ich möchte, dass du deine Tarnung beibehältst und noch ein Weilchen auf sie aufpasst.«

Der Lastwagen bog in die Querstraße ein, und der Blick auf die Tür war wieder frei. Johnny fasste mit der freien Hand an das kalte Metallgeländer. »Dann bin ich also für sie weiterhin ein Retter von der Abenteuerwebsite. Du hast nicht zufällig eine Idee, unter welchem Vorwand ich auf sie aufpassen könnte?«

»Denk dir was aus, um in ihrer Nähe sein zu können.«

»Ach, Luce, ich weiß nicht, ob sie so erpicht darauf ist, sich mit einem Callboy abzugeben.« Ganz zu schweigen davon, was ihr Freund, derjenige, der ihren Schutz bezahlte, von seinen Ablenkungsmanövern oder Sages Interviewtechniken halten würde.

»Da baue ich ganz auf deine Kreativität, Johnny. Auf deine Überzeugungskraft und deinen Charme. Tu, was nötig ist, um sie zu beschützen, bis sie ihren Plan aufgibt.«

Die schwere Eingangstür aus Holz und Glas von Sages Haus schwang auf, und eine Frau trat heraus. Sie trug einen langen schwarzen Pullover, einen leuchtend pinken Schal, schwarze Hosen und schwarze Stiefel. Ihr honigblondes Haar fiel ihr über die Schultern, und er erinnerte sich noch genau, wie es sich anfühlte, wie es duftete – als hätte sie es mit Mangoextrakt gewaschen.

»Kreativ, überzeugend und charmant sein – das kann ich, Luce«, sagte er und war selbst überrascht über die Vorfreude, die er plötzlich empfand.

Sage bog in die Charles Street ein und entfernte sich dabei von dem Balkon, auf dem er stand. Mit einem Blick erfasste er die Umgebung, zählte Fußgänger, registrierte einen Fahrradboten und einen Lieferwagen, der einen gerade frei gewordenen Eckparkplatz ansteuerte.

»Worauf genau soll ich achten?«

»Schwierigkeiten. Ich möchte, dass ihr kein Haar gekrümmt wird. Tu, was du tun musst!«

Er konzentrierte sich auf den dunklen Transporter und entdeckte, dass die hintere Stoßstange leicht beschädigt war und herabhing. Das hatte er schon einmal gesehen. Gestern Abend.

Ein Mann mit einer blauer Baseballkappe und einem unförmigen Mantel erschien auf der anderen Seite des Wagens. War er soeben erst ausgestiegen, oder war er schon auf der Straße gewesen, und Johnny hatte ihn übersehen?

»Ich bin an ihr dran, Luce.« Er klappte das Telefon zu und nahm seine Zielperson ins Visier, die jetzt zwanzig Schritte hinter Sage lief. Der Fahrer saß noch im Wagen.

Zwei Sekunden später eilte Johnny die Treppe auf die Straße hinunter. Mit einem Mal war er froh über die Waffe, die er zusammen mit dem Halfter aus dem Hotel mitgenommen hatte, nachdem er geduscht und sich umgezogen hatte.

Als er die Tür aufstieß und auf das Kopfsteinpflaster hinaustrat, war Sage aus seinem Blickfeld verschwunden. Der Typ mit der Kappe war noch zu sehen, aber die Sonne spie-

gelte sich in den dunklen Scheiben des Transporters, sodass nicht zu erkennen war, ob der Fahrer noch am Steuer saß.

Ob sie sich schon wieder für eine neue Entführung angemeldet hatte? Nein. Nicht innerhalb von vier Stunden. Unmöglich.

Als er an dem Transporter vorbeikam, zog er den Kopf ein und verbarg sein Gesicht im Kragen seiner Jacke.

Der Motor lief, und es saß tatsächlich jemand auf dem Fahrersitz. Das Licht blendete zwar, aber er konnte die Umrisse eines vorgebeugten Kopfes erkennen. Der Kiefer bewegte sich. Jetzt klappte fünfzig Meter vor ihnen der Typ mit der Kappe sein Handy auf, genau in dem Moment, als eine Gestalt in Schwarz-Pink die Straße überquerte.

Als die Kappe plötzlich die Richtung wechselte und sich quer über die Straße bewegte und gleichzeitig der Transporter auf die Kreuzung zusteuerte, war Johnny klar, dass die beiden in Verbindung standen.

Über kreative Lösungen und überzeugenden Charme würde er sich später Gedanken machen. Jetzt würde er erst einmal seine Klientin beschützen, ob sie wollte oder nicht.

5

Sage war auf dem Weg zur U-Bahn-Station in der Charles Street. Da die meisten Pendler um halb acht Uhr morgens in die entgegengesetzte Richtung fuhren, würde sie zum Verlag des *Boston Living*-Magazins wahrscheinlich

nicht lange brauchen und längst in der Lobby warten, wenn Eric Zellman um halb neun zur Arbeit erschien.

Sie hoffte, dass der viel beschäftigte Verleger nicht gleich ein Meeting hätte und sich die neueste Wende ihrer Geschichte anhören würde. Jetzt hatte sie »die Persönlichkeit«, die er gefordert hatte, als sie ihm die Story über takemetonight.com angeboten hatte.

Und was für eine Persönlichkeit.

Witzig, trocken, ungeniert. Ein Gesicht zum Sterben, eine Brust wie ein griechischer Gott und einen ... Wow, jetzt nur nicht tiefer gehen. Dieser Mann war wie geschaffen für jedes erdenkliche sündige Vergnügen.

Jetzt musste sie nur noch Zellman überzeugen, sie die Story schreiben zu lassen ... und Johnny auftreiben. Aber sie würde sich zu helfen wissen. Es konnte nicht so schwer sein, ihn zu finden.

Sie trabte die Stufen zum Bahnsteig hoch und zog zum Schutz vor dem unangenehm kühlen Wind ihren Schal enger. Es wäre womöglich einfacher gewesen, ein Taxi zu nehmen, aber sie fand, dass die überfüllten Waggons, die im Zickzack durch die Stadt rumpelten, etwas Tröstliches an sich hatten, und sie freute sich darauf, mit leerem Blick in die Schwärze des U-Bahn-Tunnels hinauszustarren, um in aller Ruhe an gestern Abend zu denken.

Bei der Erinnerung an Johnny spannte sich ihr Körper so stark an, dass sie meinte, verrückt zu werden. Nie hätte sie damit gerechnet, dass ein Mann sie so um den Verstand bringen könnte, ein Mann, der ... Sie wollte gar nicht darüber nachdenken, wo er seinen Schwanz schon überall hin-

eingesteckt hatte. Wie viele Frauen seine De-luxe-Behandlung schon genossen hatten. Und schon gar nicht wollte sie darüber nachdenken, dass sie sich von nun an würde mit Fantasien begnügen müssen, was diese Behandlung betraf.

Sie wühlte im Seitenfach ihrer Handtasche nach ihrer wiederaufladbaren Fahrkarte und steckte sie am Drehkreuz in den Schlitz, ehe sie auf den Bahnsteig trat. Jemand stieß sie von hinten an, und sie schaute kurz zurück, ohne jedoch Blickkontakt aufzunehmen.

Ein Zug war gerade abgefahren, sodass nicht viele Fahrgäste auf dem Bahnsteig standen. Sie setzte sich auf die Ecke einer Bank neben eine ältere Frau, die im *Boston Herald* las.

Dort würde man ihr die Geschichte von takemetonight.com bestimmt abkaufen, dachte sie bitter.

Und ihre Mutter würde sich im Grab umdrehen, wenn ihre Tochter alle journalistischen Grundsätze derart mit Füßen trat. Andererseits, wahrscheinlich hatte sie letzte Woche schon heftig rotiert, als Sage zu Tante Lucy gefahren war.

Nach dreizehn Jahren war Lucy Sharpe für Sage immer noch der geheimnisvollste, faszinierendste Mensch der Welt. Immer noch die schillernde Gestalt ihrer Kindheit, die mysteriöse Dinge tat und so selten auftauchte, dass es jedes Mal ein Ereignis war. Die Tante, von der sich ihr Vater nach der Beerdigung der Mutter für immer abgewandt hatte. Die Tante, die ihr die Hilfe verweigert hatte, als sie sie brauchte.

Die Tante, die für den ersten Selbstmord in Sages Leben verantwortlich war.

Ein Mann stellte sich neben sie an die Bank, nahe genug, um sie aus ihren Gedanken zu reißen. Am liebsten wäre sie näher an die Zeitungsleserin herangerutscht, um Platz für ihn zu machen. Sie sah auf und blickte in intensiv blaue Augen, die unter einer dieser allgegenwärtigen Red-Sox-Baseballkappen herauschauten. Der Mann hielt den Blickkontakt eine Sekunde zu lang, dann bildete sich der Anflug eines Grinsens auf seinem Gesicht. Sage wandte den Blick ab und zog die Kopfhörer ihres iPods aus der Tasche ihres Pullis, um sie demonstrativ in die Ohren zu stecken. Er sollte deutlich sehen, dass sie in Ruhe gelassen werden wollte.

Obwohl kaum noch Platz auf der Bank war, setzte er sich und drückte seine Schulter an ihre. Ihre Verärgerung unterdrückend, rutschte Sage weiter nach rechts, bis die Frau mit dem *Boston Herald* sie beide entrüstet ansah.

Sage stand auf und griff in ihre Tasche, als wollte sie die Musik lauter drehen, obwohl sie den iPod in Wahrheit gar nicht dabei hatte. Als eine Traube von Pendlern durch das Drehkreuz kam und den Bahnsteig füllte, stand sie auf und trat näher an die Gleise heran, um in die Ferne zu spähen. Das Donnern des in halsbrecherischem Tempo heranrasenden Zuges war bereits zu hören.

»Kannst deinen Zug wohl kaum erwarten, was?«, sagte der Mann.

Sie fasste sich an die Ohren, als wollte sie sagen: *Ich höre nichts, und ich will auch nichts hören.*

Zu ihrer Überraschung griff er nach den Kabeln und zog ihr die Stöpsel aus den Ohren. »Ich sagte, du kannst deinen Zug wohl kaum erwarten?«

»Und ich sagte: ›Lassen Sie mich in Ruhe!‹« Sie warf ihm einen drohenden Blick aus verengten Augen zu und nahm dann die Stöpsel, um sie wieder in die Ohren zu stecken.

»Warum so zickig?« Er packte die Kabel und zog erneut.

Überrascht blinzelnd sah sie ihn an, nahm den Zug wahr, der mit quietschenden Bremsen heranschnaubte, und die Menschenmenge, die sich immer näher an die tief liegende Gleisstrasse heranschob. Ohne zu antworten, wandte sie sich ab. Ihr stockte der Atem, als sie einen festen Griff um ihren Oberarm spürte.

Seine Worte streiften ihr Haar: »Du bist aber gar nicht nett zu mir.«

Sie versuchte, ihren Arm wegzuziehen, aber er drückte nur noch fester zu. »Lassen Sie mich los!«, presste sie heraus.

»Ich ...« Der Zug näherte sich lärmend und schluckte seine Worte. »... gestern Abend.«

»Was?« *Gestern Abend?* Sie hatte ihn wohl nicht richtig verstanden. Als sie erneut versuchte, sich loszureißen, stieß er sie leicht an, vorwärts, in Richtung der Gleise.

»He!« Sie wand ihren Arm. »Schluss jetzt!« Der näher kommende Zug erzeugte ein ohrenbetäubendes Quietschen, das ihren Schrei übertönte.

Als der Kerl ihr erneut einen raschen Stoß in Richtung der Gleise versetzte, geriet sie ins Stolpern. Ihre Sohle blieb am rauen Betonboden hängen, bedrohlich nahe an der Bahnsteigkante, und sie ruderte verzweifelt mit dem freien Arm, auf der Suche nach Halt. Sie schnappte nach Luft, als sie ei-

ne weibliche Hand an ihrem Arm spürte. »Verzieh dich, Arschloch! Kapierst du nicht, dass sie nicht mit dir reden will?«

Sage schnellte herum und blickte auf eine sommersprossige Nase und grüne Augen, die den Typen eiskalt ins Visier nahmen.

»Ashley!«, rief Sage aus. »Was machst du denn hier?«

Ashley McCafferty schlang ihren Arm um Sages Ellbogen und zog sie energisch mit sich durch die Menge. »Dich vor durchgeknallten Kerlen retten.«

Sage warf einen Blick über die Schulter. Der Typ hatte seine Red-Sox-Kappe tief ins Gesicht gezogen und blickte in die entgegengesetzte Richtung. Hatte er wirklich etwas über gestern Abend gesagt?

Die Türen der U-Bahn gingen zischend auf, und die dichte Menschenmenge drängte von hinten gegen sie, doch Ashley bahnte ihnen einen Weg in den Zug und stürmte sogleich auf eine freie Bank zu.

Als sie saßen, schob Ashley eine große Sporttasche mit dem leuchtenden blau-weißen Logo der New England Blizzards unter den Sitz. »Und wo fährst du hin, Sage?«

»Ich habe in Cleveland Circle einen Termin. Und du?«

»Zur Arena.«

Sage überlegte kurz und runzelte dann die Stirn. »Dann fährst du aber in die falsche Richtung.«

»Erwischt. Ich fahre erst nach Hause. Ich habe, ähm, auswärts übernachtet.« Sie zwinkerte. »Ein Investmentbanker. Harvard-Absolvent. Veddy Brahmin heißt er.«

Sage lächelte. »Sag nichts – er hat dich bei einem Spiel tanzen sehen und wollte deine Nummer.«

»So in etwa.« Ashleys Miene wurde weicher, als sie ihre Hand auf Sages legte. »Und wie geht's dir?«

»Ach, ganz gut.« Sie drückte Ashleys Hand. »Danke der Nachfrage. Ich vermisse sie sehr.«

»Das tun wir alle. Ohne sie ist da ein Riesenloch in der Gruppe. Ich bin richtig froh, dass die Saison in ein paar Wochen zu Ende ist. Ich brauche dringend ein bisschen Ablenkung.« Sie lehnte sich in der Bank zurück und wandte sich Sage zu. »Hast du im Sommer schon irgendwas Spezielles vor? Bist du an den Wochenenden nicht immer mit Keisha nach Newport gefahren?«

»Dieses Jahr werde ich wahrscheinlich arbeiten.« Auf jeden Fall würde sie nicht am Strand in Rhode Island herumhängen, wo alles sie ständig an ihre verstorbene Freundin erinnern würde. »Außerdem muss ich umziehen.«

»Beacon Hill kostet wahrscheinlich ein Vermögen, oder?«

Keisha hatte nicht gewollt, dass die Mädchen erfuhren, dass ihr die Wohnung gehörte. Sage zuckte nur die Achseln. »Ohne Mitbewohnerin kann ich da jedenfalls nicht bleiben.«

»Warum suchst du dir nicht jemand anders?«

»Ich möchte sowieso nicht da wohnen bleiben«, sagte sie wahrheitsgemäß. »Ich werde mir was Kleineres suchen, irgendwo außerhalb der Stadt.«

»Verstehe.« Ashley beugte sich näher zu ihr und senkte ihre Stimme. »Hast du dich eigentlich mal auf dieser Websi-

te angemeldet? Und hat dir das Passwort geholfen, das ich dir gegeben habe?«

»Ja«, erwiderte Sage und rang mit sich, wie viel sie offenbaren sollte.

»Und was ist passiert? Wie ist es gelaufen?«

»Ach, weißt du, es ging mir gar nicht so um den Nervenkitzel.«

Ashley nickte wissend. »Ich weiß, das hast du mir erzählt. Hast du denn irgendwas über Keisha herausgefunden? Was da passiert ist?«

»In Wahrheit ist alles ein bisschen schiefgelaufen«, räumte Sage ein. »Der Typ, der mich da rausholen sollte –«

»Der Retter.«

»Genau, jedenfalls meiner war ein bisschen übervorsichtig, und so hatte ich gar nicht die Gelegenheit, mit jemand anders außer ihm zu reden. Und er kannte Keisha nicht.«

»Oh.« Ashley zog den Laut in die Länge. »Hast du denn, du weißt schon, eine Sonderbehandlung bekommen?«

Sage verfluchte die Hitze, die ihr ins Gesicht stieg. »Nicht wirklich.«

»Ach komm«, sagte Ashley und stieß sie mit dem Ellbogen an. »Mir kannst du es doch erzählen.«

»Es gibt nichts zu erzählen«, entgegnete Sage. »Im Grunde war es eine schwachsinnige Idee, auf diese Weise an Informationen kommen zu wollen. Aber ich habe schon eine neue Idee.«

»Wirklich?« Ashley's Augen weiteten sich vor Neugier. »Was denn?«

»Ich will mit dem Verleger der *Boston Living* noch einmal darüber reden, ob ich nicht eine Story über die Website machen kann. Mit der Rückendeckung des Verlags würde ich an Insiderinformationen gelangen. Dahin bin ich gerade unterwegs.«

»Zu der Firma, die die Website betreibt?«

»Nein, zur *Boston Living*. Bei der Firma komme ich an keinen Menschen heran.« Im Gegensatz zu ihrer Tante, der das offensichtlich gelungen war.

»Gute Idee. Ich hoffe, du findest, was du suchst«, sagte Ashley zweifelnd.

»Weißt du, außer dir reagiert keine aus dem Tanzteam auf meine Anrufe. Nicht einmal Vivian, und sie war mit Keisha eng befreundet. Diese Fantasieentführung ist das Einzige, was in ihrem Leben in letzter Zeit ungewöhnlich war, und ich bin nicht einmal sicher, ob sie überhaupt stattgefunden hat.«

Der Zug fuhr in das Government Center ein und kam quietschend zum Halt.

»Wie kommst du darauf, dass sie gar nicht stattgefunden hat?«, fragte Ashley.

Sage konnte ihr nicht erzählen, dass ihre Tante eine Ex-Agentin war, die praktisch alles über jeden herausfinden konnte. »Nur so ein Gefühl«, sagte sie und griff nach ihrer Tasche. »Ich muss hier umsteigen. Danke noch mal, dass du mich vor dem Kerl gerettet hast!«

»Kein Problem. Ich bin Expertin, was die Flucht vor durchgeknallten Idioten angeht.« Sie grinste und zog ihre Beine an, sodass Sage aus dem Sitz klettern konnte. »Sag

mir Bescheid, wenn du die Website noch mal versuchen willst«, fügte sie hinzu und drückte Sages Hand.

Sage nickte und schnappte kurz nach Luft, als ihr eine Idee kam. »Weißt du, ob man einen bestimmten Retter ein zweites Mal buchen kann?«

Ashleys grüne Augen leuchteten auf, als sie spöttisch lächelte. »Hat er dir gefallen?«

Sollte sie das ruhig meinen. »Ich hätte nichts dagegen, ihn wiederzusehen. Weißt du, wie?«

Ashley zuckte die Schultern. »Ich nehme an, du musst einfach nur gezielt nachfragen ...« Sie tippte Sage mit dem Finger auf den Arm. »Lass mich raten: Slade?«

Sage schüttelte den Kopf.

»Dusty?«

Aus irgendeinem unerfindlichen Grund brachte Sage es nicht über sich, Johnnys Namen zu nennen und ihn damit in eine Reihe mit den anderen zu stellen. Obwohl er doch dazugehörte.

Ashley zupfte verspielt an Sages pinkfarbenem Schal. »Komm schon. Erzähl! War es Thorpe? Hat er die Blinde-Kuh-Nummer mit dir gemacht?«

Sage lächelte nur, aber der lüsterne Unterton Ton in Ashleys Stimme traf sie. Warum fuhren manche Mädchen auf so was ab? Ihr war die ganze Sache zuwider. »Um ehrlich zu sein, meiner hat nur gekocht.«

Ashley ließ sich an ihre Lehne zurückfallen und verzog ihr hübsches Gesicht. »Ehrlich?«

»Ja.« Sage machte eine übertrieben resignierte Geste. »Typisch bei meinem Pech, was?« Sie trat durch die Schiebetüren, kurz bevor diese sich zischend schlossen.

Eric Zellman kam in den Konferenzraum gerauscht, zog schwungvoll einen Stuhl vom Tisch weg und ließ sich darauf fallen. Seine Züge waren vom Stress gezeichnet, und seine Haut trug den Ton, den man in Neuengland zu dieser Jahreszeit auf vielen Gesichtern fand, eine Mischung aus käsig und grau.

»Sage, ich habe vier Minuten für Sie.«

»Dann lassen Sie mich vier Worte sagen. Das wahre Gesicht von takemetonight.com.« Sie runzelte die Stirn. »Na gut, das waren fünf.«

Er beugte sich vor. »Hören Sie, ich brauche eine Titelstory, die alle Verkaufsrekorde bricht, oder *Boston Living* hält kein Jahr mehr durch. Ich brauche mehr als irgendeine Mädels-Website.«

»Kein Jahr mehr? Ernsthaft?«

Er ließ sich mit einem theatralischen Seufzer zurück in seinen Stuhl sinken. »Wir sind so was von auf dem absteigenden Ast. Das Internet macht uns zu schaffen. *Vanity Fair* macht uns zu schaffen. Der verdammte *Boston Globe* macht uns zu schaffen. Wir sind auf jede Seite Werbung angewiesen, selbst wenn wir Tom Brady auf dem Cover haben mit nichts an außer seinem Footballhelm.« Er schwieg eine Sekunde und grinste. »Wobei das Shooting ein Heidenspaß war.«

Eric würde vor Begeisterung ausflippen, wenn er Johnny sah. Falls er ihn je sah. »Was die Website angeht – ich habe

einen der Retter an der Hand, die dort regelmäßig eingesetzt werden, für ein schönes Feature. Ich dachte an so was wie ›Ein Tag im Leben von ...‹ oder so. Sie wissen schon, hinter den Kulissen bei –«

»Einem Callboy?« Er verzog das Gesicht. »Nicht groß genug, Sage.«

»Es ist nicht nur das, Eric. Das Ganze ist ein richtiger Trend. Frauen in ganz Boston, ja überall im Land, bezahlen dafür, gekidnappt und gerettet zu werden. Ich sage Ihnen, es ist eine Geschichte, wie *Dateline* sie zur besten Sendezeit bringen würde.«

»Und wenn schon.« Er zuckte die Achseln. »Ich brauche eine Titelgeschichte, die absolut unwiderstehlich ist.«

»Diesem Mann wird niemand widerstehen können. Ich schwöre Ihnen, es ist eine gute Geschichte, Eric. Wie damals die Reportage über das Massachusetts General Hospital. Ich kriege so was noch mal hin.«

»Nicht ohne eine so fantastische Informationsquelle wie Alonzo Garron. Ich kann es immer noch nicht fassen, dass Sie den Doktor zum Reden gebracht haben.«

»Ich bin eben gut. Was soll ich sagen? Vertrauen Sie mir!«

Er setzte ein knappes Lächeln auf. »Es tut mir leid, Sage, aber die Chefetage will nichts Anrühiges mehr. Es sei denn, es ist wirklich Glamour-Sex.«

»Besser könnte man diesen Mann nicht beschreiben.«

»Aber er ist ein Unbekannter. Ich brauche bekannte Gesichter. Meinetwegen auch Lokalprominenz, aber ich brauche etwas mit hohem Wiedererkennungswert und viel Bri-

sanz ... Ich brauche ... ach, egal!« Er sah auf die Uhr. »Diese Kidnappergeschichte ist interessant, aber nicht das, was ich will.« Er stieß sich vom Tisch ab und stand auf. »Tut mir leid, Sage.«

Sie hielt sich am Stuhl fest. »Was ist mit den Snow Bunnies?«

»Sie meinen die Cheerleader des neuen Basketballteams?« Zum ersten Mal in diesem Gespräch glomm in seinen Augen so etwas wie Interesse auf. »Warum nicht.«

»Sie haben diese Website auch genutzt«, legte sie rasch nach. »Könnte ich nicht über diesen Umweg auf takemetonight.com kommen?«

»Nein.« Er stützte sich auf den Tisch und schüttelte streng den Kopf. »Diese Website für seltsame Fantasien ist nichts für uns. Was haben Sie mit den Bunnies zu tun?«

Sie atmete tief durch. »Meine Mitbewohnerin gehörte dazu.«

»Ach ja«, sagte er langsam, als die Erinnerung zurückkam. »Das hatte ich vergessen. Das Mädchen, das sich umgebracht hat, nicht wahr?« Er nagte nachdenklich an seiner Unterlippe. »Okay. Warum nicht. Ein Tag im Leben eines professionellen NBA-Cheerleaders.«

Schlag am besten gleich einen Salto in deinem Grab, Mom, die journalistische Integrität erhält heute einen schweren Schlag. »Eigentlich sind es ja Tänzerinnen.«

»Was auch immer. Ficken sie die Basketballspieler? Das wäre spannend. Kriegen wir Paula Abdul für einen O-Ton? Sie war doch auch mal dabei, oder?«

»Ich weiß nicht. Kann sein.« Ihr Herz zog sich zusammen. Sie verriet sich selbst und Keisha dazu – aber immerhin aus gutem Grund.

Eric zupfte an seinem Kinnbärtchen. »Die Blizzards sind vielleicht im Moment ein zweitklassiges Team, aber die Celtics werden allmählich langweilig, und wer weiß! Andererseits wäre das ein neuer Anzeigenkunde. Ich möchte es mir mit deren Marketingleuten nicht verderben.«

»Das Krankenhaus hat uns auch nicht auf die schwarze Liste gesetzt«, gab sie zurück.

»Das Mass General Hospital ist als Anzeigenkunde längst nicht so interessant wie die New England Blizzards.« Er sah erneut auf die Uhr. »Wollen Sie schon mal ein wenig recherchieren und mir dann ein Exposé schicken?«

»Geben Sie mir einen Vertrag, Eric«, sagte sie. »Sie wissen, wie ich arbeite. Ich werde alles tun, damit die Geschichte ein Hit wird.«

»Sie machen keinen Tratsch und Klatsch.«

»Das könnte ich schon auch machen.« Nicht gern, aber sie könnte es. »Ich könnte hinter die Kulissen schauen ...« Allmählich geriet er ins Wanken. »Zum Beispiel von der Umkleide aus.« Er hob eine Augenbraue, und in ihr keimte wieder Hoffnung auf, während sie zum finalen Schlag ausholte: »Ich könnte mit meiner Idee aber auch zum *Boston Herald* gehen.«

Er grinste sie an. »Sie Miststück! Holen Sie sich auf dem Weg nach draußen einen entsprechenden Presseausweis ab, und Jennifer soll Ihnen einen Vertrag mailen. In drei Wo-

chen will ich ein Konzept auf meinem Schreibtisch und ein paar Tickets für die Endrunde, falls die es so weit schaffen.«

»Wird erledigt.« Sie strahlte selig.

Noch im Aufzug, den soeben frisch laminierten Presseausweis in der Hand, war sie immer noch hochzufrieden mit sich. Damit hatte sie Zugang zu jeder Menge Leute, die Keisha sehr gut gekannt hatten. Leute, die ihr zum Zeitpunkt ihres Todes nahe gewesen waren, in dem Monat, als Sage in Texas gewesen war und vergeblich versucht hatte, den üblen Machenschaften des Exgouverneurs von Massachusetts auf die Spur zu kommen.

Mit einem Klingelton erreichte sie die Eingangshalle, und als sich die Aufzugtür öffnete, verflüchtigte sich schlagartig jeder logische Gedanke – beim Anblick eines Mannes in schimmerndem schwarzem Leder, der an einer Marmorsäule lehnte.

Er war ihr bis hierher gefolgt. Er war ihr *erneut* gefolgt.

In ihrem Hirn schrillte leise eine Alarmglocke, doch sie hörte lieber weg.

Johnny stieß sich von der Säule ab und trat auf sie zu.

»He, schöne Frau!«

»Mich zu verfolgen scheint dein neuer Lieblingssport zu sein.«

Er knuffte sie mit den Fingerknöcheln sanft aufs Kinn.

»Das gehört einfach dazu, um eine Frau zu verführen.« Er drehte ihr Gesicht der Anzeigentafel an der Wand zu. »*Boston Living*, dritte Etage.«

Entweder er war der weltbeste Zuhörer, oder er hatte ihre Wohnung verwanzt. »Und ich dachte, du wärst einfach nur eine hübsche Fassade.«

Lachend legte er ihr den Arm um die Schultern. »Ich bin alles, was du willst, Baby. Und? Worum ging es bei dem Termin?«

»Ich habe einen Vertrag für ein Feature.«

»Über die Website?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das wollte er partout nicht haben. Dafür werde ich über die Tanzgruppe des New-England-Blizzard-Basketballteams schreiben.«

Er hielt ihr die Tür auf, und ein Schwall kühler Luft, gepaart mit dem Verkehrslärm von Cleveland Circle, kam ihr entgegen. »Und nachdem du nicht den Auftrag bekommen hast, den du wolltest, nutzt du diesen jetzt als Hintertür.«

Definitiv nicht nur eine hübsche Fassade. »Ich möchte herausfinden, warum meine allzeit gut gelaunte, gesunde, selbstbewusste Freundin Selbstmord begangen haben soll. Und ich werde tun, was in meiner Macht steht, um das herauszufinden.« Sie hielt den Presseausweis hoch. »Das hier verleiht mir ein bisschen mehr Macht.«

»Ich bin auch noch da. Noch mehr Macht.«

»Mehr Ablenkung, meinst du wohl.«

»Mach das nicht im Alleingang, Sage. Lass mich dir helfen!«

Sie sollte Nein sagen. So schnell wie möglich vor dem Callboy weglaufen.

»Du brauchst ein Auto, stimmt's?« Er hielt den Schlüssel mit dem Hertz-Anhänger hoch.

»Musst du denn nicht arbeiten? Gibt es keine Frauen zu retten und ...«

Er hakte ihren Arm unter seinen und zog sie an sich. »Ich gehöre ganz dir.« Dann senkte er den Kopf und flüsterte ihr ins Ohr: »Wenn du mich willst.«

Das Problem war ... sie wollte ihn tatsächlich.

6

»Kelley's!« Johnny schlug triumphierend auf das Lenk-
rad, als ihm der Name wieder eingefallen war. »So hieß der
Laden hier, den ich immer so nett fand.«

»Das Meeresfrüchte-Restaurant am Revere Beach?« Die
Belustigung und das frühvormittägliche Licht ließen Sages
Augen grüner wirken, als sie in Wirklichkeit waren. »Ehr-
lich?«

»Es gibt ein paar solcher Lokale da, aber dieses hat mit
Abstand die besten gebackenen Venusmuscheln. Ich weiß
noch, als ich zum letzten Mal da war ...« Er hatte einen
ehemaligen Geschäftsführer von General Electric beschützt,
der zum Glück ein echter Gourmet gewesen war. »... da wa-
ren die Venusmuscheln richtig gut«, vollendete er seinen
Satz.

»Es ist immer ziemlich voll da.«

»Ich weiß«, sagte er, als wäre er seit Jahren Stammgast.
»Vor ein paar Jahren war es das kommerziell erfolgreichste
Restaurant des ganzen Landes. Ein ganz großer Fisch.« Er

blickte sie an, um zu sehen, ob sie sein Wortspiel verstanden hatte, aber sie bäugte ihn nur skeptisch.

»Wie lange hast du hier gelebt?«, fragte sie.

Die Stimme des Meisters klang in seinem Kopf. *Bleib so nahe an der Wahrheit, wie du kannst*, würde Danny G. sagen. »Nicht sehr lange.«

»Bist du von New York aus hierher gezogen?«

Ehe er nach Boston kam, hatte er in Los Angeles einen Auftrag erledigt. Davor war er in Vancouver gewesen, und davor ... was war da noch? Ach ja, der großartige Monat in Jakarta. Und davor hatte er ein paar Einsätze in Kalifornien gehabt. »Ja. New York.«

»Wo denn? In der Stadt?«

»Überall ein bisschen«, erwiderte er vage und runzelte die Stirn. »Ich glaube, ich muss auf der Route eins bleiben, wenn ich zum Stadion will, oder?«

»Es liegt direkt hinter Revere. Wo wohnst du denn? Oder ...« Sie setzte sich zurecht, um durch die Frontscheibe zu sehen. »Soll das nicht jeder wissen?«

»Ich halte mich gern bedeckt.«

Nach ein paar Sekunden fragte sie: »Hast du in New York das Gleiche gemacht?«

»So in etwa.« Er legte eine Hand auf ihren Arm. »Reden wir von dir.«

»Warum? Ist es dir peinlich, dass du dich für Sex bezahlen lässt?«

»Kommt darauf an, wie ich bezahlt werde.«

»Haha.« Sie verschränkte ihre Arme, um sich seiner Berührung zu entziehen. »Immer wenn du unsicher wirst, fängst du an, Witze zu machen.«

»Ich bin nicht unsicher. Ich bin nur witzig. Und gut aussehend. Und praktisch am Herd. Du solltest mich immer im Haus haben.« Er suchte ihre Hand und wand seine Finger zwischen ihre. »Du wirst es nicht bereuen.«

Sie rückte ein wenig von ihm ab und lehnte sich gegen die Tür.

»He.« Er strich über den Seidenstoff ihrer Hose und folgte der Linie ihrer straffen Läuferinnenbeine. »Gib zu, dass du mich magst. Trotz meines Berufs.«

»Trotz deines *Berufs*?« Sie ließ eine ihrer fein geschwungenen Brauen hochschnellen. »Das ist ein Beruf für dich?«

»Ich erfülle Fantasien, Püppchen. Glaub mir, es gibt Schlimmeres.«

»Das stimmt«, erwiderte sie sarkastisch. »Mörder. Diebe. Betrüger.«

Was er in seinem anderen Leben gewesen war, kam allen dreien ziemlich nahe. »Oder Reporter«, erwiderte er mit einem raschen Lächeln.

»Siehst du? Du machst Witze, wenn du unsicher bist.«

»Wer sagt, dass das ein Witz war?«

Sie schlug ihm spielerisch auf die Hand und rückte nicht länger von ihm ab. »Du meinst, du steckst Journalisten in die gleiche Schublade wie Mörder, Diebe und Betrüger?«

»Nicht alle Journalisten. Dich zumindest nicht.« Er drückte ihren Oberschenkel und beglückwünschte sich, so

elegant das Thema gewechselt zu haben. »Wie lange schreibst du schon?«

»Ich arbeite freiberuflich, seit ich vor sechs Jahren meinen College-Abschluss gemacht habe. Ich wollte immer investigative Journalistin werden. Meine Mutter hat für die *Washington Post* gearbeitet, sie war immer mein großes Vorbild.«

Er sah sie an. »War? Ist sie schon in Rente?«

Ihre Oberschenkelmuskeln verhärteten sich unter seiner Hand. »Sie ist tot.«

»Oh, das tut mir leid. Und dein Vater? Hast du Geschwister?«

Mit einem Seufzer wandte sie sich zum Fenster. »Keine Geschwister. Mein Vater lebt in Vermont. Allein.« Sie ließ eine Sekunde verstreichen und setzte dann hinzu: »Er hat Alzheimer. Inzwischen weiß er wahrscheinlich nicht mehr, was für ein Tag heute ist.«

»Schrecklich.«

»Ja, allerdings. Und was ist mit deinen Eltern? Leben sie in New York?«

Er entschied sich für die Wahrheit. Sie schien seiner Tarnung nicht zu schaden. »Meine Eltern kamen bei einem Autounfall in der Toskana ums Leben, da war ich noch ein Kind.«

»In der Toskana? Waren sie da in Urlaub?«

»Nein, sie haben da gelebt.«

»Du hast in Italien gelebt? Bist du dort aufgewachsen?«
Als er nickte, fügte sie hinzu: »Du hast gar keinen Akzent. Ich meine, keinen italienischen.«

»Meine Mutter hat einen italienischen Geschäftsmann geheiratet und ist mit ihm nach Italien gegangen. Ich wurde dort geboren. Nachdem meine Eltern tot waren, wurde ich in die Staaten zurückgeschickt. Ich war jung genug, um akzentfrei Englisch zu lernen und Italienisch praktisch ganz zu verlieren.« Dass er das Italienische bewusst abgelegt hatte, hatte ganz andere Gründe, aber die waren viel zu kompliziert, um sie auf die Schnelle zu erörtern.

»Und bei wem hast du gelebt? Ich meine, nach dem Tod deiner Eltern?«

»Bei Verwandten in New York. Aber ich bin ziemlich früh meine eigenen Wege gegangen.« Es war wieder Zeit, das Thema zu wechseln. »Sag mal, Sage, hast du eigentlich einen festen Freund?«

»Nein.«

»Und? Möchtest du einen?«

Sie lachte leicht. »Nein, danke.«

»Warum nicht? Wegen meines ›Berufs?«

Ihr Lächeln erstarb. »Ganz ehrlich? Ich glaube nicht, dass ich damit zurechtkäme, was du tust.«

Oder was er früher getan hatte. »Ist schon okay, Süße. Wir werden uns einfach nur so amüsieren. Keine Bindung. Keine Versprechungen.«

»Kein Sex.«

Er schlug sich mit der Hand auf die Brust und stöhnte auf, als hätte sie ihn angeschossen.

»Aber du darfst für mich kochen.«

»Typisch. Die Frauen wollen immer nur das eine.« Er schüttelte den Kopf, und sein neckendes Lächeln überspielte das Gefühl des Triumphs, das er innerlich empfand.

Als sie vor der Manzi-Arena parkten und auf den Verwaltungstrakt zugingen, lächelte er immer noch. Auf dem Weg durch einen langen, schmalen Flur, der zum Büro des Tanzteams führte, legte Sage ihm die Hand auf den Arm. »Das wird langweilig für dich. Geh doch lieber dem Basketballteam beim Training zusehen oder so was.«

»Na ja ... was ist wohl spannender? Einem Haufen Zweimeterfünzigschlaksen beim Körbelegen oder zwanzig Schönheiten bei Brückenschlagen und Spagat zuzusehen? Hm, ich weiß nicht.«

»Die Mädchen werden nicht da sein. Außerdem, als was soll ich dich bitte vorstellen?«

»Persönlicher Assistent, Koch, Fahrer, Bodyguard.« Er schob sie vorwärts. »Freund.«

Sie setzte ihren Weg zum Büro fort. »Na gut, vielleicht erkennst du eines von den Mädchen, dann weiß ich gleich, mit wem ich reden muss. Ashley hat schon zugegeben, dass sie sich hat entführen lassen, aber sie war nicht die Einzige.«

»Mal sehen«, erwiderte er.

»Aber du hast mich vorhin am Handy gehört. Es war nicht einfach, Julian Hewitts Assistentin zu überzeugen, dass dieses Interview sofort sein muss, und ich möchte es gern allein machen. Ich bringe Menschen besser zum Reden, wenn ich mit ihnen allein bin.«

»In Ordnung«, sagte er, und sie betraten ein winziges Empfangsbüro. Sage würde einen Rückzieher machen, wenn er zu aufdringlich wurde. »Ich werde hier auf dich warten.«

Während die Empfangssekretärin nach hinten verschwand, um den Manager der New England Snow Bunnies zu holen, betrachtete Sage die Porträts der Mädchen an der Wand.

»Keishas ist nicht mehr da«, bemerkte sie leise und deutete auf eine freie Stelle. »Man hätte doch erwarten können, dass sie zumindest ihr Bild hängen lassen.«

Sie sagte das mehr zu sich selbst, und so antwortete er nicht, sondern ließ sich stattdessen auf einen der Stühle sinken und nahm ein Exemplar der *Boston Living* in die Hand. »Ist hier auch etwas von dir drin?«, fragte er und hielt das Cover hoch.

»Oh ja! Eine ganz große Geschichte, der Titel lautet: »Betrug in der Notaufnahme.«

Er überflog das Inhaltsverzeichnis. »Cool.«

Die Tür ging auf, und er blickte auf, in der Erwartung, einen Mann zu sehen. Stattdessen kam eine Frau Anfang vierzig heraus, mit verhärmtter Miene, scharfem Blick, das Haar blond, kurz, stumpf, unfrisiert.

»Sind Sie die Reporterin?«, fragte sie ohne Umschweife.

Sage streckte ihr die Hand entgegen. »Ich bin Sage Valentine vom *Boston Living*-Magazin. Ich bin mit dem Manager des Tanzteams zum Interview verabredet.«

Energisch schüttelte die Frau Sages Hand. »Julian musste zu einem Meeting. Ich bin die Choreografin und vertrete ihn.«

»In Ordnung«, antwortete Sage. »Aber ich plane ein ausführliches Feature und möchte auf jeden Fall mit allen sprechen, einschließlich Mr Hewitt.«

»Im Augenblick müssen Sie mit mir vorliebnehmen«, sagte die Frau und klang dabei ebenso unsympathisch, wie sie aussah.

Johnny hielt das Magazin hoch. »Ich warte hier.«

Sage nickte und wandte sich der Frau zu. »Tut mir leid, ich habe Ihren Namen nicht verstanden.«

Während die beiden Frauen durch die Tür nach hinten gingen, schnappte Johnny nur einen Bruchteil ihrer Antwort auf: »Ich bin Julians Frau Glenda.«

Glenda. Ein passender Name für eine Hexe.

Glenda Hewitts Büro verströmte ebenso viel Charme wie der schlichte graue Hosenanzug, der über ihren hervorragenden Knochen und Muskeln schlotterte. Keisha hatte die Frau gehasst, ebenso wie alle anderen Snow Bunnies, aber angeblich war sie eine gute Choreografin und besaß einen weichen Kern, falls man so weit vordrang. Im Augenblick zeigte sie jedenfalls nur ihre harte Schale.

»Also, Ms Hewitt.« Sage schlug ein abgegriffenes Notizbuch auf und ging im Geiste durch, was sie über Glenda Hewitt wusste – abgesehen davon, dass sie unglaublich pünktlich war und hier im Haus weder Limonade noch Schokolade duldete, was für Keisha wirklich hart gewesen war. »Ich weiß, dass Sie und Ihr Mann zu den Blizzards gestoßen sind, nachdem Sie bei den Dallas Mavericks und den Phoenix Suns waren.«

Glenda beugte sich über ihren Stahlschreibtisch mit einem Blick, der vermutlich ihr gesamtes Tanzteam in Angst und Schrecken versetzt hätte. »Ich möchte gleich etwas klarstellen, Miss Valentine. Ich weiß genau, warum Sie hier sind.«

Sage blinzelte. »Tatsächlich?«

»Ich weiß, dass Keisha Kingston Ihre Mitbewohnerin war. Wenn Sie hier im Schmutz wühlen wollen, nur zu. Sie werden keinen finden.«

So viel zum Thema *Undercover*-Recherche. »Ich will nicht im Schmutz wühlen«, erwiderte Sage. »Ich recherchiere für etwas, das wir im Zeitungsgeschäft Jubelarie nennen. Keisha betrifft das nur insoweit, als es ihr geliebtes Tanzteam war, das gut aussehen soll.«

Glenda legte ihre Fingerspitzen aneinander und stützte ihr Kinn darauf ab, den Blick unverwandt auf Sage gerichtet.

»Ich arbeite hart, sehr hart daran, Zusammenhalt und Synchronizität in diese Gruppe zu bringen. Tanzen bedeutet viel mehr als nur hüpfen und mit dem Arsch wackeln«, sagte Glenda. »Ich werde unter gar keinen Umständen zulassen, dass die Medien meine Arbeit zerstören.«

»Ich habe nicht die Absicht, irgendetwas zu zerstören«, versicherte Sage. »Alles, was ich möchte, sind ein paar Interviews, Kontakt zu den jungen Damen, einen Tag für Fotos, vielleicht die Gelegenheit, ein Spiel zu sehen.«

Glenda nickte. »Gut. Aber nehmen Sie zur Kenntnis, dass wir die Endrunde vor uns haben und unser Terminkalender voll ist. Ich überwache die Aktivitäten der Mädchen und werde jede Ihrer Kontaktaufnahmen kontrollieren.«

»Ich wusste nicht, dass das in Ihren Aufgabenbereich fällt«, sagte Sage und ärgerte sich über die Arroganz der Frau. »Ich dachte, Sie machen die Choreografien, und Ihr Mann kümmert sich um den Zeitplan. Hat sich das geändert?«

Glendas blaue Augen verhärteten sich zu Stahl, als sie Sage ein bedrucktes Blatt Papier entgegenhielt. »Hier ist eine Liste der Mädchen, mit denen Sie reden dürfen. Es sind diejenigen Tänzerinnen, die autorisiert sind, Interviews zu geben. Die *einzigsten*. Wenn Sie versuchen, zu den anderen Kontakt aufzunehmen, werde ich alle weiteren Vorstöße unterbinden.«

Kein Wunder, dass Keisha diese Zicke gehasst hatte. »Das ist kein Problem«, sagte Sage. »Aber ich garantiere Ihnen, Glenda –«

»Nennen Sie mich bitte Ms Hewitt. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie werden einen positiven Bericht schreiben. Und das ist wunderbar.«

Sage öffnete den Mund, um etwas zu sagen, wurde aber von einer gebieterisch erhobenen Hand unterbrochen. »Sie spielen nach meinen Regeln oder gar nicht. So und nicht anders läuft die Sache, und wenn Sie mir nicht glauben, können Sie gern die Tänzerinnen danach fragen.«

»Nun« – Sage wedelte mit dem Ausdruck –, »zumindest neun davon darf ich fragen.«

Das Telefon auf dem Schreibtisch läutete, und Glenda quittierte Sages Sarkasmus mit einer Grimasse, während sie den Hörer nahm.

Sage ging die Liste der Interviewkandidatinnen durch. Sie erkannte die Namen, hatte aber keine der Frauen persönlich kennengelernt. Innerhalb der Truppe gab es verschiedene Cliques; in dieser Auswahl befand sich keine von Keishas engeren Freundinnen, und keines der Mädchen war auch schon in der letzten Saison dabei gewesen.

Als Glenda auflegte, hob Sage das Blatt hoch. »Das sind alles Neulinge, Ms Hewitt.«

»Die Saison ist fast zu Ende, die Mädchen waren die ganze Zeit dabei. Außerdem besteht das Team erst seit zwei Jahren. Hier gibt es keine alten Hasen.«

Sage nickte, während ihr zwanzig mögliche Fragen durch den Kopf schossen, die sie sogleich wieder verwarf. Investigative Fragen, die diese Frau ohnehin nicht beantwortet hätte.

»Warum haben Sie und Ihr Mann die Suns verlassen?«

»Wir haben uns diesem Verein angeschlossen, weil wir in der kompetitiven Welt der NBA-Tanzteams ein Zeichen setzen wollen.«

Sage griff zu ihrem Kugelschreiber und notierte das ebenso gut einstudierte wie nutzlose Zitat. »Machen Sie alle Choreografien selbst?«

Sie nickte. »Selbstverständlich.«

»Und Sie suchen alle Songs aus?« Vielleicht gab es ja irgendwo einen Leser, den das interessierte. Möglich war alles.

»Die Mädchen bringen ihre Ideen mit ein.«

»Und wie oft trainieren Sie?« Wow, dieser Artikel würde ein Meilenstein des investigativen Journalismus werden.

»Training ist fast jeden Abend, es sei denn, es findet ein Spiel statt.«

Sage wusste das und kam sich mit ihren Fragen fast albern vor. »Was unterscheidet die Snow Bunnies von allen anderen NBA-Tanzteams?«

»Esprit, Talent, Wärme und eine tief empfundene Liebe für die Stadt Boston.«

Nichts als Gesülze. Aber jetzt reichte es Sage mit der sinnlosen Fragerei. Sie legte ihr Notizbuch auf den Tisch und senkte demonstrativ die Stimme. »Wussten Sie, dass einige Ihrer Tänzerinnen sich gern gegen Entgelt von Profis kidnappen und anschließend retten lassen?«

Glenda erwiderte ihren Blick, sagte aber nichts.

»Wissen Sie davon, Ms Hewitt?«, hakte Sage nach.

»Ich weiß nicht nur davon, ich kümmere mich sogar persönlich darum.«

Mit vor Überraschung offenem Mund sank Sage in ihrem Stuhl zurück. »Was meinen Sie damit?«

»Die gestellten Entführungen sind Teil meines Teambildungsprogramms, Ms Valentine.« Sie stand auf wie eine Lehrerin, die einen Vortrag halten will, und verschränkte die Arme. »Das wichtigste Element in einer Tanzgruppe ist nicht, wie Sie vielleicht meinen, das Talent der einzelnen Mitglieder.«

»Nein?« Sage war geübt darin, sich gute O-Töne auch ohne Stift zu merken, und ihr journalistischer Instinkt sagte ihr, dass dies vielleicht einer werden könnte. »Sondern?«

»Eintracht.« Glenda lächelte zum ersten Mal, wobei ihre Augen kalt blieben. »Sie tanzen besser, sie sehen besser aus,

sie erzielen höhere Aufmerksamkeit, sie tun genau das, was sie tun sollen, nämlich die männlichen Ticketkäufer begeistern – wenn sie ein einträchtiges, eingespieltes Team sind, genauso wie die Basketballmannschaft.«

»Und was hat das mit gestellten Entführungen aus dem Internet zu tun?«

»Erlebnisse zu teilen, insbesondere aufregende Erlebnisse, das wirkt teambildend. Wir organisieren viele gemeinsame Aktivitäten. Es ist gar nicht so einfach, zweiundzwanzig Hochleistungssportlerinnen zu Freundinnen zu machen. Ich finde kreative Wege, die sie dazu bringen, sich zu mögen.«

»Reden sie hinterher untereinander darüber?«

»Ja. Auch mit mir. Aber nicht mit Ihnen.«

Oh doch, das werden sie! »Warum nicht?«

Glenda deutete auf das Blatt. »Keines dieser Mädchen hat bislang an dem Programm teilgenommen. Und wenn Sie sie darauf ansprechen, werden sie nicht wissen, wovon Sie reden.« Sie ließ eine Sekunde verstreichen und kräuselte dann ihre schmalen Lippen. »Also lassen Sie es lieber gleich!«

Sage faltete das Papier. »Ich möchte gern mit jemandem reden, der das Programm schon kennt. Ich finde, das ist ein faszinierendes Element des Trainings. Ich könnte Ihre Teambildungsmaßnahmen in den Bericht aufnehmen.«

»Das hoffe ich.« Glenda sah demonstrativ auf ihre Armbanduhr. »Aber wenn Sie die Fantasieentführungen erwähnen, verweigere ich dem Artikel meine Autorisierung.«

»Autorisierung?« Sage hätte fast vor Schreck nach Luft geschnappt.

»Als ich erfuhr, dass Sie kommen, habe ich Mr Zellman bei der *Boston Living* angerufen und meine Bedingung dargelegt: Ich habe das letzte Wort, oder der Artikel wird nicht erscheinen. Es war seine Assistentin, die gerade eben angerufen hat, um mir Bescheid zu geben, dass er einverstanden ist.«

Sage öffnete den Mund, um zu widersprechen, hielt aber dann inne. War es nicht ohnehin egal? Sie wollte Einblick nehmen und an Insiderinformationen herankommen. Der Artikel war nur Mittel zum Zweck. An dieser lästigen Person käme sie im Schlaf vorbei. Es brachte nichts, sich mit ihr anzulegen. »In Ordnung.«

»Außerdem werde ich bei jedem Interview zugegen sein, oder Sie sprechen mit keinem einzigen Mitglied des Vereins.«

»Das ist –«

»Unabänderlich. Alle Interviews werden über mein Büro abgestimmt, und Sie haben genau eine Woche, um alle Termine zu erledigen. Eine Fotosession brauchen Sie nicht – wir stellen Fotos der Tänzerinnen zur Verfügung. Was wollten Sie noch? Ach ja.« Sie öffnete die Schublade und nahm einen kleinen weißen Umschlag heraus, den sie Sage reichte. »Tickets für das Spiel heute Abend. Sie können Ihren Freund mitbringen.«

»Er ist ...« Unwichtig. »Danke.«

»Auf Wiedersehen, Ms Valentine.«

So viel zum Thema Einblicke. So viel zum Thema Rückendeckung des Verlags. So viel zum Thema Insiderinformationen. Sage schob ihr Notizbuch, den Stift und die Ti-

ckets in ihre Tasche und maß Glenda Hewitt mit einem kalten Blick.

»Haben Sie alle Entführungen arrangiert?«, fragte sie. »Oder gehen manche der Bunnies auch allein auf die Website?«

»Ich habe mit der Organisation zu tun.«

Sages Puls beschleunigte sich. »Dann wissen Sie, was mit Keisha passiert ist? Wer sie entführt und wer sie gerettet hat?«

Glenda schüttelte den Kopf. »Sie ist nie erschienen. Ihre Entführung hat nie stattgefunden.«

Genau das, was Lucy gesagt hatte. »Woher wissen Sie das?«

»Weil sie mich an dem Abend angerufen und mir gesagt hat, dass sie es sich anders überlegt hat.«

In Sages Ohren begann das Blut zu rauschen. Ob diese Frau die Antwort wusste? »Warum? Hat sie gesagt, warum?«

In Glendas Blick stand so etwas wie Mitgefühl. »Weil sie mutlos und deprimiert war. Bestimmt haben Sie ihren Abschiedsbrief gelesen.«

Manchmal glaube ich, ich werde nie gut genug sein.

Keishas Worte und ihre Handschrift hatten sich in Sages Hirn eingebrannt. »Allerdings.«

»Dann wissen Sie ja, dass sie zutiefst unglücklich war, von Selbstzweifeln zerfressen und überfordert von dem enormen Leistungsdruck in diesem Geschäft.«

»Das war sie nicht«, widersprach Sage und straffte empört den Rücken. »Sie war glücklich, strotzte vor Selbstbe-

wusstsein und empfand großen Stolz, zu den Snow Bunnies zu gehören. Sie haben sie überhaupt nicht gekannt.«

»Ganz im Gegenteil, Ms Valentine. Sie sind diejenige, die sie nicht gekannt hat.«

Groll stieg in ihr auf. »Ich habe sie sehr wohl gekannt. Sie war meine engste Freundin.«

»Warum waren Sie dann in Texas, als sie abgetrieben hat?«

Sage starrte sie mit offenem Mund an. »Sie hat abgetrieben?«

Glenda legte den Kopf schief. »Wie es aussieht, haben Sie sie wohl doch nicht so gut gekannt.«

Glenda wartete fünf Minuten, ehe sie ihr Handy herausholte. Woher hatte er gewusst, dass das passieren würde? Der Mann war gut. Er war sogar sehr gut. Mit bebenden Fingern tippte sie die Nummer, die er ihr gegeben hatte.

»Wir haben ein Problem«, sagte sie, als er abhob. »Ihr Name ist Sage Valentine. Sie war Keisha Kingstons Mitbewohnerin.«

»Was ist daran ein Problem, Glen?«

Dass ihnen durch sie vielleicht bald alles um die Ohren fliegen würde? »Sie ist eine –«

»Investigative Journalistin, eine Schnüfflerin. Ich weiß.«

Glenda schloss die Augen. Manchmal war er einfach zu gut. »Sie will angeblich einen Jubelartikel über das Tanzteam schreiben, aber schon im ersten Interview kam sie auf die Entführungen. Die führt was im Schilde.« Und bestimmt nichts Nettes.

Er ließ ein leises, wohltönendes Lachen hören. »Davon bin ich überzeugt.«

»Machen Sie sich denn keine Sorgen deswegen? Die wird nicht aufgeben. Ich könnte den Artikel ablehnen und ihr sämtliche Türen vor der Nase zuschlagen.«

»Tun Sie das nicht. Ich mag hartnäckige, erfinderische, schöne Frauen. Das wissen Sie.«

Eifersucht regte sich in ihrem Bauch. »So schön ist sie nun auch wieder nicht«, erwiderte sie scharf. »Nicht wie *meine* Mädchen.« Sages wogendes blondes Haar und die geheimnisvollen dunkelgrünen Augen waren zwar beeindruckend und ungewöhnlich. Aber sie war alles andere als die Art von weißer Amerikanerin, die er bevorzugte. Glendas geübtes Auge hatte sofort gesehen, dass es da wohl gewisse Vorfahren gab, die ihren Augen jenen exotischen Schwung verliehen, und ihre Lippen waren viel zu voll, um perfekt zu sein.

»Halten Sie sie im Zaum«, sagte er. »Das können Sie doch gut.«

»Genau das habe ich vor. Ich werde ihre Interviews überwachen und einschränken. Sie wird nichts finden.«

Er schnaubte leise. »Ich habe immer gesagt, dass Sie alles kontrollieren können.«

Alles, nur die Zeit nicht, und die lief ihr allmählich davon. Nur mit Geld konnte sie die Sache noch hinauszögern ... oder durch ein Wunder. Andere Alternativen gab es nicht.

»Ich kann zweiundzwanzig eigensüchtige Cheerleader kontrollieren. Da werde ich mit Sicherheit auch mit einer

neugierigen Reporterin fertig«, versicherte sie ihm. »Ich halte Sie auf dem Laufenden.«

»Das ist hoffentlich nicht der einzige Grund, warum Sie anrufen.«

Sie schluckte. »Doch. Für den Augenblick, ja.«

»Ich habe ein Datum und eine Uhrzeit erwartet.« Er hielt inne und ließ die Stille eine Weile wirken. »Wann und wo, Glenda? Ich bin bereit.«

Wenn er bereit war, musste sie liefern. Wenn sie das nicht tat, ging er woandershin. Zu jemand anders. Wenn das zu oft passierte, wäre sie bald weg vom Fenster.

»Ich dachte, ich bekomme diese Woche noch eine, aber dann gab es Probleme.« Sie schloss die Augen, um sich gegen die Antwort zu wappnen.

»Ich mag keine Probleme.«

»Ich weiß. Wir sind nah dran. Gerade Sie müssten wissen, dass man die menschliche Natur nicht kontrollieren kann.«

Das Telefon vibrierte von seinem tiefen Lachen. »Ich dachte, Sie können alles kontrollieren, Glen.«

»Ich werde sicher bald jemanden haben.«

»Spätestens morgen Abend. Länger kann ich nicht warten.« Es klickte. Das Gespräch war beendet.

Sie ließ den Hörer geräuschvoll auf die Tischplatte fallen und ging im Geiste noch einmal das Telefonat durch, um herauszufinden, was ihr Bauchgrimmen bereitete. Seine Forderungen waren es nicht – er forderte immer. Auch nicht die Anspielung auf ihr Kontrollbedürfnis. Es war ...

»Oh.« Mit gerunzelter Stirn flüsterte sie zu sich selbst:
»Woher weiß er, dass sie schön ist?«

Vielleicht würde es nicht genügen, Sage Valentine und ihren Bericht einfach nur zu kontrollieren. Sie konnte Glenda noch jede Menge Ärger einbringen.

Aber noch hatte sie das Heft in der Hand. Schließlich verfügte sie über zweiundzwanzig traumhafte, sportliche Vertreterinnen der weiblichen Spezies, die allesamt reif für die Ernte waren. Und sein Weg zu ihnen führte über sie.

Sage hielt in jeder Hand eine Aubergine und sah Johnny an. »Die sehen für mich exakt gleich aus«, sagte sie mit der gleichen starren Miene, die sie seit Revere nicht abgelegt hatte. »Gleiches Gewicht, gleiche Farbe, gleiche Größe. Auberginen eben.«

Mit einem leisen *ts, ts* drehte er eine davon um. »Siehst du diese Einkerbung hier, die wie ein Bauchnabel aussieht? Diese ist weiblich.« Er legte sie in den Korb zurück und packte die andere in die Stofftüte, die er gekauft hatte, um nicht nach Tourist auszusehen. »Die männlichen sind weniger bitter. Das ist genauso wie bei den Menschen.«

Sage reagierte nicht. Genau genommen hatte sie in den letzten zwei Stunden auf keinen seiner Scherze reagiert. Was auch immer diese Hewitt zu ihr gesagt hatte, hatte sie in solch eine schweigsame, düstere Stimmung versetzt, dass er die frittierten Venusmuscheln bei Kelley's gestrichen hatte, um dem Mädchen etwas wirklich Tröstliches zu kochen.

»Ich denke, wir haben alles, Süße«, sagte er und ging im Kopf seinen Menüplan durch. »Es sei denn, du möchtest

noch eine Flasche Limoncello mitnehmen. Du siehst aus, als könntest du ein Gläschen vertragen.«

»Ich trinke nicht am Nachmittag. Davon bekomme ich Kopfschmerzen.«

»Nicht von den guten Sachen«, versicherte er ihr, während er den Einkauf bezahlte. Er dankte dem Ladeninhaber auf Italienisch und führte Sage auf die schmale Kopfsteinpflasterstraße hinaus, einen Arm auf ihrem Rücken, am anderen die Tüte.

Sie sagte nichts, ebenso wie auf dem ganzen Weg zum Auto – einschließlich einem Halt bei Maria's, wo er für das Dessert Cannolirollen gekauft hatte, die er selbst füllen wollte – und die ganze Fahrt zurück nach Beacon Hill. Nachdem er den Wagen wieder neben dem Müllcontainer abgestellt hatte, blieb sie reglos sitzen, tief in Gedanken versunken.

»Sage«, sagte er, während er die Tür für sie öffnete. »Vielleicht hilft es, darüber zu reden.«

»Ich kann nicht.«

»Es geht um Keisha, nicht wahr? Du hast etwas herausgefunden.«

Sie nickte und stieg aus dem Wagen. »Es ist etwas Persönliches. Du würdest es nicht verstehen.« Sie ging in Richtung Straße los, und er konnte nur noch enttäuscht die Wagentür zuknallen.

Gemach, gemacht, Johnny! Er hörte förmlich Lucys ruhige Stimme: Lass es dir nicht zu Herzen gehen. Bleib distanziert!

Aber er musste einfach wissen, was sie quälte. Er wollte sie an sich ziehen, ihr trauriges Gesicht streicheln und sie

küssen, bis sie ihm alles erzählte und er sie alles Leid vergessen machen konnte. Bis dahin würde er auf sie aufpassen, mehr hatte Lucy nicht von ihm verlangt. Und genau dafür wurde er bezahlt, von wem auch immer.

Mit ein paar Schritten hatte er sie eingeholt. »Meine Suppe wird dir schmecken«, versprach er und neigte sich zu ihr hinunter, während sie ihren Schlüssel aus der Tasche kramte. »Ich habe alles, was wir für das beste Trostessen von allen brauchen: *Pappa al pomodoro*.«

Sie lachte leise. »Das klingt schon mal sehr vielver-«

Er stolperte fast über sie, als sie plötzlich wie erstarrt stehen blieb, die Hand auf dem Türknauf. »Nicht abgeschlossen«, murmelte sie und stieß die Tür auf.

Johnny stellte die Einkaufsstüte ab und zog sie zurück. »Nicht reingehen!« Er trat vor sie und schob die Tür auf. »Rühr dich nicht von der Stelle!«, ordnete er über seine Schulter hinweg an und ließ die Augen durch den Raum wandern.

Er lockerte die Schultern beim Gehen und senkte langsam seine Hand zu der Glock, die er unter der Jacke verborgen hatte. Das Wohnzimmer war leer und unberührt. Die Küche sah genauso aus, wie er sie in Erinnerung hatte, nur eine Kaffeetasse stand auf dem Abtropfgestell. Auf dem eingebauten Schreibtisch lagen unverändert Laptop und Papiere.

Er blickte zurück, um zu sehen, ob Sage noch dort stand, wo er sie gelassen hatte, aber sie war bereits ins Wohnzimmer getreten.

»Nichts anfassen«, gab er ihr tonlos zu verstehen und deutete in den Flur. Die erste Tür, die zu ihrem Zimmer, stand halb offen. Geräuschlos zog er seine Waffe, schlug blitzschnell die Tür gegen die Wand und suchte den Raum mit den Augen ab. Ihr iPod hing an einer Ladestation, eine Schmuckdose lag geschlossen auf dem Schminktisch. Es gab keinen Hinweis darauf, dass jemand hier gewesen war.

Er riss die Schranktür auf, schob mit der Waffe die Kleider zur Seite und überprüfte dann das Badezimmer. Nichts. Unvermindert wachsam kehrte er in den Flur zurück.

Sage stand in der Küchentür und riss die Augen auf, als sie die Waffe entdeckte. »Was ist das denn?«

Er schüttelte den Kopf, damit sie schwieg, und bedeutete ihr mit einem hochgehaltenen Finger, dass sie stehen bleiben und warten solle – was sie ignorierte –, und ging zu Keishas Zimmer.

Die Tür stand weit offen, Kommode, Nachttisch und die kleine Truhe am Bettende waren durchwühlt worden. Der antike Sekretär, wo Keishas Laptop gestanden hatte, war leer.

Johnny schnellte herum, als Sage nach Luft schnappte. Sie stand mit offenem Mund da und starrte an die Wand.

Das Poster mit den über zwanzig Covergirls hing in Fetzen, in der Mitte durchgerissen, sodass Keishas lächelndes Gesicht in zwei Hälften geteilt war. Auf der Wand dahinter stand mit dickem schwarzem Marker:

Huren müssen sterben.

7

»Lass mich rein!« Sage entwand ihren Ellbogen Johnnys Griff und versuchte, ihn zur Seite zu stoßen. Er schob sie mit einer ausgestreckten Hand umstandslos in den Flur zurück, während er in der anderen eine Waffe – eine Waffe! – hielt.

»Geht nicht, Prinzessin.« Er war eine menschliche Wand geworden, ein Meter fünfundachtzig energiegeladene Muskelmasse, die nicht weichen wollte. »Erstens wirst du dich aufregen. Zweitens ist es ein Tatort, und wir werden die Polizei rufen.«

»Ich rege mich nicht auf«, gab sie zurück. »Ich will in dieses Zimmer.«

»Du regst dich nicht auf? Du zitterst aber.«

Sie machte einen frustrierten Atemzug, warf ihm einen glitzernden Blick zu und sagte mit beherrschter Stimme: »Ich werde jetzt in dieses Zimmer gehen, um –« Sie hielt die Hand hoch, um seine Widerrede gleich im Keim zu ersticken. »Um zu sehen, was fehlt, mir die Situation genau anschauen, und dann können wir vielleicht die Polizei rufen.«

»Vielleicht?« Mit einer geübten Bewegung ließ er die Waffe irgendwo an seiner Hüfte verschwinden.

»Warum trägst du das Ding bei dir?«

»Ich habe einen Waffenschein«, erwiderte er.

»Danach habe ich dich nicht gefragt.«

Er zuckte leicht mit den Schultern. »In meiner Branche trifft man manchmal auf Spinner.«

»Und auf die schießt du dann?«

»Ich jage ihnen ein bisschen Angst ein.«

Sie wollte gar nicht daran denken, dass sie gestern Abend einen Mann mit einer Waffe verführt, ausgezogen und fast vergewaltigt hatte. »Lass mich bitte da rein.« Sie legte beide Hände auf seine Brust und dämpfte ihre Stimme. »Bitte! Ich muss das sehen.«

Offensichtlich hin- und hergerissen, schloss er die Augen. »Okay.« Sein Seufzer verriet, dass ihm nicht wohl dabei war. »Machen wir eine Bestandsaufnahme. Fest steht, dass das kein Allerweltsbruch war.«

Sage wusste nicht, wie ein »Allerweltsbruch« auszusehen hatte, aber sie wollte ihm in diesem Punkt nicht widersprechen.

»Das ...«, er reckte den Kopf in Richtung von Keishas Zimmer, »war ein Gewaltverbrechen.«

»Das ist mir klar. Und ich möchte sehen, ob ich herausfinde, wer es war.« Sie drückte fester gegen seine steinhart bemuskelte Brust.

Widerstrebend trat er zur Seite und ließ sie passieren. Die Erinnerung an den Tag, als sie den Raum erstmals wieder betreten hatte – zwei Tage nachdem Keishas Leichnam von einer der Tänzerinnen entdeckt und zur rechtsmedizinischen Untersuchung gebracht worden war –, traf sie wie ein Fausthieb. An jenem Tag war sie einfach nur traurig gewesen. Heute tobte Wut in ihrem Inneren.

Sie starrte auf das Poster, auf die mutwillige Verschandlung, die jemand mit einem breiten schwarzen Marker vorgenommen hatte, und besah sich dann den Boden in der abwegigen Hoffnung, dass der Täter eine Spur hinterlassen hatte, einen Hinweis, vielleicht die Kappe des Markers, einen

Fußabdruck auf dem Hartholzboden. Nichts. Sie machte ein paar Schritte vorwärts, und im nächsten Moment spürte sie seine Hand auf ihrer Schulter.

»Nichts anfassen!«

»Meinst du, es gibt Fingerabdrücke?«, fragte sie.

»Vielleicht. Der Laptop ist weg.«

»Also haben sie was gestohlen.« Sie lachte trocken. »Das beruhigt mich ja direkt. Immerhin waren sie nicht nur da, um Hassbotschaften an die Wand zu kritzeln.«

»Aber wenn sie zum Stehlen gekommen wären, hätten sie auch deinen Laptop aus der Küche mitgenommen. Und deine Schmuckschachtel ist auch unberührt.«

»Allmählich klingst du wie ein Cop.«

Er antwortete nicht, und sie ging zur Kommode, um nach Keishas kostbarer Sammlung von Porzellandöschen zu sehen. In den überwiegend handbemalten Behältern hatte sie allerlei Tand aufbewahrt – Geschenke ihrer Freunde oder Dinge, die sie selbst gekauft hatte.

Sage wollte eines der Döschen nehmen, und sofort stand Johnny neben ihr. »Hier.« Er zog ein weißes Stofftaschentuch aus der Tasche und hob geschickt den Deckel ab. »Fehlt etwas?«, fragte er, den Deckel einer kleinen Dose in der Hand, die der berühmten Tiffany Blue Box des New Yorker Edeljuweliers nachgebildet war, in strahlendem Hellblau und mit weißer Porzellanschleife.

Zwei-Karat-Diamant-Ohringe, in Platin gefasst, glitzerten ihnen entgegen. Ein Geschenk von Keishas Vater, der Partner in einem der größten Investmentunternehmen der Welt war.

»Nein, in der Tiffany-Box war sonst nichts drin. Schau in einer anderen nach«, schlug sie vor.

Er legte den Deckel wieder auf und hob einen anderen ab, der mit zarten Rosen geschmückt war. Zum Vorschein kam die Chanel-Star-Uhr, die alle Tänzerinnen zum Ende der ersten Saison vom Inhaber der New England Blizzards bekommen hatten.

»In einem hast du recht«, sagte Sage leise. »Ein normaler Einbruch war das nicht – es sei denn, der Dieb war dumm wie Brot.«

»Aber den Computer hat er mitgenommen«, gab Johnny zu bedenken.

»Ich weiß.« Sie lugte in die nächste Dose, die er öffnete. »Aber dieses Diamantarmband ist wesentlich mehr wert als ein Laptop.«

Johnny platzierte den Deckel wieder genau dort, wo er ihn abgehoben hatte, dann steckte er das Taschentuch weg und ging zum Poster. Er stellte sich ganz nah davor und betrachtete prüfend den Riss im Papier. Die schwarze Lederjacke hatte er ausgezogen, sodass die bedrohliche Pistole in dem kleinen Lederhalter an seinem Gürtel zu sehen war. Was war das für ein Mann, der eine geladene Waffe und ein frisch gebügeltes Stofftaschentuch bei sich trug?

»Hatte Keisha irgendwelche durchgeknallten Fans?«, fragte er.

»Nicht mehr als üblich. Manchmal haben Typen angerufen, die ihre Nummer aus dem Internet hatten. Oder jemand wartete am Ausgang des Stadions, wobei die Mädchen einen Sonderausgang haben und jede Menge Sicherheitsleute.«

»Ein Freund?«

Sage schloss die Augen und dachte an das, was ihr Glenda Hewitt gesagt hatte.

Eine Abtreibung. Sie konnte sich immer noch nicht vorstellen, dass Keisha so etwas durchgemacht hatte, ohne ihre engste Freundin und Mitbewohnerin ins Vertrauen zu ziehen.

»Als ich nach Texas aufgebrochen bin, war sie mit niemandem zusammen«, sagte sie leise. »Aber ich war einen Monat lang weg. Wir haben auch nicht ständig telefoniert, schon gar nicht jeden Tag. Schon möglich ... dass es jemanden gab.« Sie setzte sich auf die Bettkante und nagte an ihrer Unterlippe. »Ich versuche mich zu erinnern, mit wem sie ausgegangen ist, aber mitten in der Basketballsaison hatte sie so viele Verpflichtungen, dass ihr nicht viel Zeit zum Weggehen blieb. Es muss aber jemanden gegeben haben.«

Er wandte sich ihr zu. »Was meinst du damit?«

Warum sollte sie es vor ihm verheimlichen? »Glenda hat mir erzählt, dass Keisha eine Abtreibung hatte, während ich weg war. Sie hat angedeutet, dass das wohl das Motiv für den Selbstmord war.«

»Eine Abtreibung?« Er blickte an die Wand und überlegte. »Ich frage mich, ob das vielleicht irgendein verblendeter Abtreibungsgegner war, der ihren Namen aus einer Klinik hatte.«

Sie dachte nach. »Das wäre schon möglich. Aber ich weiß nicht, ob ich Glenda glauben soll. Keisha war zu schlau, um ungewollt schwanger zu werden.«

»Nichts ist völlig sicher. Vielleicht hat es sie überfordert, diese Entscheidung treffen zu müssen. Du warst nicht dabei.

Du weißt nicht, was – oh, he!« Mit zwei Schritten war er bei ihr, und aus seinen Augen sprach Mitgefühl, als er seine starken Hände auf ihre Arme legte. »Ich wollte jetzt keine Schuldgefühle bei dir wecken.«

»Ist schon okay. Du hast ja recht, ich war nicht da. Trotzdem ...« Überrascht von seiner Zärtlichkeit und den Gefühlen, die sie bei ihr auslöste, wandte sie ihren Blick wieder dem Poster zu. »Wäre es wohl anders ausgegangen, wenn ich da gewesen wäre?«

Huren müssen sterben.

Plötzlich drehte sich alles vor ihren Augen, und sie schloss ihre Hände um seine Arme, hielt sich an ihm fest, ohne den Blick von der Wand zu nehmen. *Huren müssen sterben.*

»Was ist?«, fragte er. »Stimmt was nicht?«

»Vielleicht hat sie gar nicht Selbstmord begangen«, sagte sie heiser. »Vielleicht hat der, der das hier getan hat ... sie ermordet. Weil er dachte, sie wäre ...« Sie wusste nicht, wie sie es ausdrücken sollte. »Eine Schlampe.«

Er nickte kaum merklich. »Das wäre so etwas wie eine wörtliche Übersetzung der Schrift an der Wand.«

Sie schloss die Augen und flüsterte: »Ich glaube, ich brauche jetzt doch etwas zu trinken.«

Da sie ihre Sinne beisammenhaben musste, wenn sie mit der Polizei sprach, goss Johnny Pfefferminztee auf, während Sage in Ruhe versuchte, ihre gerade gewonnene Erkenntnis zu verarbeiten.

»Du bist so fürsorglich«, sagte sie verträumt, angelte den Teebeutel aus der Tasse und ließ ihn abtropfen. »Weißt du das?«

Johnny setzte sich gegenüber an den Tisch in dem Teil des Wohnzimmers, den sie als Esszimmer bezeichnete. »Ich bin schon schlimmer beschimpft worden«, entgegnete er mit einem Lächeln. »Übrigens von dir.«

Belustigung glomm in ihren Augen auf, und sie nahmen den dunkelgrünen Ton des Krautes an, dessen Namen sie trug. »Und«, fügte sie hinzu, »du scheinst dich ziemlich gut mit Verbrechen und Ermittlungen auszukennen.«

»Gesunder Menschenverstand.« Nicht zu reden von ein paar Jahren auf der Straße und ein paar weiteren bei Bullet Catcher. »Und natürlich viel Fernsehen.«

Der Ausdruck auf ihrem Gesicht verriet, dass sie ihm das nicht abkaufte, dennoch rührte sie kommentarlos in ihrem Tee. Nach einer Minute sagte sie: »Mord ist sogar noch abwegiger als Selbstmord. Keisha hatte keine Feinde, sie hatte keinen gewalttätigen Freund, sie hatte keinen Kontakt zu irgendwie fragwürdigen Kreisen. Sie hat sich nichts zuschulden kommen lassen.«

»Abgesehen davon, dass sie sich zum Spaß kidnappen und retten ließ.«

»Das erklärt noch nicht, warum sie selbstmordgefährdet gewesen sein soll. Vielleicht hat sie nur einfach Glendas Teambildungsspielchen mitgemacht. Ich muss das jetzt alles aus einer ganz neuen Perspektive betrachten.«

»Du musst gar nichts«, sagte er. »Die Polizei ist im Anmarsch. Du machst eine Aussage, und dann bleibst du schön daheim, damit dir nichts passieren kann.«

Sie funkelte ihn an. »Spinnst du? Natürlich will ich nicht, dass mir was passiert, aber mein Feature über die Snow Bunnies ist jetzt wichtiger denn je.« Sie schnippte mit den Fingern und deutete dann auf ihn. »Der Computer! Wer auch immer ihn jetzt hat, ist nun im Besitz der Links und Passwörter für takemetonight.com. Da könnte immer noch ein Zusammenhang bestehen.«

»Es gibt keinen Zusammenhang.« Das wusste er mit Bestimmtheit, denn wenn Lucy Recherchen betrieb, dann tat sie das gründlich. Nichtsdestotrotz brannte er darauf, sie anzufragen und ihr von diesen neuen Ereignissen zu berichten. Sie – und wer immer der zahlende Auftraggeber im Hintergrund war – musste erfahren, was geschehen war.

»Du musst etwas für mich tun, Johnny.«

»Was immer du willst.«

Das brachte sie zum Lächeln. »Du musst dafür sorgen, dass ich mit allen Mitarbeitern deiner Firma sprechen kann. Ich möchte mit demjenigen reden, der Keisha entführt –«

»Sie ist nicht erschienen.«

»Dann eben mit demjenigen, der sie nicht entführt hat«, gab sie zurück. »Der sie entführen sollte. Der das Ganze geplant hat. Ich möchte nicht vor verschlossenen Türen stehen. Ich will alles wissen. Bislang dachte ich, ich würde einen Hinweis darauf finden, warum sie sich umgebracht hat. Jetzt geht es darum, in einem Mordfall zu ermitteln.«

Im Grunde genommen hatte sie recht. »Ich werde mein Bestes tun«, versprach er. Vielleicht konnte er seine Tarnung fallen lassen, Sage gegenüber die Karten offen auf den Tisch legen und endlich das tun, wofür er da war: sie vor dem Irren beschützen, der das Poster zerschlitzt hatte, und herausfinden, was an dem Abend passiert war, als ihre Mitbewohnerin starb. Das wollte er inzwischen fast genauso dringend wissen wie Sage.

Außerdem ging ihm der Transporter nicht aus dem Kopf, den er am Morgen gesehen hatte. Er war Sage und ihrem Verfolger bis zum Bahnsteig nachgegangen und hatte ihre Begegnung beobachtet, bis die Cheerleaderin eingriff. Die ganze Zeit über hatte jemand in dem Transporter gewartet ... oder Liebesbriefe in ihrer Wohnung hinterlegt.

»Durfst du Keishas Abschiedsbrief sehen?«, erkundigte er sich. »Ich nehme an, es hat eine ganz normale Untersuchung gegeben.«

Sie nickte langsam. »Ja, ich habe ihn gesehen. Ich war während der Ermittlungen nicht da, weil es einen heftigen Schneesturm gab und ich eine ganze Weile nicht in die Stadt gelangt bin. Als ich zu Hause ankam, waren sie schon fertig mit der Untersuchung, und der Pathologe hat bestätigt, dass es Selbstmord war. Ich habe kurz mit jemandem von der Polizei gesprochen, aber da hatten sie die Ermittlungen schon eingestellt.«

»Sah dieser Brief echt aus?«

»Es war Keishas Handschrift, wenn du das meinst. Er war sehr kurz. Sie hatte ihn auf eine grüne Karteikarte ge-

schrieben, die auf der Rückseite einen Klebestreifen hatte, wie ein Post-it-Zettel.«

»Und was stand drin?«

Sie stieß einen langen Seufzer aus. »»Manchmal glaube ich, ich werde nie gut genug sein.««

Er lehnte sich auf dem Stuhl zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. »Das war alles?«

Sie nickte mit zusammengezogenen Brauen. »In all den Jahren, die ich sie kenne, seit unserem ersten Jahr im College, habe ich niemals auch nur eine Silbe des Selbstzweifels aus dem Mund dieser Frau gehört. Sie schien immer davon auszugehen, dass ihr die Welt gehört.«

»Sie hat keine Nachricht für ihre Eltern, Verwandten oder Freunde hinterlassen? Keine Bitte um Verzeihung bei den Menschen, die sie geliebt hat? Keine Rechtfertigung?« Er schlug auf die Vorderbeine des Stuhls. »Das ist doch kein Abschiedsbrief.«

»Es war ihrer. Zumindest war es das, was sie noch niederschreiben wollte, ehe sie eine tödliche Dosis Ephedrin geschluckt hat.«

Oder von jemandem verabreicht bekam. »Was stand als Todesursache in ihrem Totenschein?«

»Tod durch Ersticken.«

»Eine Nebenwirkung des Medikaments«, sagte er.

Von der Tür her klang ein energisches Klopfen.

»Das ist die Polizei«, sagte Sage und schob ihren Stuhl vom Tisch weg. »Vielleicht erfahren wir jetzt, dass es in letzter Zeit eine Welle von Einbrüchen in Beacon Hill gegeben hat, dass der Kerl aber schon gefasst ist.«

»Darauf würde ich nicht wetten«, murmelte er.

»Glaub mir, ich auch nicht.«

Detective Steven Cervaris hatte offensichtlich schon jede Menge Einbrüche in Beacon Hill, Back Bay und South End erlebt. Er war geduldig, routiniert und gelangweilt. Johnny blieb in der Küche, während Sage dem Polizeibeamten die Eingangstür zeigte, die keinerlei Einbruchspuren aufwies, berichtete, dass der Computer fehle, aber viele wertvolle Gegenstände unangetastet geblieben seien, und schließlich die Bombe platzen ließ.

»Der Einbrecher hat eine Visitenkarte in einem der Schlafzimmer zurückgelassen«, sagte sie.

Cervaris hob seine buschigen Brauen, in seinen überraschend blauen Augen glomm Interesse auf. »Inwiefern?«

Sie bedeutete ihm, ihr zu folgen, und erläuterte dann, dass ihre Mitbewohnerin, eine Cheerleaderin der Blizzards, einen Monat zuvor gestorben war.

»Oh ja, davon habe ich gelesen«, sagte er in dem gedehnten Akzent der Gegend. »Mir war nicht bewusst, dass es dieselbe Adresse war.«

Sage öffnete die Tür und trat als Erste ein, um noch mal einen Blick auf das zerfetzte Poster zu werfen. »Dem Einbrecher mit Sicherheit schon.«

Der Kriminalbeamte studierte das Werk, beugte sich nahe heran, um den Riss zu untersuchen, und tupfte vorsichtig mit der Fingerspitze auf den winzigen Schnörkel am *H* von *Hure*.

»Der gestohlene Computer stand hier.« Sage zeigte auf den Queen-Anne-Sekretär. »Aber sonst wurde nichts ange-

rührt. Und sie hatte ziemlich viel edlen Schmuck und teure Kleider.«

Detective Cervaris ließ den Blick langsam durch den Raum wandern. »Wann ist sie noch mal gestorben?«

»Vor etwa einem Monat. Am vierten März.«

»Wer hat die Ermittlungen geleitet?«

»Ich habe mit einem Officer McGraw gesprochen, als ich dann endlich wieder in die Stadt konnte. Er sagte, es seien ganz normale Ermittlungen, wie sie bei einem Selbstmord durchgeführt würden.«

»Wo waren Sie, als es passierte?«

»Auf Geschäftsreise in Texas.«

Er nickte. »Ich werde mir die Akte besorgen.«

»Detective«, sagte sie, weil er sich offenbar bereits verabschieden wollte. »Meine Mitbewohnerin hatte absolut keinen Grund, Selbstmord zu begehen. Sie war glücklich, stabil und erfolgreich.«

»Glückliche, stabile, erfolgreiche Menschen sind manchmal gar nicht so glücklich und stabil.«

»Das ist mir klar, aber ich denke, das hier« – sie deutete auf die Wand – »könnte beweisen, dass es Mord war.«

Er ließ eine seiner dichten Brauen hochschnellen. »Ein unterschriebenes Geständnis würde ich das gerade nicht nennen.«

»Nein, aber es zeigt, dass vielleicht jemand noch eine Rechnung offen hatte.«

»Es bedeutet nicht, dass derjenige, der heute hier eingebrochen ist, ein Mörder sein muss«, sagte er. »Es kann auch sein, dass er einfach kein Blizzard-Fan ist.«

»Aber das ist ein bisschen heftiger als im Stadion ›Buh‹ zu rufen, oder?«

Er hob eine Schulter, als wollte er sagen, die Bostoner Fans seien eben nicht zartbesaitet. Aus dem Hintergrund drang der leise digitale Klingelton eines Handys, das nicht ihres war.

»Wer ist der Mann in der Küche?«, wollte der Detective wissen.

»Er war den ganzen Tag mit mir zusammen. Seit heute Morgen.«

»Ich habe nicht nach seinem Alibi gefragt. Ich wollte wissen, wer er ist.«

»Er ist –«

»John Christiano.« Johnny stand in der Tür, die Hand zur Begrüßung ausgestreckt. »Ich bin Miss Valentines Freund.« Er hielt sein Telefon hoch. »Ich werde das draußen erledigen.«

»Kannte er Ihre Mitbewohnerin?«, fragte Detective Cervaris, als Johnny wieder nach draußen verschwunden war.

»Nein. Wir haben uns erst kürzlich kennengelernt.«

Er öffnete die Schranktür mit einem Taschentuch.
»Wie?«

»Bei einem ... Blind Date.« Richtig gelogen war das nicht.

»Sind das Miss Kingstons Sachen?« Er schob ein paar Kleider beiseite, aber es war zu wenig Platz, um Kleiderbügel zu verschieben.

»Ja. Ich warte darauf, dass ihre Eltern kommen, um alles zu holen. Ich nehme an, dass sie die Wohnung verkaufen

werden, es ist eine Eigentumswohnung, die Keisha gehörte. Wollen Sie Fingerabdrücke nehmen?«

»Ja, aber machen Sie sich nicht zu viel Hoffnung.« Er betrachtete das Bett. »Habe ich das richtig in Erinnerung, dass sie an einer Überdosis starb?«

»Ja, aber nicht durch Drogen. Sie hatte große Mengen eines pflanzlichen Wirkstoffs namens Ephedra im Blut. Da spricht man nicht von Überdosis im technischen Sinne.«

»Ma Huang«, ergänzte er. »So ein chinesisches Zeug.«

»Ja, ein Derivat davon. Es wird zum Abnehmen genommen.« Nicht, dass Keisha das nötig gehabt hätte, aber alle Tänzerinnen waren wie besessen von ihrem montäglichen Wiegetermin. Sonntags hatte Keisha meist gar nichts gegessen und nur Wasser getrunken, um nicht Glendas Zorn zu erregen. Gehorsam tranken alle ihre zuckerfreien Diät drinks und gaben sogar an, wann sie ihre Regelblutung hatten, wegen der Wassereinlagerungen. Keisha hatte das alles gehasst, aber sie war klug genug gewesen, um mitzuspielen und nicht den Zorn des Managements zu erregen.

»Ist gar nicht so leicht, mit dem Zeug Selbstmord zu begehen«, bemerkte der Detective. »Mit genügend Koffein und ein paar Energydrinks kann man vielleicht Ersticken oder einen Herzinfarkt herbeiführen.« Er sah sie fragend an. »War es so?«

»Dem Pathologen zufolge ja. Aber sie war nicht unglücklich«, beharrte Sage. »Und sie war keine ...« Ihr Blick wanderte zur Wand. »... Hure.«

Seine Miene wurde weicher. »Ich werde ein paar Fingerabdrücke nehmen, und wir werden Beweisspuren wie Haare

oder Ähnliches untersuchen lassen. Haben Sie in diesem Zimmer geputzt, seit die Ermittlungen abgeschlossen sind?«

»Ja. Wann wollen Sie denn die Spuren suchen?«

»Heute noch. So rasch wie möglich. Gehen Sie nicht weg«, sagte er und faltete das Blatt mit den Computerspezifikationen von Keishas Laptop, die Sage auf den System-CD-Roms in der Schublade gefunden hatte. »Ich werde die Seriennummer des Rechners durchgeben und sehen, ob er irgendwo bei einem Pfandleiher aufgetaucht ist. Sind Sie sicher, dass sonst nichts fehlt?«

»Ihr ganzer Schmuck ist hier.« Sage deutete auf die Kommode. »Teurer Schmuck.«

»Es war ein Zwölfhundert-Dollar-Laptop«, wandte er ein.

»Das stimmt, aber die Chanel-Uhr ist mehr wert.«

»Daten auf einem Computer können manchmal besonders wertvoll sein. Kreditkarteninformationen, private E-Mails.« Er warf ihr einen vielsagenden Blick zu. »Kompromittierende Fotos.«

»Ich habe sämtliche Ordner ihres Computers durchforstet und keine Nacktfotos gefunden, wenn es das ist, was Sie meinen. Aber da war etwas anderes Interessantes.«

Er schob eine Hand in seine Hosentasche. »Das interessiert mich dann natürlich auch. Was war es?«

Sie beschrieb das Angebot von takemetonight.com und erzählte, dass Keisha nicht zum vereinbarten Treffpunkt erschienen sei. Sie gab ihm alle Informationen, die sie hatte, und hoffte inständig, dass er Johnny nicht mit der Site in Verbindung brachte.

»Da könnte es einen Zusammenhang geben«, sagte sie, nachdem er alles notiert hatte. »Aber bis jetzt habe ich ihn noch nicht gefunden.«

»Ich werde das überprüfen, ebenso die Ermittlungen zum Tod Ihrer Mitbewohnerin«, versprach er. »Und lassen Sie mich bitte wissen, wenn Sie feststellen, dass doch noch etwas fehlt.«

Sage bedankte sich, nahm seine Karte und begleitete ihn zur Tür, wo sie Johnny entdeckte, der ein paar Meter weiter auf dem Gehweg stand und telefonierte. Plante er eine Rettungsaktion für heute Abend? Ihr Magen zog sich leicht zusammen, doch sie verdrängte den Gedanken. Zurück in Keishas Zimmer, starrte sie die Wand an. Das Bett. Den leeren Sekretär.

Sie hatte nie infrage gestellt, dass es Selbstmord war, sondern immer nur versucht, ein Motiv zu finden. Jetzt musste sie die Dinge aus einer ganz neuen Perspektive betrachten.

Hatte dieser Einbruch etwas zu bedeuten? Vielleicht wollte jemand Spuren verwischen? Aber was sollte dann die Schrift an der Wand?

Es sei denn, die Botschaft war gar nicht an Keisha gerichtet. Sondern an Sage.

Erschauernd sah sie sich noch einmal im Zimmer um und öffnete dann den Kleiderschrank mit ihrem Zeh. Es war ein kleiner Wandschrank, ein Überbleibsel aus der Zeit, als Haus und Wohnung noch nicht saniert waren. Keisha hatte sich oft beklagt, dass sie ihre Kleider viel zu dicht stopfen musste und trotzdem keinen Platz für Schuhe, Gürtel und

Handtaschen hatte, sodass sie sie unter dem Bett verstauen musste.

Sage ging auf die Knie und hob die Tagesdecke des französischen Bettes, die bis zum Boden hing. Die Schuhboxen und Aufbewahrungsbehälter boten einen chaotischen Anblick, als wären sie durchwühlt worden, wobei einige noch übereinanderstanden. Stuart Weitzman, Manolo Blahnik, Prada ... Sage hatte sich nie für Keishas Shoppingbeute interessiert und hätte nicht sagen können, ob zum Beispiel eine Louis-Vuitton-Tasche fehlte.

Sie bückte sich, um zwei Schuhboxen beiseitezuschieben, und dabei fiel die obere herunter, und der Deckel rutschte weg. Papier segelte zu Boden.

Nein, kein Papier. Karteikarten. Sage beugte sich tiefer unter das Bett, nahm eine und stellte überrascht fest, dass sie leicht am Holzboden haften blieb. Wie ein ...

Wie ein Post-it-Zettel, nur dass er die Maße einer Karteikarte hatte und leuchtend bunt war. Genauso wie der Zettel, auf den Keisha ihre Selbstmordbotschaft geschrieben hatte.

Sage streckte die Finger aus, um möglichst viele von den herausgefallenen Karten zu erwischen. Sie schob eine Handvoll zusammen und kroch unter dem Bett hervor. Staub kitzelte sie in der Nase.

Auf allen Karten stand in Keishas markanter Handschrift jeweils ein einzelner Satz:

Hinter meinem Gesicht ist nichts.

Ich habe Angst, alles zu verlieren.

Ich schlafe mit reichen Männern, um Selbstvertrauen zu gewinnen.

Mit angehaltenem Atem las Sage den folgenden Satz:
Manchmal kann ich nicht weitermachen.

»Was machst du denn hier, *principessa*?«

Sage erschrak beim Klang von Johnnys Stimme, und als sie den Blick hob, sah sie ihn im Türrahmen stehen. »Ich lese«, krächzte sie.

Er machte einen Schritt in den Raum hinein und lugte ihr über die Schulter. »Was denn?«

»Ich weiß nicht genau.« Sie hielt ihm eine der Karten hin. »Es sieht aus wie ein ganzer Stapel ... Abschiedsbriefe.«

Johnny hockte sich neben sie. »Du meinst, sie hat mehrere davon geschrieben? Zum Üben etwa?«

Sage blätterte die Karten durch. »Ich weiß nicht. Aber ich hatte keine Ahnung, dass sie so unglücklich war.« Seufzend lehnte sie sich zurück, um an ihm vorbei auf das Poster zu schauen. »Aber ich werde herausfinden, was passiert ist, und wenn ich selbst dabei draufgehe.«

»Nicht, solange ich dabei bin.«

Sie lächelte leicht über den beschützenden Unterton in seiner Stimme. »Ist nur so eine Redensart.«

Das hoffte sie zumindest.

8

Ohne Vorwarnung war plötzlich alles dunkel. Es folgte ein Sekundenbruchteil überraschte Stille. Dann jagte ein blauer Laserstrahl über den polierten Holzboden, noch einer und noch einer, im Rhythmus eines donnernden Basses, der

aus einem Subwoofer von der Größe eines mittleren Wohnhauses zu dringen schien.

Bumm-bumm. Bumm-bumm.

Jemand schrie. Jemand pfiiff.

Johnny nahm behutsam Sages Hand und sah sie an, aber ihr Blick war fest geradeaus gerichtet, ihre Anspannung förmlich greifbar.

»Meine Damen und Herren!«, dröhnte eine Stimme aus unzähligen Lautsprechern, und das Stadion bebte bei jedem Wort. »Willkommen in der Manzi-Arena, der Heimat der einzigartigen New England Blizzaaaards!«

In dem ohrenbetäubenden Jubel, der folgte, drückte Johnny Sages Finger und beugte sich zu ihr, um ihr ins Ohr zu sagen: »Ich stehe ja mehr auf die New York Knicks.«

Sie warf ihm einen Blick zu, der ihn daran erinnern sollte, dass sie trotz Händchenhaltens und Spitzenplätzen nicht wegen des Sports hier waren.

Es war die Fortsetzung einer Suche, die begonnen hatte, kurz nachdem der Mann von der Spurensicherung gegangen war, mit der Nachricht, dass er in Keishas Zimmer zwar keine Fingerabdrücke gefunden, aber ansonsten alles Mögliche mitgenommen habe. Sage hatte sich sofort an ihren Computer gesetzt und eine Liste aller Personen erstellt, die Keisha gekannt hatte. Zu Johnnys Überraschung hatte sie Keishas Adressbuch kopiert und alle ihre E-Mails aus den vier Wochen vor ihrem Tod gespeichert.

Was ihn noch mehr überrascht hatte, war ihre Bitte, seine Pläne für ein fantastisches Dinner über den Haufen zu werfen und stattdessen in der Manzi-Arena einen Hotdog zu es-

sen. Er hielt das zunächst für einen Scherz, aber dann brachte sie einen weißen Umschlag zum Vorschein, und er zweifelte nicht daran, dass sie allein hier wäre, wenn er nicht mitgewollt hätte.

Der Bassbeat wurde noch lauter, bis die ersten Klänge einer bekannten Diskonummer die Ränge zu weiteren Jubelstürmen hinrissen.

»Seid ihr bereit?«, brüllte der Stadionsprecher. Angesichts der noch nicht ausreichend lärmenden Reaktion brüllte er erneut: »Boston, Massachusetts, seid ihr bereit?«

Daraufhin lieferten ihm die rund achtzehntausend Zuschauer den erwünschten tosenden Jubel.

»Denn es wird ein Schneesturm kommen!«

Das wahnwitzige Geschrei erreichte einen neuen Höhepunkt.

»Und dieser Sturm ist brandheiß!« Seine Stimme scholl an. »Zweiundzwanzig der schönsten, begabtesten, umwerfendsten Mädchen der Welt ... die jedes Eis zum Schmelzen bringen!«

Zwei zweiflügelige Tore öffneten sich, und eine Wolke Trockeneisnebel ergoss sich über das Basketballfeld. Die Musik hämmerte, und das Publikum brachte vor Begeisterung klatschend und stampfend die Halle zum Beben.

Aus den Lautsprechern hauchte eine hohe Frauenstimme: »Won't you take me to ...«

Die Antwort kam einstimmig und ohrenbetäubend: »FUNKYTOWN!«

Wie alle anderen auch stand Sage auf und zog Johnny mit sich, sodass sie über die erste Reihe sehen konnten.

Durch Rauch und Nebel wurden zwei Reihen glitzernder Mädchen in hautengen Lederhotpants und silbernen Neckholdertops sichtbar, die sich wie flüssiges Quecksilber über den Boden ergossen.

Beine klickten synchron, langes Haar in jeder erdenklichen Farbe schwang in einer einzigen Welle von einer Seite auf die andere. Zweiundzwanzig strahlende Gesichter erhellten die Arena, während weiß-blaue Spotlights herabregneten auf sonnengebräunte Oberschenkel, pralle Hintern, alles in allem eine beeindruckende Darbietung des Schönsten, was die Natur – und ein paar Schönheitschirurgen – hervorbringen konnte. Johnny nahm die Zurschaustellung schierer Weiblichkeit kaum wahr. Vor seinem geistigen Auge tanzten immer noch zwei Dutzend neonfarbene Klebe-Karteikarten mit Einzeilern, die von Selbstzweifeln, Seelenqual und Versagensängsten getränkt waren.

Eine der schönsten, begabtesten, umwerfendsten Cheerleaderinnen der Welt zu sein hatte Keisha Kingston offensichtlich noch nicht zu einem glücklichen Menschen gemacht. Und wie sehr Sage sich auch auf die Botschaft des Eindringlings versteifte, wie hartnäckig sie daran glaubte, dass der Spruch »Huren müssen sterben« irgendwie bewies, dass Keisha sich nicht selbst umgebracht hatte – die Karteikarten sprachen eine andere Sprache.

Er hatte noch nicht die Gelegenheit gehabt, Lucy von den Karteikarten zu erzählen. Während Sage mit dem Kriminalbeamten gesprochen hatte, hatte er in der Zentrale angerufen. Als Lucy von dem Einbruch hörte, gab sie eine klare Anweisung: Bleib bei Sage, beschütze sie und halte deine Tarnung

aufrecht! Es gab keine zeitlichen Vorgaben, keine Erklärungen und keine Chance, auch nur eine Frage zu stellen. Und kein Wort darüber, wer der Geldgeber im Hintergrund war.

»Ich frage mich, wo Ashley ist«, flüsterte Sage. »Normalerweise ist sie die Dritte auf der linken Seite.«

Auf dem Platz stand jedoch ein dunkelhaariges Mädchen, das mit so viel Wucht die Beine hochwarf und so extrem lächelte, dass er sich nicht gewundert hätte, wenn ihr plötzlich eine Maske vom Gesicht gefallen wäre.

»Vielleicht ist sie krank?«

»Ich habe sie heute Morgen noch getroffen«, entgegnete Sage. »Da war sie nicht krank.«

»Mit wem möchtest du denn sonst noch sprechen?«, fragte er.

»Vivian Masters. Sage zeigte auf eine große, atemberaubend schöne junge Frau in der hinteren Reihe. »Sie ist eines der wenigen Mädchen mit Profil in der Gruppe. Ich weiß, dass sie mit Keisha enger befreundet war, aber sie hat mich nie angerufen und war auch nicht auf der Beerdigung.«

Er erkannte Vivian vom Poster, sie hatte ihn an Beyoncé erinnert. Wie der R&B-Star vereinte sie mit ihren schräg gestellten golden leuchtenden Augen und der milchkaffeebraunen Haut das Beste aus mehreren Rassen in sich. »Steht sie auf der Liste, die Glenda dir gegeben hat?«

Sage schüttelte den Kopf. »Wir müssen sie nachher am Ausgang abpassen.«

»Gehen die Mädchen allein nach Hause?«

»Sie werden von Sicherheitsleuten zu ihren Autos begleitet, und es gibt einen Extraausgang für sie, aber ich weiß, wo der ist.«

»Funktynown« setzte zum großen Finale an. Die Mädchen der vorderen Reihe lehnten sich mit durchgebogenem Rücken weit nach hinten, die hintere Reihe warf ihre gestreckten Beine über sie, dann drehten sich alle um, tippten mit den Fingern ihre Fußspitzen an und wackelten mit den Hintern, um für die Schlusspose einen einladenden Blick über die Schulter zu werfen.

»Wie viel bekommen diese Frauen für einen Auftritt?«, erkundigte sich Johnny, während sie sich wieder setzten.

»Nicht viel.« Sage griff zu ihrem Mineralwasser und sog am Strohalm. »Ich glaube, neunzig Dollar pro Spiel«, sagte sie, nachdem sie geschluckt hatte. »Die tun das nicht wegen des Geldes.«

»Für den Ruhm?«

Sie zuckte die Achseln. »Um prominent zu sein vielleicht. Um in die angesagten Clubs gehen zu können, an Modeljobs zu kommen, Sonderauftritte zu haben. Sie haben alle einen normalen Job zum Geldverdienen.«

Die Snow Bunnies trabten vom Feld, und das Licht wurde abermals gedimmt. Diesmal brüllte das Publikum noch lauter. Während die Aufstellung der Chicago Bulls und der New England Blizzards bekannt gegeben wurden, musterte Johnny die vorderen Ränge.

In der ersten Reihe hinter den Tänzerinnen entdeckte er das Falkengesicht von Glenda Hewitt. Neben ihr saß ein großer, schlaksiger Mann, dessen Aufmerksamkeit zwischen

einem elektronischen Gerät in seiner Hand und den Hintern der Cheerleader hin- und herwechselte.

»Was war denn Keishas normaler Job?«, fragte er.

»Sie lebte von einem Treuhandfond ihres steinreichen Vaters, aber zur Tarnung hat sie in einem Blumengeschäft gearbeitet.«

Er wandte sich ihr zu. »Zur Tarnung wofür?«

»Alle Snow Bunnies sollen einer geregelten Arbeit nachgehen, deshalb hat sie in Teilzeit für einen Floristen in Boston gearbeitet.« Sie lächelte traurig. »Teilzeit hieß, dass sie einmal im Monat dort aufkreuzte, um Blumen für die Wohnung zu holen.«

»Womit hat sie denn die übrige Zeit verbracht? Mit Shoppen?«

»Sie hat benachteiligte Mädchen in Jamaica Plains betreut. Und, ja, sie ist regelmäßig in Einkaufszentren zum Shoppen eingefallen.«

Nach dem ersten Viertel tanzten die Mädchen wieder, und Sage zog ein Blatt Papier mit Namen heraus. »Das ist die Liste, die mir Glenda gegeben hat. Mit den Namen der Mädchen, mit denen ich offiziell reden darf.« Sie deutete gerade auf die entsprechenden Gesichter, als Johnny einen Mann bemerkte, der auf sie zukam.

Ein intensiver Blick aus grauen Augen, die tief in einem gebräunten, von Falten durchfurchten Gesicht lagen, der Kopf rasiert, und eine breite Brust, die eine Vorliebe für Bankdrücken verriet. Dem Mann war anzusehen, dass er mindestens Mitte, Ende fünfzig war, doch er strahlte Selbstvertrauen, Wohlstand und Autorität aus.

So unmerklich, dass es den meisten Menschen wahrscheinlich entgangen wäre, musterte er Johnny, ehe er Sage ansah und ein breites Lächeln aufsetzte. »Da haben wir ja die beste Reporterin von ganz Boston.«

Der Mann drückte sie an sich und neigte sich dann leicht zurück. »Es ist wundervoll, Sie zu sehen, meine Liebe.«

»Ich freue mich auch.« Sie legte ihm die Hände auf die Brust und lehnte sich an ihn. Ihre Körpersprache machte kein Hehl daraus, dass sie ihn mochte. »Johnny, das ist Dr. Garron, ein guter Freund und eine meiner besten Quellen.«

Johnny erkannte den Namen sofort wieder, den er in dem Artikel im *Boston Living* gelesen hatte. Es war kein Bild dabei gewesen, sonst hätte er sich gewiss an Alonzo Garron erinnert, den ehemaligen Leiter der Gynäkologie- und Entbindungsstation des Mass General Hospital und Sages entscheidende Quelle für ihren Bericht über den Versicherungsbetrug im Krankenhaus.

»Ich bin John Christiano«, sagte er und schüttelte seinem Gegenüber die Hand.

»Wie ich sehe, haben Sie bessere Plätze als ich«, sagte der Arzt mit leichtem Schalk; er sprach mit spanischem Akzent. »Vermutlich kenne ich nicht die richtigen Leute.«

»Man versucht mich zu schmieren«, sagte sie und deutete mit dem Kopf in Richtung Spielfeld. »Ich schreibe nämlich über die Snow Bunnies.«

Der Doktor wich zurück. »Mich schaudert bei dem Gedanken, welche Abgründe Sie da aufdecken werden.« Sein Mund bog sich zu einem halben Lächeln. »Auf jeden Fall wird die Geschichte für Aufsehen sorgen.«

»Sie wird banaler sein als alles, was ich je in meinem Leben geschrieben habe«, sagte sie entschuldigend. »Wie läuft die neue Praxis?«

»Fantastisch.« Er hob eine geschlossene Faust, um seine Begeisterung zu unterstreichen. »Wenn ich Sie mal einlade, schreiben Sie dann auch nette Sachen über mich?«

»Sie wissen ja, dass ich eigentlich nie nette Sachen schreibe«, entgegnete sie mit leichtem Lachen. »Aber ich kann Ihnen neue Patientinnen vorbeischicken.«

Garron nahm Sages Hand, was in Johnny sofort Alarmbereitschaft auslöste. »Vielleicht komme ich ja mal darauf zurück, Sage«, sagte er leise. »Und sonst? Wie geht es Ihnen? Kommen Sie zurecht?«

Sage zuckte die Schultern. »Es geht jeden Tag ein bisschen besser.«

»Ich mache mir Sorgen um Sie«, sagte er, und sein Blick war warm und voller Mitgefühl.

Wer war dieser Typ? Ein Informant? Ein Freund? Johnny beobachtete den intensiven Blickkontakt zwischen den beiden. Irgendetwas war er, das stand fest.

Oh! Ja, natürlich. Johnny hätte sich fast mit der Hand auf die Stirn geschlagen. Dieser Mann war der Bullet-Catcher-Klient im Hintergrund. Er hatte Geld, Einfluss und, ganz offensichtlich, Interesse.

»Und was tun Sie so, Mr Christiano?«

Als ob er das nicht wüsste. »Ich bin –«

»Koch«, fiel ihm Sage schnell ins Wort. »Er ist ein phänomenaler Koch.«

»Wirklich?« Garron sah ebenso interessiert wie belustigt aus. Als wäre er in ein Geheimnis eingeweiht worden. »Und wo kochen Sie?«

»Ich bin gerade auf der Suche nach einer neuen Stelle«, sagte Johnny ungerührt. »Einer neuen Herausforderung.«

»Wo wurden Sie ausgebildet?«

»CIA.« Würde Garron die Anspielung verstehen?

»Ah, am Culinary Institute«, sagte Garron und nickte anerkennend. »Sie sollten mit Hendrick Kane vom Ritz-Carlton sprechen. Ich glaube, die suchen jemand.«

»Danke«, erwiderte Johnny. War das eine Anordnung von einem Klienten oder einfach nur eine clevere Bemerkung, um seine Tarnung zu schützen? »Ich habe viel Gutes über Kanes Arbeit gehört. Ich werde mir das ansehen.«

»Das solltest du wirklich«, pflichtete Sage mit leuchtenden Augen bei.

»Rufen Sie mich an!« Garron reichte ihm eine Visitenkarte. »Ich bringe Sie mit Hendrick in Kontakt. Wir kennen uns seit Urzeiten.«

»Vielen Dank.« Johnny steckte die Karte weg, ohne sie anzusehen. Das würde er später tun, sobald er Lucy angerufen und sie damit beeindruckt hatte, wie schnell er den Klienten identifiziert hatte.

Der Anpfiff zum zweiten Viertel ertönte, und Garron küsste Sage auf beide Wangen, wobei er ihr etwas ins Ohr flüsterte, das Johnny nicht verstehen konnte.

Als sie wieder saßen, hätte er schwören können, dass sie glühte.

»Netter Typ«, sagte er ohne Überzeugung.

»Ja«, stimmte sie zu. »Ein großartiger Arzt, der ein großes Risiko eingegangen ist.«

»Musste er nicht aufgrund dieses Artikels seinen Hut nehmen?«

Sie schüttelte den Kopf und griff nach ihrer Flasche. »Er hat gekündigt und eine eigene Praxis aufgemacht.«

»Er mag dich«, sagte Johnny leise. »War das Interview mit ihm genauso angenehm wie mit mir?«

Fast hätte sie sich an ihrer Cola verschluckt. Sie funkelte ihn an.

»Was denn? Er mag dich.« Johnny zog die Karte heraus. Dr. Alonzo Garron, Frauenheilkunde und Geburtshilfe. »Ist er dein Frauenarzt?«

»Nein, ich gehe zu einer Gynäkologin.« Sie sah auf die Karte. »Aber ich schicke immer mal wieder Freundinnen zu ihm.«

Er steckte die Karte wieder ein und verkniff sich einen bösen Kommentar darüber, wen der gute Onkel Doktor wohl am liebsten auf seinem Untersuchungsstuhl haben würde. Denn vielleicht war er ja wirklich der *Auftraggeber*.

»Weißt du, Johnny, vielleicht solltest du ihn wirklich anrufen. Und mit dem Typ vom Ritz reden.«

»Ach, Süße!« Er nahm ihre Hand und lächelte. »Möchtest du, dass ich all mein Talent an eine Hotelküche vergeude?«

»Es ist ein guter Laden, ein tolles Hotel, außerdem ist es«

»Anständig.«

»Jedenfalls anständiger, als den Retter zu spielen.« Sie hob provozierend eine Braue.

»Also, was sagst du?«, fragte er und legte ihr besitzergreifend eine Hand auf den Oberschenkel, spürte den warmen Jeansstoff und ihre festen Muskeln darunter. »Würdest du mich lieber mögen, wenn ich einen anderen Job hätte?«

Sie sah ihm direkt in die Augen. »Ja.«

Es könnte so einfach sein. Ihr die Wahrheit zu sagen, dass er ein Bullet Catcher war und sie beschützen sollte. Dann könnten sie endlich den elektrisierenden Impulsen nachgeben und dort weitermachen, wo sie am Abend zuvor im Bett aufgehört hatten.

Er blickte über die Schulter und fing gerade noch einen Blick aus grauen Augen auf, die ihn aus der zwölften Reihe fixierten. Am liebsten hätte er eine stumme Botschaft zurückgeschickt, doch er hielt sich zurück. Der Kunde wollte anonym bleiben, und er wollte, dass der Personenschutz im Geheimen stattfand, aus welchem Grund auch immer. Johnnys Job war es, in Sages Nähe zu bleiben und diesen Schutz zu gewährleisten.

»Morgen werde ich im Ritz anrufen«, versprach er.

Die Hände in den warmen Taschen ihrer Snow-Bunnies-Jacke vergraben, stand Ashley verborgen im Schatten des Stadioneingangs und horchte auf die wiederkehrenden Jubel-
salven von drinnen.

Wie konnte es diese blöde Kuh wagen, sie zu bestrafen, indem sie eine Zweitbesetzung für sie tanzen ließ? Nach all den Sonderschichten, die sie für diese verdammten Teambildungsübungen geleistet hatte? Was sollte das Ganze überhaupt? Sie alle waren neidisch aufeinander. Das ganze Geschwafel über Bindung und Eintracht, die Fantasieentfüh-

rungen und die dummen Buchstabenspielchen, das Sich-Öffnen und Mit-anderen-Teilen – es brachte nichts, rein gar nichts. In dieser Truppe hassten sich alle untereinander.

Die Hälfte davon war froh, dass Keisha von der Bildfläche verschwunden war, weil sie mit Abstand die Schönste im Team gewesen war. Und jetzt sollte Ashley Victoria Brandt dazu bringen, sich entführen zu lassen. Das würde nicht einfach werden. Vor etwa einem Monat, als Glenda gesagt hatte, Vicky sei jetzt »reif«, hatte ihr die kleine Zicke fast die Augen ausgekratzt, als sie ihr den Vorschlag gemacht hatte, sich auf der Website zu registrieren.

Aber Ashley wusste, dass es keinen Sinn hatte, der Chefin zu widersprechen. Außerdem schätzte sie den kleinen zusätzlichen Verdienst, den sie unter der Hand von Glenda bekam, und die Gewissheit, dass ihr dieser Job sicher war. Zumindest relativ sicher. Als Tänzerin würde sie ihre perfektionistische Choreografin jedenfalls nicht auf Dauer zufriedenstellen, so viel stand fest.

Der Lärm im Stadion flammte so heftig auf, dass es nur eines bedeuten konnte: Das Spiel war vorbei. In wenigen Minuten würde sich diese Tür öffnen, und ein Sicherheitsmann würde die Mädchen gruppenweise zu ihren Autos begleiten. Das war ihre Chance, sich Victoria zu schnappen und ihr klarzumachen, dass sie, wenn sie bei der Fantasieentführung nicht mitmachte, die Nächste in der Truppe sein würde, die umbesetzt wurde.

Teambildung durch Einschüchterung, das war es, worauf Glenda setzte.

Beim Geräusch von Schritten zuckte Ashley zusammen. Normalerweise kam niemand zu diesem Seitenausgang. Die Spieler verließen das Stadion auf der anderen Seite, und dort stellten sich auch die Fans für Autogramme an. Niemand wusste, dass die Snow Bunnies sich auf diese Art und Weise nach dem Spiel davonschlichen, und es war Teil ihres Vertrages, dass das ein Geheimnis blieb. Eines war Glenda und Julian nicht vorzuwerfen – Sicherheit war oberstes Gebot für sie.

Eine weibliche Stimme wehte zu ihr herüber, dann die Antwort eines Mannes. War es Sage Valentine? Sie trat einen Schritt von der Wand weg und entdeckte Keishas Mitbewohnerin mit einem großen, gut gebauten Typ, der beschützend den Arm um sie gelegt hatte.

»Ashley? Bist du das?« Sage kam auf die Tür zu. Ashley fiel auf, dass der Mann seine freie Hand hinter seinem Rücken verbarg.

»Ja, ich bin's. Was machst du denn hier hinten?«

Einen Augenblick lang kam von Sage keine Antwort durch die Dunkelheit. »Warum hast du heute Abend nicht getanzt?«, fragte sie dann.

Der Typ blieb einen halben Schritt hinter Sage stehen, doch Ashley spürte seinen scharfen Blick auf sich ruhen und wagte einen verstohlenen Blick in sein prägnant geschnittenes, attraktives Gesicht. Er hatte volle Lippen, und seine Wangen waren von Bartstoppeln verdunkelt.

»Ich habe mich am Rücken verletzt«, log sie und wünschte sich inständig, sie hätte diese Sahneschnitte von

Kerl heute Abend auf dem Parkett beeindrucken können.
»Sucht ihr eines der Mädchen?«

»Ich, ja«, erwiderte Sage. »Sie kommen doch hier heraus, nicht wahr?«

»Normalerweise schon.« Ashley sah den Typ an und wartete darauf, dass er ihr vorgestellt würde. Als nichts geschah, fragte sie: »Wer sind Sie?«

»Ich bin Johnny.«

Ashley zog sich den Schirm ihrer Kappe tiefer ins Gesicht. Schade, dass sie sich keine ordentliche Frisur gemacht oder Bühnen-Make-up aufgelegt hatte.

»Johnny«, wiederholte sie. Und wer war Johnny? Sages Freund? Ihr Bruder? Ein Fan? Ashley blickte Sage erwartungsvoll an, aber die schien nur *sie* dabei zu beobachten, wie sie *ihn* anschaute.

Eine unbehagliche Pause verstrich, ehe Ashley in Richtung der Tür nickte. »Ich habe etwas in der Umkleide vergessen, aber streng genommen darf ich nicht ins Gebäude, wenn ich nicht tanze.«

»Wirklich?«, fragte Johnny und sah sie misstrauisch an.
»Warum das denn?«

»Glenda ist da sehr eigen«, sagte sie mit einem kurzen Lachen. »Aber sie ist der Boss. Also, auf wen wartest du denn, Sage?«

»Weißt du noch, in der Bahn? Da habe ich dir erzählt, dass ich der *Boston Living* eine Story anbieten will?«, fragte Sage. »Tja, sie wollen ein Feature über die Snow Bunnies.«

»Ehrlich? Das ist cool.« Sie drückte Sage den Arm, und der Typ trat sofort einen Schritt näher. »Oh bitte, sag, dass ich auch dabei bin!«

Sage zog ein Stück Papier hervor und faltete es auf. »Glenda lässt mich nur mit bestimmten Tänzerinnen reden. Hier ist die Liste der Namen.«

»Kein Wunder.« Ashley hielt die Liste in den fahlen Mondschein, um sie zu lesen. »Bei ihrem Kontrollzwang.« Natürlich stand ihr Name nicht auf der Liste. »Und warum bist du jetzt hier? Kannst du die Mädchen nicht vor dem Training interviewen oder so?«

Sage grinste sie verschwörerisch an. »Du kennst mich doch, Ashley. Ich werde nicht nur mit diesen hier reden.« Sie nahm die Liste und faltete sie wieder zusammen. »Ich will mit denen reden, die nicht auf die Unternehmenslinie eingeschworen sind.«

Ashley lachte trocken. »So wie ich.«

»Genau. Oder wie Vivian.«

»Das kannst du gleich vergessen. Sie spricht nicht mit der Presse. Nie.«

Die Beleuchtung über den Türen flackerte kurz auf, dann sprang sie voll an.

»Gleich werden sie rauskommen«, sagte Ashley und nutzte die plötzliche Helligkeit, um Sages Begleiter genauer zu studieren. Er starrte sie an, als hätte sie zwei Köpfe – sah sie ohne Show-Make-up so schrecklich aus?

»Kennen wir uns vielleicht?«, fragte sie demonstrativ.

Er schüttelte den Kopf. »Daran könnte ich mich erinnern.«

Sie bemerkte, wie Sage sich verkrampfte. Aber wer wäre bei einem Kerl wie diesem nicht eifersüchtig?

»Vielleicht haben Sie mich mal tanzen sehen«, schlug sie vor und fühlte sich unwohl unter seinem prüfenden Blick.

»Vielleicht hast du ihn ja woanders mal kennengelernt?«, bemerkte Sage vielsagend.

»Daran könnte ich mich erinnern«, echote Ashley.

»Ist schon okay, Ashley«, versicherte Sage. »Du darfst es ruhig zugeben. Ich erhebe keine Besitzansprüche auf ihn.«

»Oh, ich würde alles zugeben«, lachte sie und wünschte sich, er würde nur den Hauch eines Lächelns zeigen. »Ehrlich.«

Die Tür schlug auf, und unter Gelächter und Plappern kamen drei der Mädchen heraus. Zwei Sicherheitsleute des Stadions waren direkt hinter ihnen.

»Ashley!«, rief eines der Mädchen. Es war Holly, ihre Zweitbesetzung. »Wir haben dich vermisst!«

Ach, tatsächlich – wenn sie getanzt hätte, wäre Holly jetzt nicht hier. »Mein Rücken«, entgegnete sie missmutig. »Wie war das Spiel?«

»Wir haben gewonnen.« Jacquie Howard setzte ein triumphierendes Lächeln auf und knuffte dann die junge Frau neben sich mit dem Ellbogen. »Alles war perfekt, nur Gabrielle hat die Drehung bei ›I Want You‹ total verhaun.«

»Hab ich nicht«, widersprach die Dritte. »Du hast den richtigen Count verpasst.«

»Ist Vivian da?«, erkundigte sich Ashley. »Hier ist jemand, der sie sprechen möchte.«

»Sie geht mit den Spielern raus«, sagte Jacquie. »Sie hat heute Autogrammstunde.«

Sage trat vor und machte Anstalten, mit Jacquie oder Gabrielle zu sprechen, doch ein Sicherheitsmann trat sofort dazwischen. »Entschuldigung, aber die jungen Damen müssen jetzt zu ihren Autos.« Er warf Sages Freund einen drohenden Blick zu. »Hier hinten keine Autogramme.«

»Schon okay«, sagte Sage. »Ich gehe nach vorne und sehe, ob ich Vivian dort abpassen kann.«

Ashley nickte und neigte sich dann näher zu Sage, um ihr ins Ohr zu flüstern: »Er ist echt heiß. Hast du das ernst gemeint, dass du keine Besitzansprüche auf ihn hast?«

Sage blickte zu Johnny hinüber, der knapp außer Hörweite stand. »Er ist der Typ von der Website. Der Retter.«

Ashley legte die Stirn in Falten und musterte unter ihrer Kappe heraus noch einmal jedes Detail seines Gesichtes. »Schätzchen, ich kenne jeden Mann von dieser Seite. Ich habe fast alle von ihnen persönlich getroffen und mit der Hälfte von ihnen geschlafen. Dieser Typ ist kein Retter von takemetonight.com.«

Sage ließ vor Erstaunen die Kinnlade sinken. »Doch, doch.«

»Ist sein Bild auf der Seite?«

Sie nickte. »Auf Seite drei bei ›Unsere Retter‹.«

Ashley schüttelte den Kopf. »Es gibt keine Seite drei.«

»Du kannst sie doch nicht alle kennen.«

»Und ob!« Ashley kniff die Augen zusammen und sah Johnny noch einmal prüfend an. »Ist das der Typ, der letztens bei dir war? Der gekocht hat?«

Als Sage nickte, schüttelte Ashley nur den Kopf. »Entschuldige, wenn ich dich enttäuschen muss, aber dieser Typ ist ein Betrüger. Jedenfalls hat er nichts, aber rein gar nichts mit der Seite zu tun.«

9

Während des eiligen Weges zum Vorderausgang wollte Sage unbedingt in Erfahrung bringen, was Ashley damit gemeint haben konnte, doch sie wusste nicht recht, wie sie die Frage formulieren sollte. Als Journalistin wusste sie, dass man nur die richtige Antwort bekam, wenn man die richtige Frage stellte.

Andererseits hatte sie Johnny gestern Abend schon ausgefragt. Er hatte alle ihre Fragen ebenso elegant umschifft wie jetzt die Zuschauermassen, die auf den Parkplatz herausströmten. Nun allerdings war seine Miene angespannt.

»Was ist los mit dir?«, fragte sie.

»Wie lange kennst du diese Ashley schon?«

»Warum?«

Den Arm in ihrem Rücken, führte er sie an einer Gruppe Männer vorbei und musterte dabei jeden einzelnen, der ihnen entgegenkam. »Trägt sie sonst auch eine blaue Baseballkappe?«

»Warum interessiert dich das denn?«

»Es ist wichtig.«

»Ich weiß nicht. Die halbe Stadt hat Red-Sox-Kappen auf dem Kopf. Und die sind blau, oder?«

Sein Griff verstärkte sich, als sie auf eine beachtliche Menschenmenge trafen, die sich um ein paar der Spieler gebildet hatte, beobachtet von weiteren Sicherheitsleuten. »Hier willst du Vivian treffen?«

Sage hob sich auf die Zehenspitzen, um nach der jungen Frau Ausschau zu halten. »Ja, da ist sie schon. Gibt Autogramme.«

»Willst du auf sie warten?«

Sage versuchte, die Anzahl der Wartenden zu überschlagen. Da standen mindestens vierzig Leute, die aber sicher überwiegend zu den Spielern wollten. Trotzdem würde es mindestens zehn bis zwanzig Minuten dauern, und dann war noch nicht gesagt, dass Vivian überhaupt mit ihr sprechen wollte. »Ich weiß nicht«, sagte sie. »Eigentlich wollte ich lieber allein und ungestört mit ihr sprechen. Andererseits sind wir nun schon einmal hier.«

»Warten wir dort drüben«, schlug er vor und deutete auf einen großen steinernen Pflanzkübel.

Sie ging mit ihm dort hin, zog sich auf den Rand und schlang ihre Jacke enger um sich.

»Ist dir kalt?«, fragte er.

»Bist du echt?« So viel zum Thema ausgefeilte Interviewtechnik.

Er lachte leicht und zog sich neben sie auf den Rand des Behälters, in seiner Miene stand Überraschung geschrieben. »Was ist denn das für eine Frage?«

»Ich meine, bist du, was du zu sein vorgibst?«

Er zwinkerte, und die Winkel seines wunderbaren Mundes hoben sich zu einem halben Lächeln. »Ich habe dir gesagt, dass ich sein kann, was immer du willst.«

Seine Lieblingsmasche. »Ashley meinte, du seist kein Retter von takemetonight.com. Und du scheinst sie auch nicht zu kennen. Also, was ist da los?«

Er stützte sich rücklings auf die Hände, blickte auf die Menschenmenge und überlegte, ehe er ihr von der Seite einen Blick zuwarf. »Ich sollte das nicht tun«, sagte er dann langsam. »Ich sollte das jetzt wirklich nicht tun. Aber ich werde es tun.«

Er wandte sich ihr zu, und sein Knie streifte ihren Oberschenkel, als er ihre Hand in seine nahm. »Nachdem ich mich heute Morgen von dir verabschiedet hatte, bin ich zuerst nach Hause gegangen. Aber dann bin ich zurückgekommen.«

Die freudige Erregung verflog. »Ja?«

»Ich habe gesehen, wie du das Haus verlassen hast und zur Charles Street Station gegangen bist.«

»Du bist mir schon wieder gefolgt.« Sie kämpfte mit ihren Gefühlen – die Vorstellung war aufregend, aber auch beängstigend. »Deshalb stand dein Auto noch in Beacon Hill, deshalb bist du in Cleveland Circle aufgetaucht. Du bist mir gefolgt. Warum?«

»Ich war nicht der Einzige, der dir gefolgt ist«, sagte er, ohne ihre Frage zu beantworten. Der Satz verfehlte dennoch nicht seine Wirkung.

»Was meinst du damit?«

»Ich dachte, es wäre ein Typ mit einer Baseballkappe. Er stieg aus einem Transporter aus – es war genau der, der dich gestern Abend entführen sollte – und ging dir nach. Jetzt ist mir klar, dass das gar kein Kerl war, sondern eine Frau. Es war Ashley. Die Kappe hat einen auffällig abgerundeten Schirm.«

Sage runzelte ungläubig die Stirn. »Bist du sicher?«

»Du hast sie doch in der Bahn getroffen, nicht wahr?«

»Ja, aber sie sagte ...« Sie verstummte.

»Ich war auf dem Balkon des Hotels an der Ecke, da habe ich sie entdeckt, aber dann –«

Sage schnappte nach Luft und brachte ihn mit der flachen, erhobenen Hand zum Schweigen. »Einen Augenblick mal. Du warst auf dem Balkon vom Beacon Hill Bistro, um mich auszuspionieren?«

Er hob eine Schulter. »Ich wollte nur sichergehen, dass bei dir alles okay ist. Dann tauchte dieser Transporter auf, jemand stieg aus – Ashley – und folgte dir zur Bahnstation. Eine zweite Person blieb im Fahrzeug sitzen.«

»Vielleicht die Person, die bei mir eingebrochen ist.«

Er nickte, als hätte er genau den gleichen Gedanken gehabt.

»Du hast also gesehen, wie mich Ashley mit der Baseballkappe zur Bahnstation verfolgt hat?«

»Das habe ich nicht direkt gesehen, da ich mir ein Ticket besorgen musste; aber ich habe euch zusammen in den Zug steigen sehen.«

Grübelnd lehnte sie sich zurück. »Da war noch jemand mit einer blauen Baseballkappe«, sagte sie. »Er hat mich belästigt.«

»Ich habe ihn gesehen«, sagte Johnny. »Das war eine andere Kappe.«

»Ashley kam dazu und hat ihn in die Flucht geschlagen.« Sage dachte an etwas anderes, das Johnny gesagt hatte. »Wie kamst du darauf, dass bei mir etwas nicht in Ordnung sein könnte?«

Mit einem liebevollen Blick aus seinen wundervollen Augen nahm er noch einmal ihre Hand. »Es war eine stürmische Nacht.«

Nein, nein. Liebevoll war nicht der richtige Ausdruck. Sie durfte nicht vergessen, mit wem sie es hier zu tun hatte. »Tust du das für alle Frauen, die du rettetest? Am nächsten Tag noch mal aufkreuzen und Nachschlag nehmen?«

Sie hätte schwören können, dass ihm leicht die Farbe aus dem Gesicht wich, aber so genau konnte man das in diesem Licht nicht sagen. »Nein.«

»Oder kommt es daher, dass du gar kein Retter von dieser Website bist?«

Er legte seine Hände auf ihre Wangen, und seine Finger fühlten sich unglaublich stark und warm an. »Es kommt daher, dass ich dich gernhabe, *cara*.«

Sie verzog keine Miene. Er war so nah, dass sie seinen Atem spüren konnte. »Und warum sollte Ashley mir dann erzählen, du wärst ein Betrüger?«

»Sag du es mir.« Er bedeckte ihren Mund mit dem seinen und hielt dabei ihr Gesicht, als wäre es das Kostbarste, das er

je berührt hatte. Seine Zunge teilte ihre Lippen mit gekonnter Präzision und bahnte sich zärtlich neckend einen Weg hinein, mit einer Geschmeidigkeit, die jahrelange Übung verriet. Seine Finger glitten durch ihr Haar, während er ihren Kopf zurückbog, den Druck verstärkte und seine Zunge leicht und schnell über ihren Gaumen tanzen ließ. Er beendete den Kuss, indem er kurz und zart an ihrer Unterlippe knabberte und ihr sanft mit den Daumen über die Ohrläppchen und über den Nacken strich.

Schauer jagten ihr den Rücken hoch und heiße Blitze in die entgegengesetzte Richtung.

»Also: Bin ich ein Betrüger – oder ein Profi?«, fragte er.

»Ein Profi«, murmelte sie, kaum in der Lage, die Augen zu öffnen.

»Oh ja, das bin ich!« Er verschränkte die Hände in ihrem Nacken, um sie näher an sich zu ziehen und ihr ins Ohr zu flüstern: »Und ich hab dich gern.«

Verdammt! Sie hatte ihn auch gern. Vielleicht irrte sich Ashley ja. »Da drüben löst sich die Menge auf«, sagte sie. »Komm, wir suchen Vivian.«

»Okay.« Der Blick, den er ihr zuwarf, war so elektrisierend und vielversprechend, dass er ihr den Atem ebenso raubte wie sein Kuss zuvor. »Und dann gehe ich heute mit dir nach Hause, *dolce*.«

Auch wenn sie Nein sagte, folgen würde er ihr wohl ohnehin.

Sages Hand in seiner Jackentasche haltend, führte Johnny sie durch die sich auflösende Menschenmenge, und ihr Geschmack brachte noch immer sein Blut in Wallung. Sofort

ablenken, wenn du angeschuldigt wirst, würde Dan Gallagher sagen. Mach dir die Wahrheit zunutze. Wechsle das Thema. Tu irgendwas, das beweist, dass du der bist, der du zu sein vorgibst.

Und gerade Dan würde den Knutsch-deine-Klientin-ins-Delirium-wenn-es-sein-muss-Ansatz befürworten. Es hatte jedenfalls wieder einmal funktioniert. Sie hatte das Thema »Betrüger oder nicht« fallen gelassen und nichts dagegen eingewandt, dass er heute Nacht bei ihr blieb. Was die Aussicht, ihre Wohnung die ganze Nacht lang vom Wagen aus zu beobachten, um Längen schlug.

»Vivian?« Sage zog ihre Hand aus Johnnys Tasche und beschleunigte ihre Schritte, als sie sich einer jungen Frau mit weißer Satinjacke und vollem Bühnen-Make-up näherten. Sie war auf jeden Fall eine der tollsten Frauen, die er je gesehen hatte, abgesehen von dem finsternen Blick, der ihr Gesicht verschattete, als sie sah, wer sie gerufen hatte.

»Die Autogrammstunde ist beendet«, sagte sie barsch zu dem Sicherheitsmann und reichte einem ihrer Fans ein signiertes Programmheft zurück.

»Vivian, warte!« Sage drängte weiter in ihre Richtung, und sofort baute sich Vivians Bodyguard mit breiter Brust vor ihr auf.

Die Tänzerin hielt eine Hand hoch, um Sage zu stoppen, und warf ihrem Beschützer einen bittenden Blick zu, den Johnny schon unzählige Male aufgefangen hatte und der nichts anderes bedeutete als *Hilf mir!*

»Keine Autogramme mehr«, sagte der Mann streng zu Sage und schob sich zwischen sie und Vivian, nicht ohne gleichzeitig Johnny zu taxieren.

Vivian schwang sich ihre Sporttasche über die Schulter und marschierte Richtung Stadionaussgang los.

»Vivian! Bitte!«, rief Sage flehend.

Die junge Frau zögerte und wandte sich um. »Sage, das mit Keisha tut mir leid. Ich weiß nicht, was da los war in ihrem Leben. Aber ich kann dir nicht helfen.«

»Deshalb bin ich nicht hier«, sagte Sage. »Ich schreibe einen Artikel für das *Boston Living*-Magazin. Ich möchte dich gern interviewen.«

Vivians bernsteinfarbene Augen flackerten skeptisch. »Davon habe ich gehört. Ich bin nicht interessiert. Sprich mit den anderen Mädchen.« Sie hob noch einmal ihre Hand und nickte ihrem Bodyguard zu. »Ich stehe nun unter Personenschutz, und ich nutze ihn auch. Niemand kann mir jetzt noch Angst einjagen.«

Mit entschlossenen Schritten stapfte sie in das Gebäude. Sage starrte ihr nach und wandte sich dann Johnny zu. »Was war das denn?«

»Das«, erwiderte er, »war reiner Selbstschutz.«

»Aber wozu?«, überlegte Sage laut. »Ich dachte, sie hätte Keisha nahegestanden. Hat sie solche Angst vor Glenda? Vor ihren Fans? Vor den Medien?«

»Vor irgendetwas hat sie Angst, das ist nicht zu übersehen.«

»Es ist verrückt.« Sage zuckte seufzend die Achseln. »In sie hatte ich die größte Hoffnung gesetzt.«

Er legte seinen Arm um sie und steuerte auf den Parkplatz zu. Wieder eine Person, über die er mit Lucy sprechen musste, wieder ein Name, der überprüft werden musste. Zu schade, dass Raquel ihren Job als Lucys rechte Hand aufgegeben hatte, um stattdessen mit diesem russischen Agenten durch die Welt zu reisen. Sie hätte in ihrem magischen Computer in null Komma nichts jeden gefunden, der ihm über den Weg lief.

»Gehen wir. Hast du Hunger?«

Sie lachte. »Sag nichts. Du möchtest heute Abend kochen?«

»Pappa al pomodoro, Baby. Das Essen wartet schon auf dich.« Vielleicht konnte er sie mit Kochen vom Fragen abbringen. Und wenn das nicht klappte, blieb immer noch das Küssen.

»Weißt du«, sagte sie und lehnte sich an ihn. »Du solltest wirklich meinen Freund Dr. Garron anrufen. Ich meine das ernst. Du könntest im Ritz arbeiten.«

»Natürlich könnte ich das.«

»Hast du wirklich am Culinary Institute gelernt?«

Er lachte. »Am Culinary Institute von Nonna Cardinale.« Als der Name seinen Mund verließ, wäre ihm fast die Luft weggeblieben. Was um alles in der Welt ging in seinem Hirn vor?

»Nonna? Ist das deine Großmutter?«

»*Nonna* ist das italienische Wort für Großmutter, ja, das stimmt.« Bitte, lieber Gott, mach, dass sie sich jetzt nicht an diesem Namen aufhängt. Sie war so verdammt neugierig. Spätestens morgen hatte sie den Namen Cardinale nach allen

Richtungen gegoogelt und die Verbindung zu ihm gefunden. Großartig. Achilles Cardinale, der Bandenchef, der für jedes nur denkbare Verbrechen schon mal hinter Gittern saß? *Ja-wohl, Schätzchen, das ist mein lieber Onkel Arkie.*

»Und sie hat dir das Kochen beigebracht?«

Spiel mit, Johnny! »Sie hat mir alles beigebracht«, sagte er. »Wie man Steinpilze zubereitet, aber auch, wie man bei Kalmaren Augen und Tentakel entfernt.«

»Bäh ...«

»Nicht bäh. *Calamari ripieni alla Fiorentina.* Als würdest du sterben und kämst mit einer Flasche Olivenöl und einem Schnitz Zitrone im Himmel an.«

»Du hast einen herrlichen Akzent«, sagte sie lachend. »Selbst wenn du die Sprache gar nicht mehr sprichst.«

»Das Italienische liegt mir eben im Blut.« Ebenso wie viele andere Altlasten aus der Vergangenheit. Er beschleunigte seine Schritte in Richtung des schwach beleuchteten Parkplatzes, wo, wie sie gesagt hatte, die Tänzerinnen ihre Autos abstellten. Der Hintereingang war jetzt verwaist, die Beleuchtung für die Nacht ausgeschaltet. »Und ich verspreche dir, du wirst nicht *Bäh* sagen, wenn ich dir meine –« Er blieb wie angewurzelt stehen und hielt sie fest, um sie am Weitergehen zu hindern.

»Was ist?«

Er schüttelte nur den Kopf, jede Faser seines Körpers in Alarmbereitschaft, die Ohren wie ein Radar auf das Geräusch gerichtet, das er glaubte gehört zu haben. Die dumpfe Wucht eines Fausthiebs.

»Was ist denn?«, wiederholte Sage.

Er legte einen Finger an den Mund und machte lautlos ein paar Schritte weg von ihr, ließ dabei die Augen über die Umgebung wandern und griff langsam zu seiner Waffe. Ein paar Autos standen über die Fläche verstreut, ein paar Baumgruppen und Büsche behinderten die freie Sicht.

Doch da war es wieder. Gefolgt von Röcheln und Stöhnen. Stumpfe Tritte. Das Geräusch hätte er überall sofort wiedererkannt. Er legte Sage eine Hand auf den Mund, zog seine Glock und spähte angestrengt in die Richtung, aus der die Geräusche gekommen waren. Da standen ein paar Autos, darunter einige SUVs und ein kleiner Pick-up, die eine Art Wall bildeten, aber er war sich ziemlich sicher, dass es von dort kam.

Sein gemieteter Toyota stand auf der anderen Seite des Parkplatzes. Er hatte zwei Möglichkeiten. Zum Wagen rennen, die Waffe im Anschlag, und Sage schnellstmöglich von hier weg in Sicherheit bringen. Oder hingehen und sehen, wer da Prügel bezog, einen vollkommen Fremden retten und möglicherweise seine Tarnung gefährden.

Der nächste gezielte Fausthieb war so laut, dass auch Sage ihn hörte, und so heftig, dass sich jede Faser von Johnnys Körper mit einer Mischung aus Ekel, Hass und Mitleid auflud. Er kannte diese Dinge sowohl aus der Opfer- als auch aus der Täterperspektive, und keine davon war angenehm.

Eine Frau wimmerte vor Schmerz. *Verdammt!*

»Ich bringe dich zum Auto«, sagte er und bedachte Sage mit einem Blick, der keine Widerrede duldete. »Duck dich und halte die Türen geschlossen! Anschließend komme ich zurück und sehe nach, was da drüben los ist.«

Ihre Augen weiteten sich, als ein Motor aufheulte und ein Wagen mit quietschenden Reifen hinter einem der SUVs anfuhr und davonraste. Im Dunkel war eine schwankende Gestalt zu sehen, die eine Autotür aufriss und sich auf den Fahrersitz fallen ließ.

Sage mit seinem Körper deckend, schlich Johnny auf die verletzte Frau zu, die er auch ohne Baseballkappe sofort erkannte. Bei dem Sportwagen angekommen, riss er die Tür auf, hinter der ihm das blutüberströmte Gesicht der ehemals ansehnlichen Rothaarigen entgegenblickte.

Er ging auf die Knie und streckte die Hände nach ihr aus.

Ihr Kopf wankte, als wäre sie betrunken, dann stieß sie Johnny weg, mit deutlich mehr Kraft, als er ihr zugetraut hätte, gerade so weit, dass sie die Autotür greifen und zuziehen konnte.

»He!« Er schnellte hoch, während sie den Zündschlüssel drehte und mit quietschenden Reifen davonraste, ebenso schnell wie derjenige, der sie gerade eben zusammengeslagen hatte. Zurück blieb nur ihre blaue Baseballkappe.

Johnny hob sie vom Boden auf und hielt sie Sage entgegen. »Eifersüchtiger Freund? Ein durchgedrehter Fan?«

Sage nahm die Kappe und blickte dann in die entgegengesetzte Richtung, dorthin, wo die Rücklichter des ersten Wagens verschwunden waren.

Mit finsterner Miene drehte sie die Kappe in den Händen. »Ich weiß nicht.«

»Komm«, sagte er schroff und zog sie an sich. Er musste seine Wut niederkämpfen, schließlich war es seine Aufgabe, sie zu beschützen. »Lass uns hier verschwinden.«

»Alles okay bei dir?«

Er brachte ein lässiges Nicken zustande, doch vor seinem inneren Auge sah er noch immer nichts anderes als die roten Striemen auf dem hübschen sommersprossigen Gesicht, und das Blut, das ihr vom Kinn troff. Davon hatte er in seinem Leben genug gesehen. »Ja, klar.« Ein bisschen Kochen und ein bisschen Küssen würde das alles wieder in Ordnung bringen. »Mir geht's wunderbar.«

Er war einfach wunderbar.

Der Mann, der da an ihrem Herd stand, ließ sich nicht anders beschreiben. Sage saß an der Theke, die die Küche vom Wohnbereich trennte und musterte seine wunderbare Gestalt, seine wunderbaren Bewegungen; ganz offensichtlich war hier ein Meister am Werk und zugleich ein Mann, der für jede erdenkliche Form der Lust geschaffen schien.

Alles ganz wunderbar.

Sie trank von ihrem Rotwein, das Glas war schon fast wieder leer. Es war ihr zweites, seit sie zurück waren. Er hatte eine kleine Sporttasche aus dem Kofferraum seines Wagens geholt, geduscht und Jeans und T-Shirt angezogen. Sie hatte unterdessen nichts anderes getan, als den Wein zu trinken, den er aufgemacht hatte, und ihm bei der Vorbereitung seines Festmahls zuzuschauen.

Seit er die Küche betreten hatte, hatte sie von ihm nichts anderes gehört als eine ausführliche Live-Reportage über Olivenöl und darüber, dass es zum Zerkleinern von Knoblauch nichts Besseres gebe als ein Messer. Unterdessen schnitt er einen halben Laib Brot in kleine Würfel, die er an-

schließend in Brühe gab, und schwitzte Tomaten an, bis ihr pikanter Duft die ganze Wohnung erfüllte.

Er war weit mehr als nur wunderbar. Er war fantastisch, außergewöhnlich und unglaublich. Wäre es nicht schön, wenn er ... etwas anderes wäre? Etwas anderes als ein Call-boy?

»Hast du denn mal darüber nachgedacht, Dr. Garron wegen des Jobs im Ritz anzurufen?«, fragte sie und hob ihr Glas.

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich morgen anrufen werde.« Er sah über die Schulter. »Darf ich dann dein Freund sein?«

Sie verschluckte sich so, dass ihr der Chianti in die Nase stieg.

»Ich fasse das als Nein auf.«

Lachend wischte sie sich den Mund. »Ich will keinen Freund.«

»Sicher? Ich kann kochen.«

»Das sehe ich. Das *rieche* ich.«

»Warte, bis du es probierst.«

Sie lächelte, schlang ihre Finger um den gläsernen Stiel und führte das große, bauchige Glas zum Mund. »Aber Frauen leben nicht vom Brot allein.«

»Ich kann noch ganz andere Sachen.«

Ein Schauer überlief sie. »Oh ja ...«

Seine Schultern sanken ein wenig, das war in dem engen schwarzen T-Shirt nicht zu übersehen. Sie ließ ihre Augen über die V-Form seines Rückens gleiten, über die perfekten männlichen Rundungen seines Hinterns, seine langen, mus-

kulösen Beine. Ihr Freund. Dann kam ihr ein Gedanke.
»Würdest du denn gern eine andere Arbeit machen?«

Er legte seinen Löffel auf die Arbeitsplatte und drehte sich von der brodelnden Pfanne weg. Sein Blick war so intensiv wie der Duft von Lorbeer und Basilikum, der in der Luft lag. »Was man beruflich macht oder einmal gemacht hat, sagt nichts darüber aus, wie man wirklich ist.«

Seine Augen waren mit etwas überschattet, das sie nicht benennen konnte. Oder doch: Scham. Unter der Wucht der Erkenntnis krampfte sich ihr Herz zusammen. Er war also doch noch zu retten, dieser wunderbare Mann.

Was tat sie da eigentlich? »Ach, weißt du, mir gehen gerade so viele Dinge im Kopf herum«, sagte sie schnell, »da muss ich mir nicht auch noch über deinen Job Gedanken machen.«

»Das stimmt.«

Sie schloss einen Moment lang die Augen und dachte an die Angst in Vivians Gesicht und den Klang der Schläge, die Ashley getroffen hatten.

Huren müssen sterben.

»Lass uns gemeinsam überlegen«, schlug er vor.

Sie lehnte sich auf ihrem Barhocker zurück. Es überraschte sie, wie sehr sie sich nach seiner Hilfe sehnte und seinen Fähigkeiten vertraute. »Okay. Punkt eins. Der Selbstmord. Falls es tatsächlich Selbstmord war.«

»Du meinst also nicht, dass diese Karteikarten mit den verzweifelten Sätzen darauf hindeuten?«, fragte er und griff nach seinem Weinglas. Das Glas in der Hand, wandte er sich vom Herd ab. »Oder die Tatsache, dass sie abgetrieben hat?«

»Vielleicht hat Glenda das nur behauptet, um mir eins auszuwischen.«

Er legte beim Trinken die Stirn in Falten. »Dann hat sie einen Knall. Aber du solltest herausbekommen, ob Keisha tatsächlich eine Abtreibung hatte. Das wäre ein guter Ansatzpunkt.«

»An solche Informationen kommt man nicht so einfach heran.«

Er betrachtete sie eine Weile und wandte sich dann wieder den brodelnden Tomaten zu. »Ich könnte vielleicht ein paar Beziehungen spielen lassen und etwas herausbekommen.«

Er schien ihren skeptischen Blick nicht zu bemerken. Der Typ war so süß. Hilfsbereit, fürsorglich ... abgesehen von dieser Wumme, die er zu besonderen Gelegenheiten zückte. Sie wollte ihm nicht sagen, dass sie bezweifelte, dass er irgendwas erreichen würde. Nach allem, was sie von ihm wusste, würde er es womöglich wirklich schaffen. »Und was ist mit Vivian? Warum war sie so abweisend?«

Ein Handy klingelte an seinem Gürtel, und seine Haltung veränderte sich kaum merklich. »Ich werde rangehen«, sagte er. »Aber draußen.«

Sie sprang vom Barhocker. »Du kannst ruhig hierbleiben. Ich gehe duschen.«

Er nickte ihr dankbar zu und meldete sich dann mit einem schlichten »Jo«.

Jo? Sie ging mit zögerlichen Schritten durch den Flur und lauschte auf die Worte in der Küche. Er sagte einen Augenblick lang nichts und dann: »Ich kann jetzt nicht reden.«

Wer war das? Eine Frau? Ging es um einen Job? Sie zwang sich, rasch in ihr Zimmer zu gehen, und schloss dann die Tür hinter sich, so laut, dass er es in der Küche auf jeden Fall hören musste.

Ein unbekanntes Gefühl von Eifersucht regte sich in ihr. Wirklich? War es wirklich das, was in ihrem Bauch brannte? Eifersucht wegen eines Callboys? Um Himmels willen!

Sie stellte die Dusche extraheiß und steckte sich die Haare hoch, um sich den Strahl auf den Rücken richten zu können. Die Hitze prickelte noch auf ihrer Haut, als sie Jeans und ein kurzes Tanktop überstreifte. Feuchte Rinnsale liefen ihr über den Nacken. Sie legte ein wenig Wimperntusche auf und folgte dem unbeschreiblichen Duft, der aus der Küche an ihre Nase drang. Johnnys leise Stimme war zu vernehmen. Ihre nackten Füße machten kein Geräusch auf dem Holzboden, und so räusperte sie sich, um sich bemerkbar zu machen.

»Mach dir keine Sorgen, Lu-« Er erstarrte, als er Sage sah, doch dann warf er ihr ein breites, anzügliches Grinsen zu. »Wenn der Elektroherd nicht wäre, könnte ich mich glatt verlieben. Bis später, Süße.«

Sie lächelte. Sie konnte nicht anders. »Wer war das?«

»Mein Boss.« Auf ihren Blick hin streckte er die Hand aus und schlang seine Finger um ihr Handgelenk, um sie an sich zu ziehen. »Wie hübsch du bist, so ganz frisch und sauber.«

»Du nennst deinen Boss *Süße*?«

»Ich nenne viele Frauen so.« Mit der linken Hand steckte er das Telefon wieder in die Hosentasche.

»Du arbeitest für eine Frau? Eine Frau leitet Fantasy Adventures?« Sie konnte die Skepsis in ihrer Stimme nicht verbergen.

»Zumindest meine Abteilung«, sagte er, beugte sich näher zu ihr und atmete den Duft ihres Haares ein. »Mh ... Die Mangosaison hat begonnen.«

»Hast du nachgefragt? Wegen Keisha?«

»Ja, und ich habe sogar jemanden auf Vivian Masters angesetzt. Ich möchte wissen, ob sie auch schon mal Kundin war.« Als wäre es die normalste Sache der Welt, drückte er ihr einen Kuss auf ihren feuchten Nacken. »Vielleicht bekommen wir so einen Hinweis darauf, warum sie sich so komisch verhalten hat.«

Eine Minute konnte sie kein Wort sagen. Es war, als würde alle Luft aus den Lungen weichen. »Weißt du ... du bist so nett.«

Er knabberte sich einen Weg bis zu ihrem Ohr und kitzelte ihr Ohrläppchen mit der Zungenspitze. »Heißt das denn, dass ich dein Freund sein darf?«

Lachend legte sie einen Arm um ihn, sodass sich ihre Brüste gegen seinen Oberkörper drückten. »Du darfst *ein* Freund von mir sein, wie wäre es damit?«

Seine Zunge tauchte in ihr Ohr und jagte Schockwellen durch ihren Körper. Er zog sie näher an sich, und seine Brust fühlte sich an wie behauener Marmor. Sie schloss die Augen, bog den Kopf zurück und versuchte, das Atmen nicht zu vergessen.

»Also ein Freund.« Seine Stimme war ganz rau, ganz nah. »Dann versuch das hier mal.«

Aufs Neue bereit für seine verführerische Zunge, teilte sie ihre Lippen. Etwas Scharfes, Würziges, Saftiges glitt in ihren Mund. Sie stöhnte auf, als sich das sinnliche Aroma, diese unglaubliche Weichheit in ihrem Mund entfaltete, und schlug die Augen auf. »Was ist *das* denn?«

»Trost.« Ein Tropfen fiel ihr auf das Kinn. Er leckte ihn weg. »Du kannst welchen brauchen.«

Und wie! Seine feurige Zunge berührte ihren Mundwinkel. Sie schluckte mit Mühe, und der Mix aus verschiedenen Aromen und Konsistenzen erfüllte ihren Mund. Sie wollte mehr. Mehr Trost. Mehr Geschmack. Mehr Johnny.

Sie neigte den Kopf und küsste ihn, als wäre sie dem Hungertod nahe.

10

»Wow, langsam, nicht so stürmisch.« Johnny musste mitten im Küssen lachen. Ihr Mund schmeckte nach *pomodori*, gewürzt mit der leichten Pfeffernote des Chianti. »Trostessen. Nicht Trost... nicht solcher Trost.«

Ihre Finger wanden sich um seinen Nacken, sie schmiegte ihren Körper an seinen, und die Hitze, die vom Herd abstrahlte, war nichts gegen das, was er durch ihr provozierend dünnes Top spürte, unter dem sich ihre Nippel abzeichneten, als hätte sie überhaupt nichts an.

Mit Mühe unterbrach er den Kuss, allerdings erst nachdem er eine geeignete Stelle für seine Hände gefunden hatte, in der Höhlung zwischen ihrem unteren Rücken und ihrem

süßen Hintern, und dabei machte sich sofort seine untere Hälfte bemerkbar.

Sage riss die Augen mit den vor Erregung geweiteten Pupillen auf. Sie sah so hübsch aus, dass er sie am liebsten gleich wieder geküsst hätte. Das war auch genau das, was sie erwartete. Allerdings hatte er gerade mit seiner Chefin telefoniert, und die hatte gesagt: »Beschütze sie«, nicht »Verführe sie« oder »Vögel ihr den Verstand aus dem Leib«.

Dieselbe Chefin hatte seine Frage nach Alonzo Garron mit einem langen Schweigen quittiert und ihm dann gesagt: »Johnny, hör auf, Fragen über diesen Job zu stellen. Mach ihn einfach! Für mich.«

Er musste sich in Erinnerung rufen, wem seine Loyalität galt – nämlich der Frau, die ihn einst aus der Hölle geholt hatte. Wenn sie wollte, dass der Auftraggeber geheim blieb, war das ihre Entscheidung, die er nicht zu hinterfragen hatte.

Er rückte von Sage ab. »Essen ist fertig, Zuckerschnecken.«

»Fütter mich doch, *Honigbärchen*.«

Er lachte leise und löste sich widerstrebend von ihr, doch sie blieb weiter dicht bei ihm, während er eine Suppentasse nahm und Tomaten, Brühe und getränktes Brot hineingab.

»Ich weiß, warum du immer Kosenamen benutzt«, sagte Sage und zog eine Schublade auf. »Du kannst dir die Namen von Frauen nicht merken, weil es so viele sind.«

Er legte den Schöpflöffel zurück in den Topf und hielt sie am Handgelenk fest. »Keine Löffel.«

»Trinken wir aus den Tassen?«

»Wir nehmen Brot. Metall würde den Geschmack dieser Suppe ruinieren.« Er nickte in Richtung Esstisch. »Ich habe schon einen Laib hingelegt.«

Sie lugte über die Theke auf den kleinen Tisch im Essbereich. Vor Überraschung öffnete sie den Mund zu einem kleinen O, einem runden, weiblichen, verführerischen O. »Wow! Tischsets, Servietten, Wein und Kerzen.«

»Aber keine doofen Löffel.« Er nahm die beiden Tassen und deutete mit dem Kinn in Richtung Küchentür. »Nach dir.« Er ließ bewusst einen Moment verstreichen, ehe er hinzusetzte: »Sage.«

Sie warf ihm ein verschmitztes Lächeln zu und ging voran zum Tisch. Während sie ihre Serviette auf dem Schoß ausbreitete, stellte er die Tassen nebeneinander, um ihr beim Essen so nah wie möglich zu sein.

Er brach ein Stück von dem knusprigen Weißbrot ab und reichte es ihr, dann nahm er die Pfeffermühle und drehte sie erst über ihrer, dann über seiner Tasse.

»In der Toskana denken Ausländer immer, die Einheimischen hätten keine Manieren, weil sie ihre Suppe mit Brot auftunken. Das ist, wie wenn jemand Spargel mit den Fingern isst. Es geht wunderbar, sieht aber ungewohnt aus. Also, zupf das Innere heraus, und mach dir eine Mulde, so, schau!«

Sie folgte seiner Anweisung und hielt das Brot dann über die Suppe. »Bestimmt gelangt die Hälfte davon überhaupt nicht in meinen Mund.«

»Das gehört zum Spaß dazu.« Er tauchte ihr Brot in ein Stück perfekt gegarte Tomate und genoss das genussvolle *Mmh*, das ihren ersten Bissen begleitete.

»Meine Güte, das ist wirklich köstlich«, sagte sie, schon nach dem nächsten Bissen tauchend. »Wer hat dir noch mal das Kochen beigebracht? Deine Nonna? Wie hieß sie noch gleich mit Nachnamen?«

Ein Stück tomatengetränktes Brot blieb ihm im Hals stecken, und er hatte Mühe, es zu schlucken. »Meine Großmutter, ja. Manche Dinge werden einfach an die folgenden Generationen weitergegeben. Ich wette, es war deine Mutter, die dir das Schreiben beigebracht hat.«

»In gewisser Weise.«

»Du bist richtig gut«, sagte er und beglückwünschte sich abermals für diesen geschickten Themenwechsel. »Ich fand das sehr spannend, den Artikel über das Krankenhaus und diese aalglatten Ärzte, die sich Schmiergelder von den Versicherungen zahlen lassen.«

Sie wischte sich den Mund mit der Serviette ab und nahm sich noch ein Stück Brot. »Das habe ich von meiner Mutter gelernt. Böse Jungs zur Strecke bringen und entlarven.«

Er spürte, wie ihm das Blut aus dem Kopf wich. »Böse Jungs? Sie hat über Verbrecher geschrieben?«

»Ihr eigentliches Fachgebiet war die Wirtschaft. Aber am liebsten hat sie über korrupte Politiker oder Unternehmen mit kriminellen Geschäftsführern geschrieben.«

»Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, was?« Er trank einen Schluck Wein und sah zu, wie das flackernde Kerzen-

licht grün in ihren haselnussbraunen Augen glitzerte. Soweit er das sagen konnte, trug sie kein Make-up, und doch schimmerte ihre Haut geradezu ätherisch ... vielleicht hatte dieser Kuss ihr Blut ebenso in Wallung gebracht wie seines.
»Wie alt warst du, als sie starb?«

Sie blickte in ihre Suppe. »Vierzehn.«

»Genauso alt war ich, als meine Eltern ums Leben kamen.«

»Tja«, sagte sie leise, »dann weißt du ja, wie schwer das ist.«

Er berührte ihre Hand. »Ich dachte, ich würde es nicht überleben«, gestand er und ergab sich für einen Moment der Trauer, die ihn immer überkam, wenn er daran zurückdachte, wie er Italien verlassen musste. »Wie ist deine Mutter gestorben?«

»Sie hat Selbstmord begangen.«

Jetzt stand ihm erschrocken der Mund offen. »Selbstmord?«, fragte er mit belegter Stimme.

Sie nickte und nahm sich ein Stück Brot. »Es ist lange her. Dreizehn Jahre.«

Es drängte ihn zu erfahren, was passiert war. Und wie kam sie mit dem Freitod ihrer Freundin zurecht, nachdem sie all die Jahre mit der Erinnerung an ihre Mutter gelebt hatte?
»Das hättest du mir erzählen sollen.«

Sie zerrupfte ihr Brot, offensichtlich um Gelassenheit bemüht. »Es spielt keine Rolle mehr. Und wenn du das wegen Keisha sagst, dann –«

»Natürlich wegen Keisha. Das hat es für dich ja noch viel schwerer gemacht.«

Sie lächelte trocken. »Du klingst wie meine Tante. Nur dass sie nicht so nett war wie du. Sie hat im Grunde gesagt, ich soll darüber wegkommen. Als wäre das ...« Sie tauchte das Brot so schwungvoll in die Suppe, dass etwas davon auf den Tisch spritzte. »Als wäre das möglich.«

»Deine Tante – die Schwester deiner Mutter?«

Sage hielt die Serviette hoch, mit der sie sich den Mund abgewischt hatte. »Und die letzte Person, über die ich reden möchte. Kommen wir zum Thema zurück, okay?«

»Okay«, stimmte er zu und aß einen Bissen. Er war gewiss nicht scharf darauf, Familienangelegenheiten zu erörtern.

»Ob Selbstmord oder nicht, Keisha ist tot«, erklärte sie nachdenklich. »Ashley McCafferty wurde nach dem Spiel zusammengeschlagen und wollte nicht, dass irgendjemand davon erfuhr oder ihr zu Hilfe kam. Vivian Masters hat ebenfalls vor irgendetwas Angst. Jemand ist hier in diese Wohnung eingebrochen und hat das Bunnies-Poster zerrissen, den Computer mitgenommen –«

»Aber ihren Schmuck zurückgelassen.«

Sie nickte. »Wir haben einen Stapel Abschiedsbriefe gefunden. Und Keisha hatte eine Abtreibung kurz vor ihrem Tod.« Sie klopfte ungeduldig auf die Tischplatte. »Hab ich irgendwas vergessen?«

Nur dass sie selbst einen Bodyguard hatte und nichts davon wusste. Ach, und dass sie dachte, er arbeite als Callboy. Aber wenn sie herausfand, was er in seinem früheren Leben getan hatte, würde ihr die Prostitution im Vergleich dazu mehr als harmlos erscheinen.

Ins Leere starrend, zupfte sie winzige Krumen vom Brot ab. »Was soll ich morgen tun? Mit den Mädchen von der Liste anfangen?«

»Lass uns doch Ashley besuchen, um zu erfahren, was ihr gestern passiert ist.«

»Gute Idee. Wieso *wir*?«

»Ich würde gern mitkommen. *Sage*.«

Sie verdrehte die Augen. »Na komm. In Wahrheit wolltest du jetzt ›scharfe Braut‹ oder so was sagen.«

Grinsend neigte er sich zu ihr. »Du *bist* eine scharfe Braut, weißt du das?«

Die Augen unverwandt geradeaus gerichtet, beugte sie sich ganz langsam vor. Allmählich kannte er diesen Blick; sie schaute immer so, wenn sie etwas von ihm wollte. Meist Informationen.

»Erzähl mir von deiner Nonna«, sagte sie. »Hast du nicht gesagt, sie hätte einen anderen Nachnamen? War sie die Mutter deiner Mutter? Hat sie dich nach dem Tod deiner Eltern aufgezogen?«

Er hatte jetzt ein paar Alternativen: Lügen. Versehentlich sein Weinglas umstoßen. Wieder mal das Thema wechseln. Oder ...

»Ich bin fertig mit dem Essen«, sagte er und rückte näher an sie heran. »Fertig mit Reden. Küss mich, Baby!«

Sage hatte sich an diese unerwarteten Lippenbekenntnisse gewöhnt, immer dann, wenn er das Thema wechseln wollte. Bei anderen Kerls hätte sie da niemals mitgespielt. Bei Johnny erwiderte sie den Kuss einfach.

Seine Lippen waren noch warm von der Suppe, sie waren weich und geschmeidig und unglaublich routiniert. Das mussten sie auch sein, schließlich war er Profi auf dem Gebiet. Er umfasste sanft ihr Gesicht, um sie bei zurückgeneigtem Kopf noch intensiver küssen zu können. Wie sehr sie diese Bewegung liebte! Seine Hände waren so erotisch und so drängend wie sein Mund und seine Zunge, und dieser Kuss war einfach vollkommen.

»Wer bekommt hier wen zum Dessert?«, flüsterte sie an seinen Mund.

»Ich habe Cannolis«, sagte er. »Wir müssen sie nur noch mit Creme füllen.«

»Oh.« Sie ließ ihre Zunge in seinen Mund gleiten, fuhr seine Lippen nach und gab sich der Erregung hin, die sich in wohligen Schauern von ihrem Mund über ihre Brüste und den Bauch bis zwischen ihre Beine ausbreitete. »Creme ...«

»Das kann ein bisschen zur Sahneschlacht ausarten, aber ...« Er schob langsam seinen Stuhl zurück, stand auf und zog sie mit sich. »Es lohnt sich. Komm mit!«

Sie dachte gar nicht daran, ihm zu widersprechen. Ihr Widerstand war bei den Worten *Creme* und *Sahneschlacht* sofort erlahmt. »Gehen wir.«

Fast rechnete sie damit, dass er sie direkt ins Schlafzimmer führen würde, doch er hielt vor der Küche und löste sich schließlich aus dem Kuss. Sie musste sich an den Türrahmen lehnen, weil ihr die Beine zunehmend den Dienst versagten.

»Wo hast du deine Rührschüsseln?«, fragte er.

»Rührschüsseln?« Hatte er das mit den Cannolis etwa wörtlich gemeint? »Ähm, in dem Schrank da. Was rührst du denn jetzt zusammen?«

»Die Füllung«, erklärte er, öffnete den Schrank und nahm eine blaue Keramikschüssel heraus. »Die ist perfekt.« Er öffnete den Kühlschrank und holte einen Becher Ricotta und ein paar Orangen heraus, die er auf der Arbeitsplatte aufreichte. »Mist, ich habe den Curaçao vergessen! Du hast nicht zufällig ...« Er sah sie an. »Egal. Der muss nicht unbedingt drin sein.«

»Machst du das jetzt ganz frisch?«

»Ja, klar. Na ja, wenn du es eilig hast ...« Seine Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln, als wüsste er genau, wie dringend es ihr war. Und er genoss es. »Dann könnte ich einen Elektroquirl benutzen, damit es schneller geht.«

»Du sagst das, als hätte ich vorgeschlagen, auf ein Happy Meal zu McDonald's zu gehen.«

Er lachte. »Ich bevorzuge eben Handarbeit, das ist alles.«

»Und die beherrschst du auch.«

Er warf ihr einen verheißungsvollen Blick zu, während sie sich auf die Arbeitsplatte setzte und ihm dabei zusah, wie er einen Holzlöffel nahm und den Ricotta mit sicherer Hand aufrührte. Er stellte die Schüssel neben sie, dann öffnete er das Päckchen Puderzucker, das er mitgebracht hatte.

Der Zucker sprenkelte seine Finger und die feinen schwarzen Härchen an seinen Handgelenken weiß. Als er eine Orange auspresste, fiel ihm eine Locke ins Gesicht. Er nahm das ausgedrückte Fruchtfleisch der Orange und ließ sie daran saugen, und sie schmolz praktisch von der Theke,

während er die Mischung aus Ricotta, Zucker und Saft aufschlug.

Sie schloss die Finger um sein Handgelenk. »He, Sahneschnittchen.«

Er schmunzelte. »Ja?«

»Danke!«

»Für die Nachspeise?«

»Für deine Gesellschaft. Und für den Trost.«

»Ist mir ein Vergnügen.« Er küsste sie auf die Nase.
»Zuckerpüppchen.«

Er nahm einen kleinen Plastikbeutel, füllte die süß duftende Creme hinein und improvisierte eine Spritztülle, indem er eine der unteren Ecken abschnitt. Fasziniert sah sie einfach nur zu, während sie immer hungriger, gieriger und willenloser wurde.

»Bitte schön!« Er verdrehte das offene Ende und hielt ihr die Tülle entgegen.

»Ich?« Sie wich zurück. »Ich weiß gar nicht, wie das geht.«

»Ganz einfach. Italienische Kinder können das, bevor sie drei sind. Meine Schwester schaffte zehn, während ich eins machte ...« Seine Stimme verstummte, als hätte ihm etwas die Luft abgeschnürt.

»Du hast eine Schwester?«

Er hielt ihr wieder den Beutel hin. »Ja. Hier.«

»Steht ihr euch nah? Ist sie älter oder jünger als du?«

Sie sah, wie sich die Muskelstränge in seinem Nacken anspannten und wieder lösten. Es geschah so schnell, dass

sie es fast übersehen hätte, während er den Ofen öffnete und ein Blech mit goldbraunen Teigrollchen hervorzauberte.

»Jünger«, erwiderte er schließlich und starrte auf die Röllchen, als hätte er noch nie welche gesehen. Als wüsste er nicht mehr, was er gerade tat.

»Wie heißt sie?«, bohrte Sage weiter.

Als Antwort bekam sie einen leeren Blick.

»Deine Schwester«, drängte sie. »Wie heißt sie?«

Ohne zu reagieren, nahm er eines der Röllchen vom Blech, ließ es fallen, fluchte leise und rieb sich die Finger, als hätte er sich verbrannt. Geschickt nahm er ein Röllchen am Rand, hob es hoch und pustete es ein paarmal an. »Hier.«

Die Reporterin in ihr horchte auf. Warum war er nur so verdammt ausweichend? »Wie heißt sie?«, wiederholte sie.

Der Schalk verschwand aus seinen fast schwarzen Augen. »Bella.«

Natürlich. Ihr Herz sank vor Enttäuschung. Er wollte nicht persönlich werden. Es war wie bei den Nutten in *Pretty Woman*, die ihre Freier nicht auf den Mund küssten. Er hatte seine Grenzen. Spaß und Spiel, Essen und Sex. Aber die Familie blieb tabu.

Aus irgendeinem Grund tat ihr das besonders weh.

Er stellte sich vor sie und hielt ihr das Röllchen hin. Mit seiner Hüfte tippte er ihr Knie an und spreizte ihre Beine weiter, sodass er näher an sie herantreten konnte. »So, Goldlöckchen, möchtest du mich jetzt weiter ausfragen oder lieber Cannolis füllen?«

Sie wollte ihn nicht ausfragen. Sie wollte nicht sein Privatleben ausspionieren oder den Namen seiner Schwester

erfahren oder sich so sehr nach seiner tröstlichen Gegenwart verzehren. Sie wollte diesen Schmerz nicht in ihrer Brust. Der einzige Schmerz, den sie durch ihn erdulden wollte, sollte genussvoll und weiter unten zu spüren sein. Sie wollte nichts, was er ihr nicht von selbst anbot.

»Füllen.«

»Gute Wahl«, sagte er und rückte noch näher. »Du musst nur das Ende hier in dieses Loch einführen.«

Sie beherrschte sich, um nicht die Augen zu verdrehen bei dieser unverhohlenen Anspielung, und steckte die Ecke des Beutels in das Röllchen, das er in der Hand hielt.

»Und jetzt drücken. Nicht zu fest, Baby, ganz langsam, locker und behutsam. Genau so.« Die süße weiße Masse quoll in einem beständigen Strahl aus dem kleinen Loch, das er geschnitten hatte, ergoss sich in das Teigrollchen und sandte dabei eine Duftwolke aus Vanille-, Orange- und Zimtaromen aus.

»Das duftet köstlich«, sagte sie.

»Warte, bis du es probiert hast.« Er warf ihr einen glühenden Blick zu. »Es ist wie ein kleiner Orgasmus für die Geschmacksnerven.«

Sie hatte das Gefühl, als würde ihr Körper langsam dahinschmelzen, genau wie die Creme. »Oh ...«

Mit dem erotischsten Halbgrinsen, das sie je gesehen hatte, hob er das gefüllte Röllchen an ihre Lippen. »Hier, Schätzchen. Wer füllt, darf zuerst. So war das immer bei der Nonna.«

So schwach und mürbe wie sie war, wäre sie fast von der Theke gegliiten. Er hielt ihr das Röllchen näher hin. Sie öff-

nete den Mund, und er brachte es an ihre Lippen, ohne den Blick von ihr zu nehmen. Sie schleckte eine gehörige Menge ab und stöhnte genüsslich, als sich die betäubende Süße und unbeschreibliche Cremigkeit in ihrem Mund entfaltete.

»Wenn du das mit meinen Geschmacksnerven machen kannst ...« Sie öffnete die Augen. »Dann möchte ich gar nicht daran denken, was du mit dem Rest von mir anstellen könntest.«

Er schob sich näher an sie heran, und er strahlte Hitze und Männlichkeit aus. »Dann hör auf zu denken.«

Mit erstaunlich ruhigen Händen legte sie die Tülle auf die Platte und hielt sich am Rand der Arbeitsplatte fest. Das war Wahnsinn. Sie konnte sich doch nicht einfach so hingeben und Sex mit diesem bezahlten Gigolo haben – der nicht einmal über seine Familie sprechen wollte.

Oder vielleicht doch?

»Du denkst schon wieder, *principessa*.«

»Ich will mehr über deine Nonna erfahren.«

Seine Brauen hoben sich kaum merklich, und seine Schultern sanken leicht, als würde er innerlich resigniert ausatmen. Mit ruhiger Hand legte er das Cremeröllchen auf die Arbeitsplatte.

Naive Hoffnung regte sich in ihrem Herzen. Vielleicht würde sie ja diejenige sein. Das *Schätzchen*, die *Puppe*, der *Engel*, die *principessa*, der er sich öffnen und anvertrauen würde. Während sie sich insgeheim für diese Sehnsucht verfluchte, verstärkte sie ihren Griff am Thekenrand und wartete, welche persönlichen Details er nun offenbaren würde.

Ihr wäre ganz egal, was das war. Selbst das banalste kleine Bekenntnis würde bereits dafür sorgen, dass sie sich nicht mehr so schuldig fühlte, weil sie heiß auf ihn war und so viel mehr von ihm wollte.

Mit nervenaufreibender Langsamkeit tauchte er zwei Finger in die Rührschüssel, um sie, dick mit Cremefüllung bedeckt, wieder herauszunehmen. Mit der anderen Hand schob er ihr das Tanktop über die nackten Brüste.

Als er ihr die Creme auf einen Nippel strich, blieb ihr kurz der Atem stehen.

»So viel zu deinen Geschmacksnerven, mein Engel.« Er schloss die Augen und senkte den Kopf. »Jetzt kommt der Rest von dir dran.«

Ashley mochte ihre gemütliche Wohnung im vierten Stock sehr, aber dass sie ausgerechnet in dieses Haus gezogen war, lag vor allem an dessen Dach. Es gab schönere Gebäude in Brookline, idyllische viktorianische Altbauten auf den Hügeln oder schicke Sandsteinhäuser in grünen Alleen. Doch Ashley hatte sich diesen vierzehnstöckigen Betonkasten mit kleinen alten Damen und Möchtegern-Yuppies ausgesucht, weil man von seinem Dach aus einen grandiosen Blick auf diesen so nahe an Boston liegenden Vorort hatte.

Hier oben konnte sie allem entfliehen, nirgends sonst war sie dem Fliegen so nahe. Am liebsten war sie mitten in der Nacht hier, wenn sie nicht schlafen konnte. Ein Problem, das in letzter Zeit viel zu häufig auftrat.

Sie machte ein paar Schritte auf das Metallgeländer zu und bückte sich, um sich ein paar Kiesel von den schwieligen Tänzerinnenfüßen zu wischen. Doch schon vom Vor-

beugen bekam sie Kopfschmerzen. Leise fluchend tapste sie vorsichtig zum Geländer und lehnte sich dagegen, um ihr Lieblingspanorama zu genießen – die hundert Jahre alte Kirche aus hellgrauem Stein inmitten alter Weiden und üppig grüner Grasflächen.

Licht flackerte hinter dem riesigen Rosettenfenster und brachte die tiefen Blau- und Rottöne des Buntglases zum Leuchten. Beteten dort zu dieser späten Stunde noch Leute? Wofür mochten sie beten? Ging es ihnen noch schlimmer als ihr?

Sie betastete ihren geschwellenen Kiefer und schloss die Augen. Essensgeruch wehte von den Lüftungsöffnungen zu ihr herüber, Kohl, Zwiebeln, irgendetwas, das sich eine alte Dame in ihren schlaflosen Stunden zubereitete.

Der Mistkerl hatte ihr die Saison verhagelt. Sie wusste, dass sie Victoria nie dazu bringen würde, sich entführen zu lassen. Doch sie hatte nicht damit gerechnet, dass sie das so bitter würde ausbaden müssen. Vor allem nachdem diese Zicke Victoria sie angeblafft hatte und anschließend davonz stolziert war, als wäre sie was Besseres. Sie starrte auf das Fenster, auf das kleine Licht und spürte, wie ihr Herz sich zusammenzog. Sie wollte dorthin. Sie wollte über den kühlen Schieferboden den Mittelgang entlang nach vorne gehen, sich in eine Bank setzen und für einen Ausweg aus ihrem Schlamassel beten.

Das Licht flackerte hinter dem Buntglas, als wäre eine zweite Kerze angezündet worden. Woher wusste sie eigentlich, dass diese runden Buntglasfenster Rosetten genannt

wurden? Ach ja, Keisha hatte ihr das erzählt. Sie hatte am Boston College einen Kurs in Kunstgeschichte belegt.

Keisha musste diese Art von Leere auch empfunden haben. Andere Mädchen hatten ebenfalls erzählt, dass sie sich nach der Entführung so gefühlt hätten. Leer und verbraucht, ohne erklären zu können, warum. Bei ihr selbst war das anders gewesen. Ihr hatte das wirklich etwas gegeben, im besten Fall auch noch heißen Sex. Wie war es möglich, dass sich andere Mädchen danach leer fühlten?

Sie schnellte herum, als sie ein Geräusch auf dem Dach hörte. Es war nicht das Knacken eines Heizungsrohrs oder das lärmende Poltern des Müllschachtes. Blinzeln spähte sie in die Dunkelheit, erkannte aber nichts außer den Konturen mehrerer Grills, einiger Stühle und des Häuschens mit den Elektroinstallationen. Dahinter befand sich die Tür zum Treppenhaus, die sie von ihrem Standort aus nicht sehen konnte.

Sie horchte erneut und hoffte, dass nicht irgendein schlafloser Idiot auftauchte, um eine Zigarette zu rauchen oder das Universum zu betrachten. Sie wollte jetzt mit niemandem reden.

Doch es war wieder alles still.

Ashley atmete langsam aus, beugte sich über das Geländer und blickte nach unten. Sie könnte springen. Das wäre gar nicht so schwer. Sie wäre im nächsten Moment tot, dann wäre alles vorbei.

Hatte Keisha auch solche Gedanken gehabt? Wie wenn man mit dem Auto unterwegs ist und einen Sekundenbruchteil den absurden Plan fasst, einfach das Lenkrad herumzu-

reißen und direkt in den entgegenkommenden LKW zu donnern ... *Bumm!* Aus und vorbei.

Wenn sie zerschmettert auf dem Beton da unten liegen würde, käme keiner auf den Gedanken, dass ihr Gesicht wegen ihrer Dummheit so verschandelt war. Alle würden sie als süße Tänzerin in Erinnerung behalten, als ein Mädchen, das alles gegeben und es fast geschafft hatte. Nicht besonders hell, diese Ashley McCafferty, aber richtig süß.

Beim nächsten Geräusch blickte sie über die Schulter. War das die Tür zum Treppenhaus? Instinktiv hob sie die Hand, um ihre Blutergüsse zu verdecken. Wie sollte sie das Mrs Rosengarten erklären? Oder, noch schlimmer, wie sollte sie das Mitleid der schwangeren, bildschönen Hallie Clifton ertragen? Die beiden waren ebenfalls Mitglieder im Klub der Schlaflosen.

Sie schlich am Geländer entlang. Wenn sie sich an der Kante entlang bewegte, könnte sie zum Treppenhaus zurückgelangen, ohne jemandem zu begegnen. Mit dem Gesicht würde sie sich tagelang in ihrer Wohnung verbergen müssen. Vorsichtig ging sie weiter, da entdeckte sie im Dunkel eine Gestalt. Zu groß für Hallie, zu leise für Mrs Rosengarten.

Knirschende Schritte ertönten. Dann leises Räuspern.

Da war definitiv jemand.

Sie erreichte die Stelle, die die drei Jungs aus der Neunhunderterteins in eine provisorische Raucherecke verwandelt hatten. Die alten Kippen stanken mindestens so übel wie der Kohl aus der Lüftungsanlage. Als sie auf etwas trat, stockte ihr der Atem. Aber es war keine tote Maus oder Ratte, wie

sie befürchtet hatte, sondern nur eine halb gerauchte Zigarre, die an ihrem Fuß klebte.

»Diese Dreckspatzen«, murmelte sie und wischte die Kippe weg.

»Ashley?«

Mit gestrafftem Rücken starrte sie in die Richtung, aus der die Stimme kam. Es war eine männliche Stimme, aber definitiv nicht die von Vick French, dem Möchtegern-Drehbuchautor, der im dreizehnten Stock wohnte und gern hierherauf kam, in der Hoffnung, seine Schreibblockaden zu überwinden.

Wer immer es war, sie wollte ihn nicht sehen. Sie wollte mit niemandem reden und erklären müssen, dass sie gegen eine Wand gelaufen oder von einer Cheerleaderpyramide gefallen sei oder sonst etwas. Sie trippelte durch die Dunkelheit, bis sie die Tür erkannte.

»Ashley ... ich weiß, dass du da bist.«

Sie erstarrte. Ein erstes Gefühl von Panik kribbelte in ihren Fingerspitzen. Lächerlich. Sie kannte jeden in diesem Gebäude, vor allem die, die nicht gut schliefen. Sie musste einfach nur Hallo und Gute Nacht sagen und dann ins Bett gehen. »Wer ist da?«

Nichts. Kein Atmen. Kein Geräusch.

»Hat mich jemand gerufen?«, setzte sie nach. Ihre Stimme klang unnatürlich angespannt.

Nichts. War es der Wind? Die Lüftung? Einbildung? Sie nahm den Weg quer über das Dach. Zum Teufel mit dem Versteckspiel! Wer auch immer das war, er spielte keine Rolle in ihrem Leben.

»Du bist dran, Ashley.«

Sie erstarrte erneut. Die Angst meldete sich jetzt in ihrem Bauch. »Wer ist da?«, verlangte sie zu wissen.

Nichts. »Wer sind Sie?«, fragte sie und drehte sich auf ihrem nackten Fuß.

Kein Laut. Leise fluchend steuerte sie auf das Treppenhaus zu. Jemand trieb ein Spiel mit ihr, vielleicht ging auch ihre Fantasie mit ihr durch, oder Vick French probte eine Szene aus einem seiner Krimis.

Halb in der Erwartung, jemanden aus der Dunkelheit stürzen zu sehen, packte sie den Türknauf, drehte ihn und riss die Tür auf. Eine Wolke warmer Luft drang ihr entgegen, und sie trat hinein.

Bestimmt hatte sie sich alles nur eingebildet. Sie ging eine Treppe hinunter und bog um die Ecke, um die nächste Etage anzusteuern.

Dann hörte sie die Tür oben. Jemand war hinter ihr ins Treppenhaus getreten.

Sie rannte los. Es waren noch zehn Stockwerke bis zu ihrer Wohnung im vierten Stock. Sie wusste nicht, wer das war oder was er von ihr wollte, und so hetzte sie von Panik getrieben weiter, während ihr das Blut in den Ohren rauschte.

Im zwölften Stock packte sie das ramponierte gelbe Geländer und zog sich vorwärts, doch dann verhedderte sie sich im Saum ihrer Schlafanzug hose und stolperte. Wenn sie sich nicht krampfhaft festgehalten hätte, wäre sie kopfüber auf den groben Beton gestürzt.

Hinter sich hörte sie Fußtritte, beinahe so schnell wie ihre eigenen. Der Unbekannte gab sich keine Mühe, leise zu sein.

»Warum läufst du weg?«, rief er, und seine sonderbare, tiefe Stimme hallte durch das dunkle Treppenhaus. »Du bist dran.«

Womit? Womit zum Henker war sie dran? Sie wollte nicht stehen bleiben und fragen.

Ein Gefühl von Déjà-vu erfasste sie, als sie durch die Tür zum zehnten Stock stürmte. So hatte sie schon mal empfunden ... oder so ähnlich.

Als sie zum ersten Mal entführt wurde. Die schleichende Panik, der Kloß im Hals, das wilde, unkontrollierbare Herzklopfen. Aber das hatte so sein müssen. Es war wie auf der Achterbahn – man wusste, dass es sicher war. Man wusste, es bestand keine Gefahr für Leib und Leben. Es war der reine Nervenkitzel. Das hier war anders.

Sie rannte noch schneller, der achte und siebte Stock flogen verschwommen an ihr vorbei. Zum Glück war sie eine Sportlerin. Sie konnte sich vielleicht nicht jeden Tanzschritt genau merken, dafür war sie schnell wie der Blitz.

»Ashley!«

Allmächtiger, er kam immer näher! Nur noch ein Stockwerk lag vor ihr. »Verpiss dich!«, schrie sie mit schriller Stimme. Sollte sie einfach in den Flur des sechsten Stocks stürmen und laut schreien? Natürlich! Das war die Lösung. Warum versuchte sie nicht –

Eine Hand schlug fest auf ihren Mund und riss ihren Kopf zurück, sodass sie eine Minute lang nichts sehen konn-

te. Der andere Arm legte sich wie ein Schraubstock um ihre Taille und zog sie an einen festen, muskulösen, großen Körper.

»Hier kriegst du mal den wahren Kick, Ashley.« Seine Stimme war ein bedrohliches Flüstern. »Gefällt dir das?«

Sie stöhnte in seine Hand, schüttelte den Kopf und versuchte, ihn mit dem Ellbogen zu traktieren.

»Wehr dich ruhig! Das ist okay.«

Hatte sie jemand erneut angemeldet? So war es nie gewesen. Es war immer sanft und spielerisch gewesen. Wie in einem alten Liebesroman, wo die Heldin in der Kutsche entführt wird. Das hier glich eher einem Horrorfilm.

Sie fuchtelte erneut mit den Armen, aber er riss ihren Kopf herum, ihren armen, malträtierten Kopf, und sie hörte, wie ihre Nackenwirbel krachten. Sie versuchte, sich zu drehen, und konnte erkennen, dass er eine schwarze Skimaske trug, so wie die anderen bisher auch.

Warum war er so brutal und gemein? Sie hatte das fünf- oder sechsmal mitgemacht, aber es hatte nie wehgetan.

»Gehen wir.« Er trat sie in die Kniekehlen, sodass sie den Halt verlor und in ihn hineinsank.

Sie schüttelte heftig den Kopf und versuchte, ihn in die Hand zu beißen, doch ihre Zähne senkten sich in bitteres, feuchtes Leder. Er zerrte sie weiter nach unten. Fünfter Stock. Wohin würde er sie bringen?

Sie versuchte zu schreien, zu kämpfen, zu treten und sich zu entwinden, aber er war zu stark. Seine Brust war wie eine Wand, seine Arme fühlten sich an wie die eines Bodybuild-

ders. Ihr blieb nichts übrig, als sich die Seele aus dem Leib zu schreien.

Jetzt waren sie im vierten Stock – hier lag ihre Wohnung. Er stieß sie weiter, sie stolperte, aber er hielt sie fest, hob sie auf, als wäre sie eine Feder. Zweiter Stock, erster Stock, Erdgeschoss, dann trat er mit einem gezielten Fußtritt die Sicherheitstür zur Garage auf.

Ashley warf sich erneut gegen seinen Arm, und ihr Kopf platzte fast vor Anstrengung. Aber es war, als kämpfte sie gegen eine Marmorwand. Keiner der Kidnapper war jemals böse oder Angst einflößend gewesen. Keiner hatte ihr jemals Schmerzen zugefügt.

Er zerrte sie zu einem dunkelblauen Wagen und trat gegen die Rückseite, woraufhin sich langsam die Heckklappe hob. Würde er sie da hineinstecken?

Denk nach, Ashley, denk nach!

Aber sie konnte nicht mehr denken. Sie konnte weder die Marke des Wagens erkennen noch sein Nummernschild oder das Gesicht des Mannes, der sie jetzt auf die Seite drehte und in den Kofferraum warf. Etwas Hartes, Metallisches traf sie an der Hüfte. Im nächsten Moment schrie sie los und versuchte, ihm die Maske vom Gesicht zu reißen.

Er wischte ihren Arm beiseite und drückte ihr etwas Kaltes, Nasses, Stinkendes auf Mund und Nase. Sie keuchte in panischem Entsetzen und schmeckte eine bittere, Übelkeit erregende Flüssigkeit, während in ihrer Nase ein Schmerz aufzuckte, der ihr in den Kopf stieg, um dort zu explodieren.

»Du bist dran, Ashley.«

Der Kofferraumdeckel fiel zu. Alles war schwarz.

11

Der Kaffeeduft, der ins Wohnzimmer drang, wirkte wie ein Alarmzeichen auf Johnny. Er hatte Sage bereits rumoren gehört, hatte auf die Geräusche der Wasserleitungen gelauscht, während sie duschte, und auf das Rinnen des Wasserhahns, als sie in der Küche hantierte. Trotzdem war er auf dem Sofa liegen geblieben, wo er geschlafen hatte. Nun ja, wo er die Nacht mit einem Ständer verbracht und die Eingangstür im Auge behalten hatte.

Den Kaffee brauchte er jetzt ebenso dringend wie eine Toilette.

Den zweiten Punkt erledigte er zuerst, wobei er feststellte, dass Sages Tür geschlossen war, aber die Badezimmertür offen stand. Die schwarzen und weißen Schachbrettfliesten waren noch warm und feucht vom Duschen. Ein paar Minuten später entdeckte er Sage in der Küche, wo sie am Rechner saß.

»Wie hast du geschlafen, Butterblümchen?«

Sie warf ihm über die Schulter einen gewollt desinteressierten Blick zu, den sie dann aber langsam über seine nackte Brust gleiten ließ. »Butterblümchen? Ist das dein Ernst?«

»Ein Kosename.« Er öffnete den Schrank, der seiner Erinnerung nach Kaffeebecher enthielt, und nahm sich einen.

»Eine leere Phrase.«

Okay, sie war also immer noch sauer. Nicht direkt seinetwegen, sondern mehr wegen ... nun ja. Als er zum Vorspiel auf der Küchentheke angesetzt hatte, war sie noch nicht sauer gewesen. Aber dann war er kaum über den ersten Schluck Cremefüllung hinausgekommen, da hatte sie alles

abgeblockt und war in ihr Zimmer verschwunden. Vielleicht nicht direkt sauer. Eher ängstlich, enttäuscht, verwirrt. Und in Anbetracht der vorangegangenen Ganzkörperuntersuchung sicher auch ein bisschen heiß und aufgeputscht.

»Ich kann dich auch Sage nennen, wenn dir das lieber ist.« Er nahm einen Schluck starken schwarzen Kaffee und lehnte sich an die Theke, auf der sie am Abend zuvor beinahe zur Sache gekommen wären.

Sie nahm den Blick nicht vom Monitor, wo sie offenbar eine Liste von E-Mails durchging. »Am liebsten wäre es mir, wenn du ...«

Deine Sachen nehmen und verschwinden würdest.

»Mir die Wahrheit sagen würdest.« Sie sah ihn an. »Ist das denn so schwer?«

Nicht nur schwer. Sondern unmöglich. »Die Wahrheit worüber?«

»Über dich.«

Er grinste sie über den Becherrand hinweg an. »Ich bin so langweilig, dass es wehtut, Süße.«

»Hör auf damit!«

»Entschuldige. Ich bin so langweilig, dass es wehtut, *Sage*.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das meine ich nicht. Nenn mich meinetwegen Äffchen, wenn du willst, aber weich mir nicht immer aus!«

»Äffchen – das gefällt mir. Das werde ich ins Repertoire aufnehmen.«

»Ich mein's ernst, Johnny. Warum tust du so geheimnisvoll? Was verbirgst du vor mir?«

Undercover zu arbeiten war manchmal ganz schön hart.
»Man ist nicht –«

»Ich weiß, wer du bist und was du bist.« Sie lehnte sich auf ihrem Küchenstuhl zurück, einen schmerzlichen Ausdruck in den Augen.

»Ach ja, meinst du.« Er betonte das wie eine Feststellung. An seinem Kaffee nippend, widerstand er dem Drang, auf ihren Bildschirm zu blicken. Wie gut war sie wirklich bei ihren Recherchen?

»Ja. Und wir wissen beide, dass ich es widerwärtig finde, wie du dein Geld verdienst.«

Es sagte viel über sie, dass sie dieses Wort benutzte.

»Aber was gestern Abend passiert ist ... Ich war bereit, mit dir zu ...«

»Ich auch.« Er machte einen halben Schritt vor, aber ein Blick von ihr ließ ihn innehalten.

»Ich wollte nicht Nein sagen.«

»Aber du wolltest auch nicht mit einem Kerl schlafen, der Sex für Geld macht.« Er zuckte die Achseln. »Das kann ich dir nicht verdenken, Ba-, ähm, Sage. Das ist okay. Wir können Freunde sein.« Das war zweifellos genau das, was der Auftraggeber gerne hätte. »Du musst deswegen nicht gleich ins Schwitzen kommen.«

Ein leichtes Lächeln umspielte ihre Mundwinkel. »Um ehrlich zu sein, habe ich die ganze Nacht deswegen geschwitzt«, gab sie zu, stand auf und ging auf ihn zu. »Ich hab meine Laken durchgeschwitzt.«

Die Vorstellung, wie sie sich nackt hin und her wälzte, von Fantasien mit ihm verfolgt, ließ die Erektion, die er ge-

rade erst unter Kontrolle bekommen hatte, wieder aufleben.
»Also, das ist –«

»Hast du auch geschwitzt?«, fragte sie.

Ein Tropfen Kaffee landete mit einem Zischen auf der Herdplatte, aber Johnny schwieg. Ihre Augen wanderten wieder über seinen Körper und blieben unterhalb des Gürtels hängen, als wollte sie ihm mit ihrem Blick einen Ständer verpassen. Was alles andere als unrealistisch war.

»Dann gibt es nur eine Lösung«, sagte sie, als er nicht reagierte, und warf sich eine Haarlocke über die Schulter, als müsste sie den Weg freimachen für das, was sie wollte.

»Ich kapiere's nicht, Sage. Was ist jetzt mit dem widerwärtigen Teil?«

Sie trat näher. »Ich finde deine Arbeit widerwärtig. Aber nicht dich.«

»Danke, gleichfalls.« Er hielt seinen Kaffeebecher hoch, als könnte er damit eine Frau abwehren, die die ganze Nacht lang seinetwegen geschwitzt hatte. »Aber du hast recht, wir sollten zusehen, dass es platonisch bleibt.«

Legte sich da ein Schatten der Enttäuschung auf ihre Augen? »Das muss nicht sein.«

Er hob eine Schulter. »Meine Vergangenheit ist, wie sie ist, Baby.« Eine Vergangenheit, die mehr als widerwärtig war.

»Ich will auch nicht die Vergangenheit ändern«, beharrte sie. »Ich will es nur wissen.«

Er rieb sich die über Nacht gesprossenen Bartstoppeln. »Was willst du denn wissen? Wie viele? Wie oft? Wie es dazu kam?«

Etwas flackerte in ihren Augen. »Ich möchte etwas über deine Schwester wissen.«

Auf keinen Fall. Das hatte er noch nie jemandem erzählt, und das würde er auch nie erzählen. Die Wahrheit war gut verborgen, weit weg in einem kleinen Holzhaus am Comer See, und dort sollte sie auch bleiben. Er würde niemals das Risiko eingehen, jemandem davon zu erzählen. »Was ist denn so wichtig an meiner Schwester?«

»Ich meine, ich möchte etwas Persönliches von dir wissen. Etwas Privates, das mir mehr über dich verrät. Etwas, das du anderen Frau-, Klientinnen nicht erzählst. Das möchte ich.«

»Typisch Frau.« Er grinste. »Immer werden sie gleich persönlich.«

Unbeeindruckt trat sie näher. »Frauen wollen eine Beziehung.«

»Und wenn du keine bekommst?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich schlafe nicht mit einem Mann, nur weil er scharf und verfügbar ist. Vielleicht findest du das altmodisch, aber ich brauche mehr als körperliche Anziehung.«

Solange er also seine persönlichen Geheimnisse für sich behielt, würde er diesen Auftrag vielleicht doch noch abschließen können, ohne die Klientin zu ficken, den Auftraggeber zu verärgern und seine Tarnung auffliegen zu lassen.

Er nahm einen großen, den letzten Schluck Kaffee und trat weg von ihr zur Spüle, um den Becher abzustellen. »Nun, ich habe kein Problem damit, »scharf und verfügbar« zu sein. Da sind wir dann wohl verschieden.«

»Ich fange an«, sagte sie. »Dann siehst du, wie einfach das geht.«

Sie lehnte sich an die Theke und atmete kurz durch, als wollte sie eine kleine Rede halten, die sie eingeübt hatte.

»Hier kommt etwas Persönliches«, setzte sie an. »Als ich das letzte Mal mit meinem Vater gesprochen habe, hat er mich für meine Mutter gehalten. Er hat Lydia zu mir gesagt. Ich habe den gesamten Heimweg über geweint.«

Sein Herz verkrampfte sich. »Das tut mir leid, Sage.«

»Mir auch. Jetzt du.«

Er unterdrückte ein Lachen. Wo sollte er anfangen? *Wegen meiner Schwester ...* »Ich muss darüber nachdenken. Außerdem muss ich erst einmal die Regeln wissen. Was danach passiert, zum Beispiel. Ich erzähle dir ein Kindheitsgeheimnis, und dann gehst du mir an die Wäsche?«

Sie grinste. »Wenn das Geheimnis gut genug ist.« Hinter ihr piepte der Computer.

»Vom Klingelton gerettet«, scherzte er. »Sieh mal lieber nach, wer da nach dir läutet, Püppchen.«

Ihr Blick verriet ihm, dass sie noch nicht fertig mit ihm war, dennoch sah sie nach, von wem die Textnachricht stammte. »Oh«, machte sie leise, ganz vom Computer in Bann geschlagen.

Er stand hinter ihr und las die Worte auf dem Monitor. Der Absender nannte sich gelbervogel1. *Immer noch auf der Suche nach Infos über KK?*

»KK«, flüsterte sie. »Keisha Kingston.« Sie ließ sich auf den Stuhl fallen und fing sofort an zu tippen. *Ja. Wer sind Sie?*

Ein Freund. Ich kann dir helfen.

Mit leuchtenden Augen sah sie Johnny an. Dann tippte sie noch einmal: *Wer sind Sie?*

Wollen wir uns heute treffen?, kam als Antwort.

»Nicht ehe du weißt, wer das ist«, sagte Johnny und legte ihr eine Hand auf die Schulter.

Sie ignorierte seinen Einwand und schrieb *Wann und wo?* in das Antwortfeld.

Kein Wunder, dass Lucy ihr einen Bodyguard geschickt hatte.

BPL. Im Innenhof. Neun Uhr.

»Was ist BPL?«, wollte er wissen.

»Boston Public Library.« Sie überlegte eine Minute, bevor sie weitertippte: *Nach wem schaue ich?*

Das wirst du dann sehen. Am Springbrunnen. Neun Uhr.

»Das ist in vierzig Minuten«, sagte sie und tippte: *Okay.*

Statt einer Antwort bekam sie die Meldung, dass sich gelbervogel abgemeldet hatte. Sie fixierte einen Augenblick lang den Bildschirm, dann stand sie auf, nahm ihre Handtasche und marschierte Richtung Wohnzimmer.

Er hielt sie am Ellbogen fest, noch ehe sie das halbe Zimmer durchquert hatte. »Du kannst mich neben dir oder hinter dir sitzen lassen, aber ich werde dir auf jeden Fall folgen.«

Sie entwand sich seinem Griff. »Dann beeil dich und zieh dich an!«

Er schnappte sich sein T-Shirt von einem Stuhlrücken, streifte es über und bemerkte dann ihre milde Belustigung, als er bei seiner Waffe Magazin und Schlitten überprüfte, um

sie sich anschließend in den Hosenbund zu stecken. »Jetzt bin ich angezogen.«

»Wenn ich bedenke, dass ich die meisten meiner Interviews nur mit Stift und Block bewaffnet mache.«

»Deshalb brauchst du ja auch mich«, sagte er und zog seine Jacke über, um die Glock zu verbergen.

»Wo hattest du die Waffe an dem Abend, als wir uns zum ersten Mal begegnet sind?«, fragte sie, ehe sie sich umdrehte, damit er ihr in die Jacke helfen konnte. »Als ich dich ausgezogen habe?«

»Am Knöchel. Die Hose hast du mir ja nicht ausgezogen.«

Sie öffnete die Tür und wandte sich ihm zu. »Verrate mir ein Geheimnis, dann hole ich das sofort nach.«

»Na gut.« Er senkte den Kopf und streifte ihre Lippen beim Sprechen. »Ich habe auch die ganze Nacht geschwitzt.« Er kitzelte ihre Lippen mit seiner Zunge, vertiefte dann den Kontakt zu einem vollen, hungrigen Kuss, der nach Kaffee und Zahnpasta schmeckte und seinen Schwanz erneut zum Glühen brachte.

Nach gut zehn Sekunden entzog sie sich. »Willst du mehr davon?«, fragte sie.

Er verharrte nah an ihrem Gesicht, schon ging sein Atem schnell, und sein Blut war erhitzt. »Für eine so gute Reporterin kannst du ganz schön dumme Fragen stellen.«

Sie wich zurück. »Dann erzähl mir was von dir, Johnny! Vertrau mir irgendwas an, das du noch nie irgendeinem *Baby* oder *Schätzchen* im Bett erzählt hast. Eine Sache.«

»Okay.« Er schloss die Augen, damit er ihr Gesicht nicht sehen musste, wenn er jetzt ihr kleines Vorspiel platzen ließ. »Meine Schwester ist tot.«

Er trabte die Stufen zur Straße hinunter, ohne auf ihre Reaktion zu warten. Sie hatte es ja unbedingt wissen wollen.

Der Copley Square war überfüllt mit Berufstätigen, Studenten, Touristen und den üblichen penetranten Schnorrern. Auf dem Weg von der U-Bahn-Station bis in die Dartmouth Street zum Eingang der Bibliothek hielt Sage Johnnys Hand. Sie war noch immer leicht erschüttert von seinem Bekenntnis.

Meine Schwester ist tot.

Da hatte sie sich ganz schön aus dem Fenster gelehnt, gestern Abend, als sie unbedingt den Namen seiner Schwester wissen wollte und ob sie sich nahestanden. Wenn er diese kleine Bombe hatte platzen lassen, um sie von weiterem Nachforschen abzubringen, hatte er sich allerdings geschnitten. Auf der Fahrt hierher hatten sie beide nicht viel geredet, sich aber unablässig an der Hand gehalten.

»Wenn du raten dürftest, wer sich hinter gelbervogel verbirgt, wen würdest du nennen?«, fragte er auf dem Weg über die Steintreppen, die von wuchtigen Bronzeskulpturen flankiert waren.

»Eines der Mädchen. Wahrscheinlich Vivian.« Am Eingang mit den verzierten Rundbögen blieb Sage stehen. »Du hast hoffentlich einen Waffenschein für das Ding, das du da mit dir herumträgst? Hier gibt es nämlich einen Metalldetektor. Ansonsten musst du draußen auf mich warten. Oder aufgeben.«

Er zog die Tür auf. »Hab ich.«

»Gültig für Massachusetts?«

»Ja.«

»Gut, dann zeig ihn dem Aufseher. Ihr könnt ja dann ein bisschen übers Schießen fachsimpeln, während ich in den Innenhof gehe.«

»Du gehst auf keinen Fall allein.«

Sie stieß einen entnervten Seufzer aus. »Johnny, wer auch immer mich da sehen will, will mich alleine sehen.«

»Eben.«

»Ich kann kein Interview führen, solange du in meinem Nacken mit der Waffe herumfuchtelst.«

Er unterdrückte ein Lachen. »Ich fuchtele mit gar nichts. Hör zu! Ich werde in der Nähe bleiben, aber nicht an deiner Seite. Wer auch immer sich da mit dir trifft, wird keine Ahnung haben, dass ich da bin. Bleib einfach in meinem Blickfeld, dann halte ich mich vollständig zurück.« Um das Versprechen zu bekräftigen, legte er ihr die Hände auf die Schultern. »Ich weiß, wie man so was macht.«

Das Selbstvertrauen, das er in dieser Situation zeigte, überzeugte sie schließlich. »Also gut. Aber du darfst mich auf keinen Fall unterbrechen. Manchmal dauert es ein paar Minuten, um einen neuen Kontakt zum Reden zu bringen. Vielleicht will sie auch woandershin gehen. Keine Fragen, okay?«

»Okay.«

Sie hielten auf den Sicherheitsmann zu, einen älteren Herrn, und Johnny sprach ihn an, um ihm, wie Sage annahm,

seinen Waffenschein zu zeigen. Unterdessen betrachtete sie die imposante Freitreppe, die zum Hauptlesesaal hochführte.

Wen würde sie treffen, und was würde diese Person ihr erzählen? Es war nicht das erste Mal, dass sie einen Unbekannten an einem ungewöhnlichen Ort traf. So etwas gehörte zu ihrer Arbeit. Aber diese Geschichte war anders. Sie war persönlich. Und deshalb ballte sie, von einem leichten Anflug von Furcht alarmiert, die Fäuste in den Taschen ihrer Jeansjacke.

»Gehen wir, Süße.« Johnnys Berührung versetzte sie ebenfalls in Alarmbereitschaft, wenn auch auf andere Weise.

»Du bleibst hinter mir. Weit hinter mir. Zum Innenhof geht es hier rechts.« Sie ging los, aber er hielt sie zurück.

»Langsam. Einen Moment noch. Wir brauchen einen Plan, für den Fall, dass wir getrennt werden.«

Allmählich bekam das hier einen Hauch von Mantel- und-Degen-Romantik. »Hier ist der Plan.« Sie zog ihr Handy heraus. »Ruf mich an.« Sie sagte ihre Nummer auf, drehte sich um und ging.

Im Innenhof angekommen, konzentrierte sie sich sofort auf den Brunnen, doch keines von den Gesichtern der morgendlichen Leser und Kaffeetrinker kam ihr bekannt vor. Sie sah über die schmiedeeisernen Tische, die überall im Hof, aber auch hinter den Säulen standen, die den steinernen Weg säumten. Sie ging von einer Seite zur anderen, aber niemand sagte etwas oder zeigte auch nur das geringste Interesse an ihr.

Als sie sich umdrehte, sah sie noch nicht einmal mehr Johnny.

Das wirst du dann sehen. Am Springbrunnen. Neun Uhr.
Sie blickte auf ihre Armbanduhr: 9:02 Uhr.

Das wirst du dann sehen. Was würde sie sehen?

Ein Mann mit einem Laptop schaute kurz zu ihr hoch, dann wieder auf seinen Monitor zurück. Eine Frau, die ein Baby im Kinderwagen fütterte, lächelte ihr unverbindlich zu. Auf dem steinernen Rand des Springbrunnens saß ein älteres Paar mit Kaffee und Kuchen.

Alles war ruhig, nur ein Kind lachte an einem der Tische weiter hinten, und das Wasser des Brunnens gurgelte und rauschte.

Sage setzte zu einer Runde um den Brunnen an. An ein paar Studenten, die zusammensaßen, und einer Frau mit einem Taschenbuch vorbei. Dann, auf der anderen Seite des Brunnens, entdeckte sie es.

Eine neongrüne Karteikarte. Ihr Herzschlag beschleunigte sich, als sie einen Schritt näher trat. Unwillkürlich sah sie sich um, ob sie jemand beobachtete. Da war niemand. Nicht einmal der Mann, der versprochen hatte, immer in ihrer Nähe zu bleiben. Wo steckte Johnny?

Sie nahm die Karte, die auf der Rückseite leicht klebrig war, so wie die von Keisha. Es stand etwas darauf.

Nimm den Aufzug bis zum Untergeschoss.

Was sollte das werden, eine Schnitzeljagd? Sie hätte die Anordnung ignoriert, wenn nicht die Karte gewesen wäre. Es war genau die Art von Karte, auf die Keisha ihre Selbstmordbotschaften geschrieben hatte. *Das* konnte Sage nicht ignorieren.

Sie machte sich auf den Weg zurück zum Eingang, denn ihr war eingefallen, dass sie hier früher schon einmal einen alten Aufzug benutzt hatte, als sie mit einem dicken Stapel Bücher unterwegs gewesen war, die sie für einen Artikel gebraucht hatte. Die Eingangshalle hatte sie schnell erreicht, der Sicherheitsmann stand noch an derselben Stelle. Sie ging an der breiten Freitreppe vorbei und steuerte auf einen schmalen Durchgang zu, der in einen engen Flur mündete. Dort erwartete sie ein sehr betagter Otis-Aufzug, dessen braun-goldene Lackierung schon bessere Zeiten gesehen hatte.

Erneut sah sie sich nach dem Mann um, der ihr hoch und heilig versprochen hatte, sie auf keinen Fall aus den Augen zu lassen. Entweder er war unglaublich gut darin, jemandem unbemerkt zu folgen, oder sie hatte ihn an die Paninis verloren, deren betörender Duft aus dem Novel Café herüberwehte.

Sie drückte den Knopf und rechnete schon halb damit, dass der Lift außer Betrieb war, doch die klapprigen Türen öffneten sich sofort. Sie betrat den schummrig beleuchteten Fahrgastraum. Als sie die Taste zum Kellergeschoss drückte, schoben sich die Türen scheppernd zu.

Immer noch kein Anzeichen von Johnny.

»Die Paninis«, murmelte sie. Wahrscheinlich beschwatzte er gerade die Köche, ihm ihr besonderes Zubereitungsgeheimnis zu verraten. Es dauerte eine Weile, bis ihr auffiel, dass sich der Lift gar nicht bewegte. Sie drückte erneut auf die Taste. Nichts. Keine Reaktion.

Vielleicht gab es eine Treppe nach unten. Sie drückte den Tür-auf-Knopf, woraufhin der alte Kasten ratterte und nach oben losfuhr.

»Ach, komm schon«, sagte sie. In dem geschlossenen kleinen Raum fing sie allmählich an zu schwitzen. »Ich will nicht nach oben.« Doch die Kabine bewegte sich weiter, passierte mit einem Signalklingeln den ersten Stock und blieb dann im zweiten stehen.

Doch die Türen öffneten sich nicht. Sage drückte sämtliche Tasten, und jeder Druck auf einen der alten Kunststoffknöpfe und ihre abgeblätternen weißen Zahlen wurde ein wenig hektischer. Nichts. Keine Regung, kein Laut, kein Sauerstoff.

Sie trat ganz nahe an die Türen heran. Vielleicht reagierte die Kabine ja auf Gewicht. Wobei das wenig wahrscheinlich war, denn das Modell stammte aus dem neunzehnten Jahrhundert. Sie drückte jeden Knopf zweimal, hieb mit dem Handballen auf eine nicht funktionierende Notruftaste und stöhnte vor Enttäuschung auf. Der Unbekannte könnte längst weg sein, wenn sie hier wieder rauskam.

»He!«, schrie sie und schlug polternd gegen die Türen. »Ich stecke fest!«

Als keine Antwort kam, versuchte sie es mit Hüpfen, vielleicht brauchte die Aufzugesanlage mehr Gewicht zum Reagieren. Erst vorsichtig, dann schwungvoller. Ein Krachen durchfuhr die Kabine, die fast einen halben Meter absackte, sodass Sage das Gleichgewicht verlor und fast laut aufgeschrien hätte. Dann wurde es dunkel.

»Oh!« Das konnte ja wohl nicht wahr sein! Die Lichter waren aus, die Türen zu, und soweit sie das beurteilen konnte, steckte sie zwischen zwei Etagen fest.

Erneut hieb sie fest gegen die Türen. Die Dunkelheit flößte ihr Angst ein, und der dünne Schweißfilm auf ihrer Haut ließ sie jetzt vor Kälte schauern.

»Hilfe!«, schrie sie. »Ich stecke im Aufzug fest!« Von Verzweiflung und wachsender Angst getrieben, hämmerte sie mit den Händen wild gegen die Knöpfe, bis sie einen abspringen und zu Boden fallen hörte.

Beim nächsten heftigen Faustschlag gegen die Türen begann die Kabine ächzend zu wackeln. Würde sie in die Tiefe stürzen? Fest gegen die Wand gedrückt, hielt sie den Atem an und presste die Augen zu.

Das Ächzen war erneut zu hören, und dann öffneten sich die Türen, sodass ein Lichtstrahl zu ihr hereindrang. »Gott sei Dank!« Langsam und quietschend schoben sich die Türen auf und offenbarten die Wand des Liftschachts direkt vor ihr und über ihr einen schmalen Spalt, wo die Türöffnung des höher liegenden Stockwerks anfang.

Ob sie sich zu diesem jetzt vielleicht sechzig Zentimeter hohen Spalt hochziehen konnte, um hinauszuklettern? Oder sollte sie lieber abwarten, bis jemand anders den Aufzug benutzen wollte und ihr zu Hilfe käme? Das konnte Stunden dauern.

Ihre Verabredung wäre vermutlich ohnehin längst weg. Ihr Pech verfluchend, trat sie zurück, um zu sehen, auf welchem Weg sie die Öffnung erreichen könnte. Sie versuchte

zu springen, doch bei dem Versuch sackte die Kabine ab, und die Öffnung verschloss sich vollständig.

Von der Wucht der Bewegung zu Boden geworfen, schnappte sie nach Luft. Ihr Magen drehte sich mehrmals, als die Kabine erneut zu fallen begann, diesmal mit offenen Türen. Ihr Schrei hallte in dem winzigen Raum wie ein Echo durch die Dunkelheit.

Mit einem Krachen hielt der Aufzug, ebenso unerwartet, wie er sich in Bewegung gesetzt hatte. Diesmal war die Öffnung zum Stockwerk leichter zu erreichen. Sie versuchte, ihren rasenden Herzschlag mit einem tiefen Atemzug zu beruhigen, wischte sich die Hände an den Hosen ab und stand mit zitternden Beinen auf.

»Halt still, verdammte Kiste!«, zischte sie, an die Adresse des Aufzugs gerichtet, und streckte die Arme nach der Türöffnung aus, die vermutlich in den ersten Stock hinausführte. Auf Zehenspitzen gelang es ihr, sich an dem Gummistreifen der Bodenkante über ihr festzuhalten. Sie lenkte ihre ganze Kraft in den Oberkörper und begann sich hochzuziehen.

Mit einem entschlossenen Schrei hievte sie sich bis zur Taille durch die Öffnung. Mit einem weiteren Schwung wäre sie draußen. Doch in dem Moment, als sie die Arme anzog, setzten sich die Türen ächzend in Bewegung.

Nicht jetzt. Nicht jetzt! Quietschend ließ sich die Kabine an ihren Seilen nach oben ziehen, unaufhaltsam. Die Türen schlugen gegen Sages Rippen und klemmten sie ein. Und die Kabine stieg immer weiter, höher und höher. In zehn Sekun-

den, wenn der Aufzug das nächste Stockwerk erreichte, würde sie in der Mitte durchtrennt werden.

Sie öffnete den Mund, um zu schreien, doch die Panik lähmte sie durch und durch.

»Sage!«

»Johnny! Schnell!«, schrie sie.

Mit einem machtvollen Stöhnen warf sich Johnny zu Boden, steckte die Hände zwischen die Türblätter, um sie aufzuschieben, dann zerrte er Sage aus dem Aufzug, der im nächsten Moment himmelwärts in den Schacht verschwand.

»Oh Gott!«, wimmerte sie und ließ sich gegen ihn sinken. »Ich kann es nicht glauben. Ich kann ...« Sie bog sich zurück. »Woher wusstest du, wo ich war?«

Seine Augen glühten, und sein Kiefer mahlte vor Wut. »Ich habe dich in den Lift steigen sehen. Aber es ist der einzige im ganzen Gebäude, und so ...« Er schüttelte den Kopf. Schweiß perlte auf seiner Oberlippe, und äußerste Sorge stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Um Gottes willen, Sage!«

»Entschuldige«, sagte sie. »Ich konnte ja nicht wissen, dass dieses verdammte Ding ausgerechnet jetzt seinen Geist aufgeben muss.«

Hinter ihr kam der vermaledeite Aufzug polternd zum Stehen, und die Türen öffneten sich, als wäre nichts geschehen. »Denk bloß nicht dran einzusteigen«, warnte Sage.

Doch Johnnys Interesse galt dem Inneren der Kabine. Als Sage seinem Blick folgte, stellten sich ihr die Nackenhaare auf.

»Das war kein Zufall«, flüsterte er.

An der Rückwand klebte eine giftgrüne Karteikarte.
Hör auf oder du bist die Nächste.

12

Sie war nass, klebrig, wund.

Noch ehe Ashley die Augen öffnete, spürte sie einen vertrauten Schmerz zwischen den Beinen, als hätte sie jemand lang und hart geritten. Wen hatte sie letzte Nacht gefickt?

Es war eine Entführung gewesen. Sie schlug die Augen auf, fuhr mit der Hand über das Bettlaken und blinzelte in das schwache Licht. Wer hatte das arrangiert? Welche der Kolleginnen von den Snow Bunnies hatte ihr diesen fiesen Typen geschickt, der sie bewusstlos in einen Kofferraum gesperrt hatte? Sie schluckte, schmeckte aber nur den scheußlichen, bitteren Geschmack irgendeines starken Medikaments.

Und wo zur Hölle war sie? Das war kein Hotel.

Sie tastete nach der Kante des Bettes – das mehr so eine Art Pritsche war, mit billiger, rauer Wäsche – und versuchte in dem dunklen Raum etwas zu erkennen. Es gab kein Fenster, keine Kommode, nichts außer einer zweiten klapprigen Pritsche, einem leeren Bücherregal und einer Tür. Wo war sie?

»Hallo?«, rief sie. Wer hatte sie letzte Nacht gerettet? Sie konnte sich nicht erinnern. Sie setzte sich auf und spürte einen scharfen, stechenden Schmerz im Unterleib. Nach Luft schnappend, presste sie die Hand gegen den Bauch. Was hatte sie da an? Irgendetwas Weites. Weiß, blau. Ein Männer-T-Shirt? Ein Schlafanzug?

Wo waren ihre Schlafanzughosen von gestern? Sie schloss die Augen und versuchte, sich an die Entführung zu erinnern. Es war nicht wie sonst gewesen. Erstens war es wirklich überraschend passiert. Niemand hatte angedeutet, sie registriert zu haben. Aber das kam vor. Nicht oft, aber immerhin.

Und wer hatte sie gerettet? Sie konnte sich nicht erinnern. Hatten sie Gras geraucht, wie das eine Mal mit Samir? Das Zeug war mit irgendwas versetzt gewesen, aber an den Sex hatte sie sich trotzdem gut erinnern können. Doch diesmal ...

»He!«, rief sie erneut. »Ich will jetzt heim.«

Die Retter nahmen die Mädchen nie mit zu sich nach Hause. Sie wählten immer irgendeinen coolen Ort, ein Hotel oder eine Wohnung, die sich für wilden Sex eignete. Es kam ganz darauf an, wie viel man zu investieren bereit war.

Sie zupfte an den billigen Laken. Eine Absteige. Wer auch immer das für sie bestellt hatte, war ein echter Geizkragen.

Das klapperige Bett quietschte, als sie aufstand, um mit kleinen Schritten auf die Tür zuzugehen. Puh, ihre Möse tat weh. Wie konnte man so etwas vergessen? War sie wirklich so dumm, wie Glenda behauptete? Wie alle immer behauptet hatten?

Nutze dein Gesicht, Ash, hatte ihr Vater immer gesagt. *Mehr gibt dieser Kopf nicht her*. Sie hasste es, diesem Schweinehund recht geben zu müssen.

Sie legte die Hand auf den Türknauf und verspürte plötzlich Angst bei dem Gedanken, dass sie in dieser fensterlosen

Zelle eingeschlossen sein könnte. Aber der Knauf ließ sich widerstandslos drehen. Die Tür öffnete sich auf einen Flur, der ebenso duster und unheimlich war wie das Zimmer, aus dem sie kam. Ihre nackten Füße berührten kaltes Linoleum, und sie roch etwas Säuerliches oder Ätzendes wie Bleiche.

»Ist da jemand?«, rief sie wieder. »Samir?«

Der Flur endete mit zwei Türen, die einander gegenüberlagen. Sie drehte den kühlen, silberfarbenen Knauf der linken, aber sie war verschlossen.

»Okay, Kinder, jetzt wollen wir mal sehen, was hinter Türchen Nummer drei ist.« Der Knauf drehte sich, aber die Tür war schwer zu öffnen. Das dicke Stahlblatt sträubte sich, als würde es von einem Vakuum angesogen.

Sie schaffte es mit aller Kraft, diese Tür, die irgendwie nach einer Anstalt aussah, etwa fünfzehn Zentimeter weit aufzudrücken, doch dann blockierte sie. Fluchend steckte Ashley ihren Kopf in die Öffnung, um in den Raum zu spähen. »Ist da jemand?«

Von der anderen Seite drückte jemand gegen die Tür, sodass ihr Kopf zwischen dem massiven Stahl und dem Türrahmen eingeklemmt wurde.

»Ah!« Ihr Schmerzensschrei blieb ihr im Hals stecken, und vor ihren Augen tanzten Sternchen, sodass sie für einen Moment geblendet war. Sie traktierte die Tür mit beiden Händen, um sich zu befreien, aber der Druck von drinnen wurde nur noch stärker.

Ächzend und mit aller Kraft presste sie dagegen, die Augen von Tränen des Schmerzes verschleiert, und ihr Herz klopfte so stark, dass sie kaum atmen konnte.

»Du solltest schlafen, Ashley.«

Aus weiter Ferne drang die Stimme an ihr Ohr. Die Stimme von gestern Abend. Der Mann, der sie entführt hatte.

»Stopp!«, brachte sie heraus und versuchte, mit dem Knie die Tür zu bewegen und ihren Kopf zu befreien. »Bitte!«

»Du solltest nicht hier hereinkommen.«

Wo hinein? Sie spürte, wie das Eisen ihren Schädel zusammenpresste wie eine Zange, aber irgendwie gelang es ihr, den Kopf weiter vorzuschieben und durch den Schleier der Tränen hindurch in den Raum zu spähen.

Sie warf ihre Hüfte und Schulter gegen die Tür, verdrehte den Hals und hörte ein krachendes Geräusch. Es genügte, um ihren lädierten Kopf freizubekommen. Vor Erleichterung wäre sie fast zu Boden gesunken.

Die Tür schwang auf, und ein Mann stand drohend vor ihr, seine Gestalt zeichnete sich gegen das schwache Licht ab. »Das hättest du nicht tun dürfen, Ashley.«

»Bitte!«, flehte sie unter ersticktem Schluchzen. »Sie hätten mich töten können!«

»Nun, das habe ich sowieso vor.« Er packte sie an den Haaren und zerrte sie ins Licht.

Sie zwinkerte verzweifelt, versuchte zu atmen, zu kämpfen, zu überleben. Doch jemand packte sie von hinten, und ein rauer Frottéwaschlappen wurde ihr auf den Mund gepresst. Der ätzende, widerliche Geruch und Geschmack verbrannte ihr Lippen und Nase.

Ihre Knie gaben nach, ihr Kopf fiel ihr in den Nacken, und das Letzte, was sie sah, war die Wand gegenüber. Und das, was darauf stand.

Die Mädchen, war ihr letzter Gedanke. Sie würden alle sterben. Eine nach der anderen.

»Ich kann nicht aufhören.«

Sage trat bei diesen Worten ins Wohnzimmer. Morgenlicht fiel auf Johnnys nackten Oberkörper, das Laken, das sie ihm als provisorische Decke gegeben hatte, war längst zu Boden gefallen. Sie nahm sich einen Moment, um den Anblick zu genießen, wie er da lag, halb angezogen und so unglaublich männlich, dass ihr buchstäblich das Wasser im Mund zusammenlief. Gestern Abend war die Versuchung groß gewesen, diesen Traumkörper in ihr Bett zu ziehen.

Es wäre ein Leichtes gewesen, sich nach dem Zwischenfall in der Bibliothek trösten zu lassen, aber dann entschied sie sich doch für die nahrhaftere Variante des leiblichen Wohls und ließ sich von ihm bekochen. Kurz nach dem Essen war sie zusammengebrochen, erschöpft und nervlich am Ende, nachdem der Tod so nahe gewesen war.

Doch heute Morgen war sie mit der alten Entschlossenheit erwacht, und jetzt stand sie mit der ominösen Karteikarte in der Hand im Wohnzimmer.

Er hob den Kopf, und seine klaren Augen verrieten, dass auch er nicht geschlafen hatte. »Womit kannst du nicht aufhören?«

Sie wedelte mit der Karte. »Ich weiß, dass das eine Warnung ist. Aber auf mich wirkt sie wie eine große Werbetafel, auf der steht: ›Jetzt erst recht.««

Mit einem Lächeln, das ihr ebenso den Atem nahm wie seine glatte, perfekt ausgeformte Brust, schwang er sich vom Sofa hoch. »Und wo möchtest du heute nach der Wahrheit suchen, Baby?«

Sie hatte mit Streit gerechnet, damit, dass er ihr vorzuschreiben versuchte, schön brav zu Hause zu bleiben.

»Du bist okay, weißt du das?«, sagte sie und deutete mit der Karte auf ihn. »Ich denke, ich werde diese Einstellung mit einem Kaffee belohnen.«

Sie drehte sich um und ging in die Küche.

»Ich überlege schon die ganze Zeit, wie ich überprüfen könnte, ob Keisha wirklich eine Abtreibung hatte, wie Glenda behauptet«, sagte sie und öffnete den Wasserhahn. »Es muss doch eine Möglichkeit geben, das herauszufinden.«

»Vielleicht könnte ich das tun.«

Sie erschrak, als sie ihn an der Küchentür hörte, weil sie ihn nicht dort erwartet hatte. Er füllte den ganzen Rahmen aus, mit nackter Brust, schlaftrunkenen Augen, einfach zum Anbeißen. »Du bist sehr nett, aber ich glaube nicht, dass man einfach in der örtlichen Abtreibungsklinik anrufen kann und – oh!« Sie schnippte mit den Fingern und zeigte auf ihn. »Alonzo! Er könnte es herausfinden. Bestimmt kommt er an die Unterlagen heran.«

»Der Arzt?«

»Ja. Er war Leiter der Geburtsklinik im Mass General. Da hat er sicher Zugang zu sämtlichen Datenbanken.« Sie griff zum Telefon, aber Johnny packte sie am Handgelenk, ehe sie den Hörer nehmen konnte.

»Du solltest ihn nicht mit hineinziehen, Sage. Ehrlich, ich könnte bestimmt helfen.«

»Das glaube ich kaum, aber du bist ...« Aus seinem Gesicht sprach eine seltsame Mischung aus Entschlossenheit und Besorgnis. »Oh«, machte sie, als ihr der Grund für seinen Einwand dämmerte. »Du willst wegen des Jobs im Ritz nicht, dass ich ihn anrufe. Weil du dann etwas unternehmen müsstest.«

Er setzte ein gezwungenes Lächeln auf. »Das stimmt. Außerdem könnte ich wirklich ein paar Strippen ziehen, um ein paar Dinge herauszubekommen. Lass ihn einfach aus dem Spiel, okay?«

»Moment mal – versteh ich das ...« Sie musterte seine verächtliche Miene. »Interpretiere ich das hier richtig? Bist du eifersüchtig?«

Seine Augen blitzten auf. »Ja, du interpretierst das sehr wohl richtig. Der Typ steht auf dich.«

»Ist das dein Ernst?« Sie schnappte sich den Deckel der Kaffeekanne. »Ausgerechnet du bist eifersüchtig?«

»Und wenn?«, sagte er und legte den Kopf schief. »Ich hab dir gesagt, dass ich dich mag.«

»Wenn das wirklich so ist«, erwiderte sie bedächtig, ohne den kleinen Wirbelsturm zu beachten, den seine Worte in ihr ausgelöst hatten, »dann solltest dich um einen neuen Job bemühen.«

Er deutete mit dem Kinn auf das Telefon. »Schön. Ruf deinen Freund an. Dann sehen wir weiter.« Damit verschwand er in den Flur, ohne auf den Kaffee zu warten.

Johnny war noch immer davon überzeugt, dass Alonzo Garron der heimliche Auftraggeber bei diesem Einsatz war. Egal was Lucy sagte, für ihn war die Sache vollkommen klar. Einschließlich der Tatsache, dass der Arzt sofort sämtliche Termine abgesagt hatte, um mit Sage im Ritz-Carlton in Back Bay essen zu gehen. Johnny würde auf diese Weise ganz nebenbei zu einem Vorstellungsgespräch mit Hendrick Kane kommen, dem Chefkoch des Ritz Carlton Café.

Eigentlich wollte er Sage nicht für eine Sekunde aus den Augen lassen – schon gar nicht, wenn der Kunde höchstpersönlich dabei war und mitbekam, dass der Bullet Catcher nicht tat, wofür er bezahlt wurde. Aber da Garron selbst das Gespräch in der Küche vermittelt hatte, nahm er an, dass der Mann mit Sage allein sein wollte.

»Ich werde allein auf ihn warten«, sagte Sage, als sie im Restaurant ankamen. »Du willst bestimmt nicht zu spät kommen. Geh bitte!«

»Okay«, stimmte er zu. »Und was ist, wenn ich die Stelle bekomme?«

Sie hob den Arm und tippte ihm mit der Fingerspitze auf den Mund. »Dann darfst du mein Freund sein.«

Er schloss die Hand über ihrem Finger und küsste ihn. »Na, wenn das kein Anreiz ist!« Nicht, dass er den Job wirklich bekommen würde oder ihn haben wollte, aber er spielte bei Garrons Komödie mit.

In der Hotellobby blieb er kurz stehen, um Lucy anzurufen. Er wusste noch nicht recht, wie er Sage beibringen sollte, woher er die Information hatte. Sie musste denken, er wäre Superman.

»Ich muss wissen, ob Keisha Kingston eine Abtreibung hatte«, bat er Lucy, nachdem sie sich begrüßt hatten.

»Das finden wir heraus«, versicherte sie ihm. Lucy Sharpes Netzwerk war legendär und einer der Gründe dafür, dass Bullet Catcher in der Branche führend war. »Sonst noch was?«

»Was ganz Einfaches. Ashley McCaffertys Adresse.«

»Moment, ich reiche dich an Nancy weiter.«

Er setzte sich in einen Ohrensessel, von dem aus er den Haupteingang sehen konnte. Das Warten machte ihm nichts aus. Umso länger konnte er sein »Vorstellungsgespräch« mit Hendrick Kane hinausschieben.

In dem Moment, als sich Lucys Assistentin in der Leitung meldete, fuhr draußen ein roter Mercedes vor, und Garron stieg aus, ein Handy am Ohr. Johnny sank tiefer in den Sessel, um seinen Blicken zu entgehen. Er mochte nicht mit dem Mann reden, den er für Sages heimlichen Beschützer hielt.

»Ashley McCafferty wohnt in der Beacon Street in Brookline«, sagte Nancy.

»Bleib einen Moment dran«, bat Johnny, drehte sein Gesicht weg und hielt sich das Telefon vors Gesicht, während er Garrons Gespräch am Handy verfolgte.

»Tut mir leid, Schatz«, sagte der Doktor mit gedämpfter Stimme. »Ich wollte dich wirklich sehen, aber der Termin kam mir ganz unerwartet dazwischen, und ich wollte mich schon lange mit dieser Pharmareferentin treffen.«

Schatz? Pharmareferentin?

»Eines noch«, setzte Johnny hinzu, nachdem der Doktor außer Hörweite war. »Kannst du für mich den Familienstand folgender Person überprüfen: Dr. Alonzo Garron, Boston, ehemaliger Leiter der Geburtshilfeklinik des Massachusetts General Hospital?«

»Klar. McCafferty wohnt in 1876 Beacon Street, Wohnung Nummer fünfhundertzwanzig. Einen Augenblick, dann kommt die Info über Garron.« Im Hintergrund ertönte das Klappern von Keyboard-Tasten, während Nancy die unvergleichliche Bullet-Catcher-Datenbank durchsuchte.

Ob Lucy einen Mann dabei unterstützen würde, der einer Frau nachstellte, der sie rumkriegen wollte, obwohl er am Ende sogar –

»Verheiratet«, sagte Nancy. »In zweiter Ehe, mit Alicia Garron, fünfunddreißig. Keine Kinder. Sonst noch was?«

»Das war's schon. Danke, mein Herz.«

Er konnte Sage sagen, wo Ashley wohnte, er konnte ihr wahrscheinlich sogar sagen, ob ihre Mitbewohnerin abgetrieben hatte oder nicht, bestimmt fand er sogar eine clevere Erklärung dafür, woher er das alles wusste. Aber mit Sicherheit würde er ihr nicht verraten, dass ihr Freund Alonzo verheiratet war und ihr an die Wäsche wollte. Dann würde sie ihm nämlich wieder nur vorwerfen, er wäre eifersüchtig.

Und verdammter Mist: Das war er auch!

»Suchen Sie da draußen was Bestimmtes?«

Sage wandte sich von dem weiten Ausblick über die Newberry Street ab und blickte in die strahlenden Augen Alonzo Garrons, der sich über den Tisch beugte.

»Ich beobachte nur ein bisschen die Leute«, sagte sie, erwiderte sein Lächeln und stand auf, um sich von ihm nach französischem Vorbild zur Begrüßung auf die Wangen küssen zu lassen. »Nichts ist wie der Frühling in Back Bay.«

Er wartete, bis sie wieder saß, ehe er seinen Stuhl zurückzog und einen flüchtigen Blick durch das gebogene Fenster des Restaurants warf. »Es ist immer noch kalt. Wir werden wie jedes Jahr unseren einen Frühlingstag irgendwann gegen Ende des Monats haben, und dann ist es wieder bis September stickig und heiß. Ich verbringe den Sommer am liebsten in unserem Haus in Marblehead Neck.«

»Direkt am Wasser?«

»Genau. Sie müssen mal mitkommen. Es ist traumhaft.«

»Gern.« Sie war nicht hier, um Freizeitpläne zu schmieden, aber ein bisschen Small Talk ließ sich nicht vermeiden. »Wie läuft die Praxis?«

Er nickte und schlug seine Serviette aus, sodass sie im eleganten Segelflug auf seinem Schoß landete. »Ich bin im Nirwana angekommen, meine Liebe.«

»Hatten Sie nicht schon früher mal eine eigene Praxis, bevor Sie die Abteilung im Krankenhaus übernommen haben?«

Er winkte ab. »Ich habe Babys zur Welt gebracht, Pap-Tests gemacht, Eileiter abgeklemmt und die Pille verschrieben.«

Sie lachte leicht. »Und jetzt, keine Babys, keine Pap-Tests, keine Pille, keine Eileiter mehr?«

»Eileiter schon«, gab er zu. »Nur andersherum.«

Der Kellner brachte zwei Speisekarten. Sage schlug ihre auf. »Kinderwunschbehandlung?«, mutmaßte sie.

Er hob seine silbern gesprenkelten Brauen und legte seine Schädeldecke in Falten, wie es nur ein attraktiver Kahlkopf zustande brachte. »Ich sage es, wie es ist: Mit reichen Frauen jenseits der vierzig, die nicht rechtzeitig ans Kinderkriegen gedacht haben, lässt sich ein Haufen Geld verdienen.«

Sie nickte, von einem Anflug von schlechtem Gewissen geplagt. Er machte Träume wahr für Frauen, die sich sehnlichst ein Kind wünschten, und sie wollte etwas von ihm, das seinem Berufsethos widersprach – widersprechen *musste*.

»Aber Ihnen geht es doch nicht ums Geld«, sagte sie, um das unangenehme Thema noch ein wenig hinauszuzögern. Die Bemerkung schien ihm zu schmeicheln.

»Es macht mir immer wieder sehr viel Freude, den Frauen die frohe Botschaft zu überbringen.« Er streckte die Hände über den Tisch und legte sie auf ihre. »Und wie sieht es bei Ihnen mit der Familienplanung aus?«

Sie tat, als hätte sie sich verschluckt, und er griff lachend zu seinem kobaltblauen Wasserglas.

»Ich rufe Sie an, wenn ich so weit bin. Aber richten Sie sich darauf ein, dass das noch eine Weile dauern kann.«

»Und was ist mit dem hübschen jungen Mann? Dem Koch?«

»Wir sind nur Freunde.«

Diesmal war sein Lachen trocken, nicht herzlich. »Wenn Sie das wirklich glauben, müssen Sie blind sein. Oder mich für blind halten.«

»Nein, im Ernst«, beharrte sie. »Wir haben uns gerade erst kennengelernt.«

»Trotzdem hat er mich gemustert, als wäre ich ein Rivale.«

Sage lächelte. »Er hat einen ausgeprägten Beschützerinstinkt.«

»Das sollte er auch haben. Sie sind eine bildschöne, kluge, talentierte Frau, die einem Mann viel zu bieten hat. Er sollte Sie beschützen, halten und ... ernähren können.«

Ihre Wangen röteten sich leicht. Bestimmt hielt er das für eine Reaktion auf das Kompliment, und das war auch gut so. In Wahrheit wurde Sage ganz heiß bei dem Gedanken, dass Johnny durchaus eine Arbeit hatte – als Erfüller schlüpfriger Frauenfantasien. »Danke, Dr. Garron! Für Ihre freundlichen Worte und dafür, dass Sie das Vorstellungsgespräch ermöglicht haben.«

»Bitte, Sage, nennen Sie mich Alonzo!« Er schlug seine Speisekarte auf und zog eine schlanke Lesebrille aus der Tasche. »Lassen Sie mich für Sie bestellen. Ich kenne den Koch persönlich.« Er zwinkerte ihr zu und setzte seine Brille wieder auf. »Und wenn heute in der Küche alles glattgeht, kennen Sie ihn auch bald.«

Nachdem er bestellt hatte und der Kellner mit den Speisekarten weg war, beugte er sich vor und senkte die Stimme. »Wenn Sie an einem Italiener nicht interessiert sind – wie wär's dann mit einem Latin Lover?«

Meinte er das ernst? Sie lachte überrascht auf. »Ist das ein Flirtversuch?«

Ohne die Augen von ihr zu nehmen, fischte er ein Stück Brot aus dem Korb. »Von dem Moment an, in dem ich Sie zum ersten Mal sah, Sage, da wusste ich, dass Sie die Frau sind, die ich immer wollte –«

Ihre Kinnlade fiel herunter, doch er fuhr lachend fort: »Als Tochter wollte. Der Typ Frau, den ich gern als Tochter gehabt hätte.«

»Oh.« Ihr war nicht klar, wohin dieses Gespräch führen sollte, beschloss aber, ihn erst einmal gewähren zu lassen. »Danke schön.« Sie nahm einen Schluck Wasser und musste plötzlich an ihren Vater denken, der irgendwo in den finsternen Tiefen seines eigenen Verstandes gefangen war, der sie »Lydia« nannte, wenn sie ihn in seinem Haus in Vermont besuchte, und der fest daran glaubte, im Jahr 1990 zu leben. »Und Sie sind der Typ Mann, den ich gern zum Vater hätte.«

Er runzelte die Stirn. »Haben Sie kein Verhältnis zu Ihrem Vater?«

»Er ist krank. Und meine Mutter starb, als ich ein Teenager war.«

»Woran ist Ihr Vater denn erkrankt?«

»Alzheimer.«

Seine Miene sank. »Oh, das tut mir leid.« Er sah sie nachdenklich an. »Sind Sie ihm sehr ähnlich, Sage?«

Sie hob eine Schulter. »In manchen Dingen.« Sie musste das Gespräch auf ihr ursprüngliches Ziel lenken. »Ich muss Sie etwas fragen, Dr. Garron. Es könnte etwas unangenehm werden.«

»Eine medizinische Frage?«

»Gewissermaßen. Ich brauche ein paar Informationen, und ich bin nicht sicher, ob es in Ordnung ist, Sie darum zu bitten.«

Er legte den Kopf schief. »Versuchen Sie's.«

»Erinnern Sie sich an meine Mitbewohnerin, Keisha Kingston?«

Er nickte mitfühlend. »Ich habe sie nie kennengelernt, wie Sie wissen. Wie lautet nun Ihre Frage?«

Sie trank einen Schluck Wasser. Was konnte schlimmstenfalls passieren? Dass er beleidigt wäre, weil sie gefragt hatte und er nichts tun konnte. »Gibt es irgendeine Möglichkeit, dass Sie dank Ihrer Verbindungen herausfinden, ob Keisha kurz vor ihrem Tod abgetrieben hat oder nicht?«

Er antwortete, ohne mit der Wimper zu zucken. »Schon möglich.«

Während der Kellner die Salate servierte, schwieg Sage. Als Dr. Garron seine Gabel aufnahm, sagte sie: »Und?«

Er spießte ein Stückchen Blauschimmelkäse auf, legte dann langsam seine Gabel hin und tupfte sich die Mundwinkel mit der meerblauen Serviette ab. »Waren Sie schon mal schwanger, Sage?«

»Fragen Sie, ob ich Keishas Situation nachempfinden kann? Ich verurteile sie nicht für die Abtreibung, ich möchte nur herausfinden –«

Er schnitt ihr mit erhobener Hand das Wort ab. »Ich frage nur, ob Sie schon einmal schwanger waren.«

»Nein.«

Er nickte bedächtig. »Haben Sie je versucht, es zu werden?«

»Ähm, nein. Ich hatte noch nie eine Beziehung, die fest genug dafür gewesen wäre.«

»Sie brauchen keine feste Beziehung. Sie sind jung.«

Worauf wollte er hinaus? »Ich möchte heiraten, bevor ich Kinder bekomme.«

»Das ist normal. Aber wie alt sind Sie? Sechszwanzig?«

»Siebenundzwanzig.« Sie hätte sich auf ihrem Stuhl winden können. Er war nicht ihr Vater. Er war nicht ihr Arzt. Was sollte das? »Können Sie mir mit Keisha weiterhelfen, Dr. Garron?«

»Aber Sage, was würde diese Information ändern? Ob Keisha nun eine Abtreibung hatte oder nicht – würde sie das zurückbringen?« Er sprach leise, und seine grauen Augen waren wieder sanft.

»Natürlich nicht. Aber ich muss wissen, warum sie starb.«

»Sie starb entweder aus Angst oder aus Naivität, wahrscheinlich aus einer Kombination von beidem.« Er griff erneut nach ihrer Hand. »Müssen Sie das wissen?«

Sage sah aus dem Fenster. »Ich bin mir auf einmal nicht mehr so sicher«, antwortete sie leise. Ihr Blick wanderte zu dem Mann in der Lederjacke, der an der überfüllten Straßenecke gegenüber stand. »Das war aber ein schnelles Vorstellungsgespräch.«

»Oder Ihr Freund ist ein Lügner.«

Sie blinzelte überrascht. »Wie kommen Sie darauf?«

Er seufzte, als wollte er eigentlich nichts weiter sagen. »Niemand mit Namen John Christiano war jemals am Culinary Institute eingeschrieben.«

Ich habe am Culinary Institute von Nonna Cardinale gelernt.

»Ich weiß«, gab sie zu und war nicht überrascht, dass er Johnnys Hintergrund überprüft hatte. Wie viel wusste er über die berufliche Tätigkeit ihres »Freundes«? Er war ebenso gründlich wie intelligent. »Aber er ist ein sehr guter Koch.«

»Außerdem hat er nirgendwo in Boston eine Adresse. Wussten Sie das?«

Nein. Aber woher wusste *er* das? »Er ist erst kürzlich von New York hierher gezogen.«

»Er hat auch im Staate New York keine Adresse.« Er hob die Gabel an den Mund und fügte hinzu: »Und auch sonst nirgends in den Vereinigten Staaten.«

Verärgerung wallte in ihr auf. »Wozu diese Überprüfung? Weil Sie ihn für ein Vorstellungsgespräch empfohlen haben?«

»Ich tue, was jeder Vater tun würde.« Sein Tonfall wurde sanfter. »Zumal es so aussieht, als hätten Sie niemanden mehr, der auf Sie aufpasst.«

»Alonzo, ich schlafe nicht mit ihm, und wenn ich es tun würde, ginge Sie das nichts an.«

»Jemand musste Ihnen sagen, dass dieser junge Mann dort draußen« – er wandte den Blick zu Johnny – »nicht das ist, was er zu sein vorgibt.«

Irgendwo ganz tief im Innersten wusste sie, dass er die Wahrheit sagte. Und die Wahrheit konnte sie nicht ignorieren. *Niemals*.

»Ich tue mein Bestes, um diese andere Sache für Sie zu klären«, fügte er hinzu.

13

Was auch immer dieser Arzt ihr gesagt haben mochte, es hatte ihr offenbar die Sprache verschlagen, denn auf dem Weg nach Brookline war Sage ungewöhnlich still. Johnny stellte ihr ein paar Fragen, erhielt aber nur einsilbige Antworten.

Noch seltsamer aber war, dass sie ihm nicht tausend Fragen über das Vorstellungsgespräch stellte. Es war so kurz, hektisch und unangenehm gewesen, dass er ziemlich sicher war, dass Hendrick Kane gar niemanden brauchte und sich nur von Garron hatte überreden lassen.

Egal. Sage war schweigsam, und Johnny gefiel das nicht.

»Was habt ihr gegessen?«, erkundigte er sich und widerstand dem Drang, seine Hand in ihre zu schieben oder den Arm um sie zu legen.

Sie sah zu ihm auf, ihre haselnussbraunen Augen bildeten einen faszinierenden Kontrast zu ihrem efeugrünen Pullover. »Ist das alles, was dich interessiert?«

»Puh! Das ist hart.«

»Ich weiß nicht mehr, was wir hatten«, sagte sie. »Irgendwas.«

Am Essen selbst konnte diese sonderbare Vergesslichkeit nicht liegen. »Ich stelle jetzt mal eine wilde Vermutung an: Sean Connery hat dir nicht gegeben, was du von ihm wolltest.«

»Ich habe bekommen, was ich wollte. Er wird mir helfen.«

»Gut.« Johnny blickte durch das Fenster des Waggons nach draußen, wo Wäschereien, Blumenläden und anheimelnde kleine Feinkostgeschäfte vorbeizogen. »Hat er dir erzählt, dass er verheiratet ist?«

Er spürte ihren Blick. »Was ist los mit euch beiden? Spioniert ihr euch gegenseitig aus? Woher weißt du denn irgendetwas über ihn?«

»So, er hat mich also überprüft, was?«

»Jedenfalls hat er herausbekommen, dass das mit deiner Ausbildung gelogen war.«

Und hatte trotzdem den Gesprächstermin vermittelt. Nur um mit ihr allein sein zu können? »Worüber habt ihr sonst noch gesprochen?« Zum Beispiel darüber, warum er Personenschutz für sie bezahlte, ohne dass sie etwas davon wusste?

»Seine neue Praxis.«

Johnny nickte wissend. »Gynäkologie.« In seiner Stimme schwang offenbar so viel Skepsis mit, dass Sage sofort auf Abwehr umschaltete.

»Er hat sich auf Kinderwunschbehandlungen spezialisiert«, schob sie schnell nach. »Er hilft Frauen, Babys zu bekommen. Vielen erfüllt er damit einen Lebens Traum.«

»Da steckt viel Geld drin.« Zumindest genug, um sich einen Rund-um-die-Uhr-Schutz leisten zu können. »He, die nächste Haltestelle ist Washington Square«, sagte er. »Da wohnt –«

»Weißt du, Johnny ...« Sie war offensichtlich mit ihren Gedanken ganz woanders. »Ich möchte immer noch gern mit den Leuten von der Website reden.«

»Tja, da kann ich dir leider nicht mehr helfen, Baby.«

»Warum nicht?«

»Ich habe gekündigt.« Auf ihren überraschten Blick hin fügte er hinzu: »Ich dachte, du würdest dich freuen.«

»Mich freuen? Mir ist es völlig egal, wo du arbeitest oder was du tust. Aber du bist – du warst – meine einzige Verbindung zu der Firma, und ich glaube immer noch, dass ich dort jemanden finden würde, der mehr über die Nacht weiß, in der Keisha entführt, oder besser gesagt: nicht entführt wurde.«

»Nun, ich habe jedenfalls gekündigt.«

»Warum?«

Er tätschelte ihre Hand. »Weil du es schrecklich fandest.«

Sie musste wider Willen lächeln. »Du bist nicht mein Freund, Johnny.«

»Man soll die Hoffnung nie aufgeben.«

Sie kamen am Washington Square an, und nachdem sie die Bahn durch die hinterste Tür verlassen hatten, folgte er ihr bis zu dem vierzehnstöckigen grau-weißen Kasten, in dem Ashley wohnte. Sie warteten, bis die Fußgängerampel grün wurde, ehe sie die Beacon Street überquerten. Als ihnen

eine Gruppe großflächig tätowierter Punks entgegenkam, von denen einer Sage von oben bis unten unverhohlen musterte, baute sich Johnny unwillkürlich neben ihr auf, sodass er sofort zugreifen und jegliche Bedrohung im Keim ersticken könnte.

An dem Hochhaus angekommen, drückten sie die Klingel von A. McCafferty, aber niemand antwortete. Es gab keinen Wächter und natürlich auch keinen Portier, und Johnny kannte den Code für die Eingangstür nicht. Dafür hielt ihnen die erste Person, die aus dem Haus trat, ein schnöseliger Collegestudent mit Handy am Ohr, die Glastür auf, ohne auch nur einen Blick auf ihre Gesichter zu werfen. So viel zum Thema Sicherheit in Wohnblocks.

»Wohnung Nummer fünfhundertzwanzig«, sagte er und führte sie zum Aufzug.

»Woher weißt du das?«, fragte sie und drückte den Knopf. »Wohnungsnummern stehen nicht im Telefonbuch.«

»Ich war im Internet, während ich im Ritz auf dich gewartet habe. Da findet man alles, wenn man weiß, wo man suchen muss.«

»Wann hast du das denn gemacht?« Sie drückte erneut auf den Knopf, als könnte sie den Prozess damit beschleunigen. »Du hast schon draußen an der Straßenecke gewartet, da kamen wir gerade zum Hauptgang.«

Ein Mann gesellte sich zu ihnen, und zwei ältere Damen traten aus einer Tür, in Handtücher gewickelt und nach Chlor riechend, sodass ihm eine weitere Lüge erspart blieb. Er hatte die Nase voll davon, sie ständig anzulügen. Undercoverar-

beit war ihm wirklich zuwider, nie wieder wollte er so einen Auftrag übernehmen.

Im vierten Stock stiegen sie aus dem Aufzug aus und blickten auf einen langen Flur, der mit grauem Teppichboden ausgelegt war und sich nach links und rechts erstreckte, mit beigen Wänden und braunen Türen.

Bei der Nummer fünfhundertzwanzig, unweit des Treppenhauses am Ende des Flurs, klopfen sie an. Sage trat von einem Fuß auf den anderen, mit jedem unbeantworteten Klopfen wurde ihre Ungeduld größer. Am Ende hieb sie mit der Faust gegen die Tür.

»Ashley! Hier ist Sage Valentine. Bist du da? Hallo!« Mit diesem frustrierten Ausruf packte sie den Türknauf, um daran zu rütteln, und stieß einen überraschten Laut aus, als er sich widerstandslos drehen ließ. »Es ist nicht abgeschlossen.«

Johnny fasste unwillkürlich an seine Hüfte und schloss die Finger über seiner Waffe, ehe er Sage beiseiteschob. »Ashley?«, rief er und öffnete Stück für Stück die Tür. Er sah Sage an, während er langsam die Glock zog, und sein Blick bedeutete ihr, zu bleiben, wo sie war. »Jemand zu Hause?«

Unter seinem Stiefel knirschte Glas. Es war überall. Der gesamte Eingang der kleinen modernen Wohnung war von durchsichtigen Splittern übersät. Er hob die Waffe mit beiden Händen und machte einen Schritt vorwärts, den Blick auf das leere Wohnzimmer gerichtet, in das durch eine breite Panoramascheibe Sonnenlicht fiel, und das im Dunkeln liegende Schlafzimmer rechts davon.

»Um Gottes willen!«, flüsterte Sage hinter ihm. »Schau dir das an.«

An der Wand neben der Tür hing ein gerahmtes Poster, schief und mit zerbrochenem Glas. Diesmal waren die hübschen Gesichter überkritzelt.

Huren müssen sterben.

»Streng genommen ist das kein Tatort«, erklärte Detective Cervaris, als sie Stunden später die Tür zu Ashleys Wohnung hinter sich schlossen. Sage kämpfte bereits mit Hunger und Müdigkeit. »Sie ist nicht als vermisst gemeldet.«

Sage hätte ihn am liebsten an seiner wettergegerbten Kehle gepackt und geschüttelt. »Aber wo ist sie?«

Er nickte ihr beschwichtigend zu. »Ich verstehe Ihre Besorgnis, Miss Valentine, und glauben Sie bitte nicht, ich würde das hier ...« Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter zu der Wohnungstür. »... für eine Form von moderner Kunst halten. Ich erkenne da durchaus ein Muster. Wie gesagt, ich werde mit den richtigen Leuten bei den New England Blizzards sprechen –«

»Den Snow Bunnies«, unterbrach sie ihn. »Das ist im Grunde eine eigenständige Organisation.«

Er hob die Hand und schloss kurz die Augen, als ob er angesichts der Unterbrechungen mit seiner schier übermenschlichen Geduld bald am Ende sei. Tja, dann war das eben so. Das hier war für ihn der zweite ungewöhnliche Einbruch binnen drei Tagen. Und als erfahrener Ermittler musste er einfach einen Zusammenhang erkennen, auch wenn Ashley nicht als vermisst gemeldet war und ihr Kalender unter dem aktuellen Datum einen schwarzen Balken und die

Notiz »Abholen um 8:45« aufwies. Seiner Ansicht nach bedeutete das, dass sie die Stadt verlassen hatte. Für Sage klang das eher nach einer Erinnerung, Kleider aus der Reinigung zu holen.

Von den Glassplittern und der schwarzen Schrift abgesehen, gab es nichts Auffälliges in der Wohnung. Bis auf diesen Vandalismus gab es keinen Hinweis auf ein Verbrechen.

»Wir werden sie finden, wir werden uns mit Menschen in Verbindung setzen, die sie kennen«, sagte der Kriminalbeamte zu Johnny. »Dann sehen wir weiter.«

»Sie haben unsere Mobilnummern«, sagte Johnny. »Bitten rufen Sie uns an, wenn Sie etwas finden. Wenn wir helfen können, tun wir das gern.«

Wir, wir, wir. Seit wann gab es ein *Wir*? Sage wusste, dass es sinnlos war, sich hier auf dem Flur mit einem alten Detective und einem jungen selbst ernannten Freund anzulegen. Letzteren würde sie vor die Tür setzen, sobald sie zu Hause wären.

Oder sie würde ihn für sich kochen lassen, mit ihm scherzen und sich süße Creme auf die Brüste streichen lassen. Trostessen, tröstende Gespräche und dazu Sex.

Sie war noch immer in Gedanken bei dem zerfetzten Poster in Ashleys Wohnung, als sie aus dem Gebäude traten und Johnny sie auf ein Taxi zulenkte, das an der Ecke wartete. In Brookline reagierten Taxifahrer nicht auf Winken.

»Hast du ein Taxi gerufen?«, fragte sie.

Er öffnete die Fondtür. »Du bist nicht in der Verfassung, jetzt mit der Bahn zu fahren.«

Sie wollte schon widersprechen, doch ihr Verstand gebot ihr, den Mund zu halten und auf die ramponierte Rückbank zu klettern. Sie starrte auf die hellgraue Fassade der All-Saints-Kirche.

»Zum Eliot Hotel«, wies Johnny den Fahrer an. »In Back Bay.«

Sie löste den Blick von der Kirche. »Wir fahren in ein Hotel?«

»Ich möchte nicht, dass du dich heute in deiner Wohnung aufhältst. Anderswo bist du sicherer.«

»Wie bitte?« Fast hätte sie sich an der Frage verschluckt. »Werde ich gar nicht mehr gefragt? Und seit wann bist du mein persönlicher Sicherheitsbeauftragter?«

Er schenkte ihr ein liebenswürdiges, schiefes Lächeln und berührte mit einer Fingerspitze ihre Wange. »Baby, lass mich heute Nacht für dich sorgen.« Der Kuss auf ihrer Schläfe war so zart, dass sie ihn kaum spürte. »Das ist mein Job.«

Ein Strudel aus lauter unbeantworteten Fragen drehte sich in ihrem Kopf, zusammen mit der Erinnerung an Alonzos Warnung vor Johnny, dem Bild von bösen, hasserfüllten Worten, geschmiert über wunderschöne Gesichter, und einer neongrünen Karteikarte in einem schaurigen Aufzug. Doch jetzt konnte sie nichts anderes tun, als die Augen zu schließen und den Duft seiner Lederjacke einzuatmen, der sich mit dem Tannearoma des Lufterfrischers im Taxi und einem Hauch von Frucht aus seinem Haar vermischte; offenbar hatte er ihr Shampoo benutzt.

Sie sagte nichts, hielt die Augen geschlossen und hatte schon gar keine Lust zu streiten. Stattdessen horchte sie auf das Poltern des Zuges, der parallel zur Straße fuhr, und die ersten paar Regentropfen, die auf das Autodach fielen. Johnnys Hände fanden ihren Nacken und massierten sanft ihre verspannten Muskeln.

Das ist mein Job.

Trost. Sicherheit. Sinnlichkeit.

Sie spürte, wie sie sich in das Sicherheitsnetz sinken ließ, das er ihr anbot. Sie betrachtete die markante Kontur seines Kinns, die dichten Wimpern, erwiderte den durchdringenden Blick aus seinen Augen. Er schlang den anderen Arm um sie und küsste sie so zart, dass es ihr für einen Moment egal war, ob das »sein Job« war.

Es war so verdammt schön.

Ein leises Schnurren stieg aus ihrer Kehle, als er mit der Zunge über ihre Lippen fuhr, um sie dann in ihren Mund zu tauchen. Instinktiv bäumte sie sich ihm entgegen, wand ihre Hände um seinen Nacken und vergrub die Finger in seinem Haar, um ihn an sich zu ziehen. Er teilte ihre Jeansjacke und küsste sie von der Halsbeuge bis hinunter zum Brustansatz. Als er seine Hand über einem Busen schloss, jagte sofort eine Schockwelle durch ihren Angorapulli und direkt in ihren Unterleib. Ihre Brust streichelnd, hob er den Kopf. Seine Augen waren von der gleichen Erregung verdunkelt, die auch ihr Herz wie wild pochen ließ. Sie konnte kaum noch stillhalten.

Oh ja! Das war sein Job. Er war ein Profi.

Er sagte kein Wort. Lächelte nicht. Atmete nicht. Er streichelte nur quälend mit dem Daumen über die weiche Wolle, und ihr Nippel stellte sich auf.

Sie hatte es noch nie in einem Taxi gemacht. Er wahrscheinlich schon oft. Bestimmt hatte er sogar Kondome dabei. Sie wollte ihn. Sie wollte ihn wirklich. Die ganze Zeit schon. Also warum nicht jetzt? Warum nicht hier?

Sie lugte über seine Schulter. Durch den Regen erkannte sie den Kendall Square. Ihnen blieben zehn Minuten bis Back Bay, vielleicht auch fünfzehn, wenn um die Universität herum viel Verkehr war. Wegen des Regens vielleicht sogar zwanzig. Das war Zeit genug. Sie ließ ihren Kopf zurücksinken, um ihn noch näher an sich heranzulassen.

Er legte seine warme Hand auf ihr Dekolleté und schob seine Finger in den V-Ausschnitt ihres Pullovers. »Komm her, meine Süße«, flüsterte er. »Ich will dich küssen. Ich will dich berühren.«

Oh Mann, er war so gut! Sie teilte ihre Lippen und schloss die Augen, und sein Mund brannte auf ihrem, im gleichen Moment, in dem auch seine Hand ihre Brust erreichte. Er rieb ihren Nippel, kitzelte ihre Zunge, und sie verlor jegliche Kontrolle.

Feuchte sammelte sich zwischen ihren Beinen, und ein mächtiger, fast schmerzhafter Impuls ließ ihre Muskeln fest werden. Sie grub eine Hand tiefer in sein dichtes Haar und presste die andere flach auf seine Brust, um dann hinunterzuwandern, weil sie die Erektion spüren wollte, die er gewiss längst hatte. Den Beweis dafür, dass er sie ebenso beehrte wie sie ihn.

Aber daran gab es keinen Zweifel, nicht jetzt, nicht hier. Er stöhnte leise, als sie sein Glied zum ersten Mal rieb, dann übernahm ihr Instinkt die Führung, und sie schlang ein Bein über seinen Schoß. Sie wollte ihn spüren, sich an ihn drücken, bis das Feuer aufloderte.

Regen rann über die Scheiben, Autos, Läden und Häuser rauschten vorbei, der Fahrer war längst vergessen. Sage küsste Johnny, während er sie über und unter dem Pullover streichelte, sie setzte sich rittlings auf ihn, während sein Glied sich härter und größer in ihren Schritt drückte. Schweiß und Hitze gingen von ihm aus, leises Stöhnen, geflüsterte Worte und viele, viele feuchte Küsse. Noch hatten sie alle Kleider an, die letzte Grenze nicht überschritten, und doch war der Akt so intim und intensiv, dass sie alles daran geben musste, um nicht laut zu schreien, als sich ein Orgasmus ankündigte.

Sie packte sein Haar, riss seinen Kopf zu sich, um seinen Mund auf ihren zu pressen. Sie wollte nur noch nehmen und stoßen und in ihm versinken und sich dem angestauten Druck hingeben.

»Nein, nein, Baby.« Er schob sie neben sich zurück auf die Bank. »Warte!«

»Was? Warum?« Sie brachte die Worte nur mit Mühe heraus.

»Ich kann nicht ...«

Sie strich sich eine feuchte Haarsträhne aus dem Gesicht, während die Muskeln in ihrem Unterleib zuckten und spannten und das Gefühl der rückhaltlosen Hingabe, das sie eben noch empfunden hatte, in Frust und Enttäuschung umschlug.

»Was meinst du damit, du kannst nicht? Du meinst, du bumst nicht in Taxis herum? Gehört das nicht zu deinem Job?«

»Hör auf!«

Die Hitze schlug in eisige Enttäuschung um und verwandelte sich schließlich in Wut. Sie boxte seinen Arm etwas heftiger als nötig. »Muss ich dich bezahlen?« Der vorenthaltene Höhepunkt machte sie besonders giftig.

Mit mahlendem Kiefer und vortretenden Halsmuskeln startete er sie an. »Hör auf, Sage!«

Sie wollte aber nicht aufhören. Sie hieb mit Wucht auf den Sitz und wandte sich zum Fenster, genau in dem Moment, als das Taxi vor dem eleganten Eingang des Eliot Hotel hielt. Der Taxifahrer nannte den Fahrpreis, aber Johnny regte sich nicht.

Stattdessen wurde seine Miene hart. »Meinst du wirklich, ich betrachte das hier als Arbeit? Denkst du das?«

»Ich habe vor rund fünfzehn Minuten beschlossen, mit dem Denken aufzuhören. Und schau, wohin das geführt hat.«

Er stieß einen verächtlichen Atemzug aus. »Ach komm, Sage.«

»Ach, auf einmal bin ich Sage. Was ist mit Zuckerschnecke und Schatzilein?«

»Du bist zu gut für so was«, sagte er mit angestrenzter Stimme, so leise, dass es kaum ein Flüstern war. »Für so ... etwas.«

»Oh bitte«, erwiderte sie und maskierte ihre Enttäuschung mit Verachtung. »Was für ein Schwachsinn! Letztens war ich auch nicht zu gut.«

Wortlos legte er seinen Zeigefinger auf ihre Unterlippe, schob ihn in ihren Mund und ließ ihn um ihre Zungenspitze kreisen. Was sollte das werden, wollte er sie umbringen? »Jetzt ist es anders. Ich kenne dich. Ich mag dich wirklich.«

Was? Er konnte nur mit Fremden gegen Bares? Schön. Sie würde ihm ohne Weiteres eine Hundertdollarnote in die Unterhose schieben, wenn er sie dann kommen lassen würde.

Ehe er noch etwas sagen konnte, griff sie ihm zwischen die Beine und packte sein Glied. Im selben Moment sog sie mit einem lauten Schmatzgeräusch seinen Finger in ihren Mund. Sein Unterkiefer entspannte sich schlagartig, während er mit halb geschlossenen Augen zusah, wie sie an seinem Finger lutschte. Unterdessen wuchs seine Erektion unter ihrem Griff zu einem Baumstumpf heran.

»Ich sagte, das macht zwölf fünfzig«, meldete sich der Fahrer leicht genervt.

»Okay«, flüsterte Johnny. Er schob einen Zwanzigdollar-schein durch die Plastiköffnung, schloss dann seine Finger über ihren und drückte ihre Hand auf seine Erektion. »Gehen wir.«

Er stieg als Erster aus und reichte ihr die Hand. Noch ehe ihnen der zweite Regentropfen auf den Kopf fiel, stand ein schwergewichtiger Portier mit einem Schirm bereit und öffnete die mit Messing verzierte Eingangstür zu der dämmrig beleuchteten Marmor- und Mahagonie-Lobby. Das Eliot war einer der besten Geheimtipps der Stadt. Wie lange würde es wohl dauern, hier ein Zimmer zu bekommen?

Hinter einem altmodischen Empfangstresen mit Schlüsselfächern lächelte ein Mann. »'n Abend, Mr Christiano.« Er sah Sage an. »Miss.«

Johnny wohnte hier?

Sie blickte fragend zu ihm auf, doch er hielt sie fest im Arm und wirbelte sie förmlich herum zu einer gewundenen Treppe mit verziertem Messinggeländer. »Mein Zimmer ist im ersten Stock«, sagte er und drängte sie weiter.

Fast wäre sie über den dicken Perserteppich gestolpert. »Du hast ein Zimmer hier?«

»Eine Suite, genau genommen.«

»Eine *Suite*? Im Eliot? Sie zögerte, doch er trieb sie weiter, seine Schritte ebenso ungeduldig wie ihr bebender Körper, seine Aufmerksamkeit frontal nach vorne gerichtet, vermutlich in Richtung seines Zimmers. Seiner Suite. Doch dann surrten die Fragen in ihrem Kopf plötzlich lauter als die sexuelle Erregung in ihrem Unterleib.

»Wie – kannst du dir das leisten?« Die Suiten kosteten mindestens dreihundert Dollar pro Nacht. »Wie lange wohnst du schon hier? Gehört das zum Auftrag, ich meine, bringst du die Frauen nach der Rettung hierher? Hast du –«

Er stieß sie gegen eine Tür. »Sei still, Sage!«

Um sicherzugehen, verschloss er ihren Mund mit einem Kuss, so lange und so tief, dass sie kaum atmen, geschweige denn sprechen konnte. Sie spürte, wie er in ihrem Rücken mit einem Schlüssel hantierte, dann gab die Tür nach, und er schob sie rückwärts in einen stockdunklen Raum.

Das Dunkel roch nach Holz und Seide, nach schweren Möbeln.

Woher nahm er das Geld?

Sie verdrängte die bohrenden Fragen in ein Hinterstübchen ihres Hirns und gab sich dem Gefühl seines Mundes hin, seines geschickten, begabten Mundes. Er öffnete ihre Jacke und sog an ihrer Zunge, während er ihr die Ärmel über die Arme zog. Sie folgte den Bewegungen, riss sich die Jacke vom Leib und warf sie zu Boden.

Ihr schwerer Atem erfüllte den Raum, zu hören war sonst nur noch das Rascheln der Kleidung und Sages frustriertes Stöhnen, als Johnny sie losließ, um die Tür zu verriegeln.

»Komm her!«, befahl er, sobald sie eingeschlossen waren, und zog ihr mit einem Ruck den Pullover hoch. Der zarte Angoraflaum blieb an ihren feuchten Lippen haften, als sie in ungeduldiger Erwartung die Arme hob.

Nachdem der Pullover davongesegelt war, griff er nach ihrem BH-Verschluss, doch sie zerrte an seinem T-Shirt. Er ließ zu, dass sie es ihm über den Kopf zog, und machte sich dann wieder an ihrem Verschluss zu schaffen. Dabei drängte er sie rückwärts durch das dunkle Zimmer, durch eine offene Schiebetür, bis er den BH geöffnet und sie sich herausgewunden hatte. Eine Bettkante traf sie in den Kniekehlen, und sie ließ sich rücklings fallen, nicht ohne ihn mit sich zu ziehen. Weiche Kissen aus Brokat und Seide schmiegteten sich an ihren Rücken, der von Johnnys schlankem, festem Körper niedergedrückt wurde.

»Warte«, flüsterte er und langte zum Nachttisch. »Jetzt, Baby«, murmelte er, als er wieder auf sie stieg. »Jetzt und hier.« Der Anflug von Raserei in seiner Stimme gab ihr fast den Rest. Dann schloss er beide Hände um ihre Brüste, küsst-

te ihre Wange, ihre Ohren und rieb sein Becken an ihrem.
»Du bist einfach vollkommen.«

Sie war alles andere als das, aber solche Sprüche gehörten wohl zu seiner Masche. Nein, nein, jetzt nicht daran denken. Nicht an seine Masche oder seine Frauen oder seinen Job denken. Gar nicht denken. Nur fühlen und genießen.

Er drückte ihre Brüste zusammen und fuhr mit der Zunge über den Spalt, leckte an einem Nippel, dann am anderen, in schnellen, kurzen Zügen, als könnte er nicht genug bekommen.

Vielleicht war das ja auch ein Trick.

Seine Hände bebten, als er den Knopf an ihrer tief sitzenden Jeans öffnete, am Reißverschluss fummelte und seine Finger in ihr Höschchen schob. Seine raschen, unkontrollierten Atemzüge wurden von einem tiefen, langen Stöhnen abgelöst, das viel zu echt klang, um einstudiert zu sein. Es konnte unmöglich sein, dass er das bei seinem Job gelernt hatte.

Oder doch?

Er legte die Hand auf ihren Venushügel und schob dann erst einen, dann zwei Finger in sie hinein. Unterdessen sog er wild an ihrem Nippel, als wollte er unbedingt ein Zeichen auf ihrem Körper hinterlassen. Sie schaukelte gegen seine Hand und nestelte an seiner Hose herum, in dem Versuch, ihn auszuziehen, während er gleichzeitig an ihren Jeans zog und immerhin ein Bein freibekam. Seine gierige Verzweiflung machte sie so scharf, dass sie fast in seine Hand kam.

Sie zog den Reißverschluss auf und befreite seinen harten, heißen Schaft, packte und massierte ihn, bis Johnny am ganzen Körper vibrierte. »Das spielst du nicht vor, oder?«

Er brachte ein raues Lachen heraus. »Nein.« Das Wort kam erstickt, während er sich mit aller Kraft in ihre Hand schob, voll und hart und dick angeschwollen. Mit einem weiteren Dreh war er seine Hose los und brachte ein Kondom zum Vorschein. Oh Mann, all diese Tricks, all diese gekonnten Bewegungen.

Sie musste aufhören, daran zu denken, wie er all das übte und tagtäglich ausübte. Sie musste damit *aufhören*.

»Aufhören?«, fragte er. »Jetzt?«

»Hab ich das gesagt?«

Er nickte, einen Anflug von Panik in den Augen. »Ich kann das. Sofort.«

Um Gottes willen! Das war bislang sein bester Trick. Der süße, nette Callboy mit dem Beschützerinstinkt, der den Rausch sofort beenden konnte, wenn die Kundin es wollte.

»Nein, nein«, versicherte sie ihm. »Ich will nur nicht mehr daran denken, wie ...« Sie berührte seine Wangen, seinen Mund, sein Kinn. »Bitte! Komm!«

Er streifte seine Boxershorts ab und das Kondom über, dann spreizte er mit einer geschickten Bewegung seines Knies ihre Beine, während an einer Wade noch ihre Jeans baumelte.

»Ich weiß, was du denkst, Sage«, sagte er und rieb sich an der feuchten Glätte zwischen ihren Beinen. Seine Erektion war jetzt unglaublich, fast bedrohlich groß.

»Nein, weißt du nicht.« Sie hob ihre Hüften, um ihn aufzunehmen. »Aber das ist mir auch egal.«

»Oh doch, ich weiß es«, sagte er und öffnete sie mit der Spitze. »Und es ist dir nicht egal.«

Er versenkte sich mit einem langen, tief zufriedenen Stöhnen in sie. Der Umfang seines Schwanzes dehnte ihre Muskeln, und seine Spitze reichte bis zu ihrem Bauch. In Lust und Schmerz vereint, prallten ihre Becken bei jedem Stoß heftig aufeinander. Er küsste sie, hielt sie und erfüllte sie so sehr, dass sie sich nur noch ergeben wollte.

Es war ihr egal, wie er sein Geld verdiente, wer er war, wie er lebte. Sie drückte seine Schultern, seine Hüften, seinen Schwanz und ließ die erste Welle über sich rollen, die sie höher und immer höher trug, bis zum Höhepunkt, der sie in einen Strudel aus purer Ekstase riss.

Er kam Sekunden später, mit verzerrtem Gesicht, geschlossenen Augen und die starken Muskeln an seinem Hals angespannt im vergeblichen Kampf um Beherrschung. Dann brach er schweißüberströmt und erschöpft über ihr zusammen.

Lange Zeit war nichts zu hören außer keuchendem Atmen und Herzklopfen. Irgendwann gelang es ihm, eine Haarsträhne zurückzustreichen und seine Lippen auf ihre Wange zu drücken.

»He«, stieß er aus.

»Selber he.« Es war ihr egal, dass schon allein sein Anblick ihr einen Schlag in die Magenröhre versetzte. Er sah so verdammt gut aus mit seinem feuchten schwarzen Haar, das ihm über die Augen fiel. Und es war ihr egal, dass seine erste Frage bestimmt lauten würde: *War es gut für dich, Süße?*

Er verlagerte sein Gewicht etwas, um sie zu entlasten, blieb aber in ihr, ganz tief und immer noch steif. »Weißt du was?«, flüsterte er.

»Was denn?« *Du bist was Besonderes, Puppe. Das war toll, Schätzchen.*

»Jetzt bin ich dein Freund, Sage.«

14

»Mein Freund? Machst du Witze?« Sage lachte, er glitt zur Hälfte aus ihr heraus und deutete sogleich mit einem Stoß an, dass er ohne Pause weitermachen könnte.

»Fühlt sich das wie ein Witz an?«

»Warum willst du denn unbedingt mein Freund sein?«

Sag die Wahrheit, wann immer du kannst, ganz gleich wie heikel die Situation ist. »Damit ich rund um die Uhr mit dir zusammen sein kann.«

Im Schein des Mondes, der durch die transparenten Vorhänge leuchtete, genoss er ihre zarten Züge, ganz rosig, nachdem sie so heftig gekommen war. Ein paar blonde Strähnen klebten an diesen unglaublichen Wangenknochen. Mann, wer würde nicht ihr Freund sein wollen! Und das war nur ihr Gesicht. Alles Übrige an ihr war ebenso köstlich. Schmal, mit ein paar wohlproportionierten Kurven. Fest. Heiß. Süß.

Sein Schwanz regte sich zustimmend. »Rund um die Uhr«, wiederholte er. »Das möchte ich.«

Sie drehte sich, um sich von ihm zu lösen, und entzog ihre warme, seidige Hülle.

»Ich glaube dir nicht mal die Hälfte von dem, was du erzählst. Du arbeitest für irgendeine Fantasiefirma oder hast für sie gearbeitet und wer weiß was alles für sie getan. Du

hast eine Suite in einem Nobelhotel, fährst aber einen gemieteten Toyota. Du behauptest, du hättest eine Kochschule besucht, du trägst einen Revolver –«

»Genau genommen, ist es eine Pistole.«

»Von mir aus eine Pistole – jedenfalls schießt das Ding. Du bewegst dich an einem Tatort, als wärst du von der New Yorker Kripo, und du ... du ...«

»Ich habe einen schwarzen Gürtel in Shaolin-Kung-Fu. Und ich kann einen Käsekuchen, der dich noch mal zum Orgasmus bringen würde.« Er stützte sich auf den Ellbogen.

»So was nennt man Universalgenie.«

Sie lachte wieder. »Oder Betrüger.«

Oder den lausigsten Undercoveragenten in der Geschichte von Bullet Catcher. »He, ich weiß, ich bin dir ein bisschen zu professionell, aber ich bin ein guter Kerl, ehrlich.« Er ließ einen Finger über ihre Wange wandern und strich über ihre Unterlippe, die von seinen Küssen ganz geschwollen war. »Ich bin gut in vielen Dingen, die dich glücklich machen.«

»Und du willst mein Freund sein.«

»Ich möchte dich was fragen. Machst du es jedem so schwer, der dich mag, oder bin ich da eine Ausnahme?«

Sie berührte sein Gesicht. »Du bist eine Ausnahme.«

Mit einem lauten Seufzer der Erleichterung zog er seinen Ellbogen weg und ließ sich mit dem Kopf auf das Kissen neben ihr fallen. »Gott sei Dank!«

»Aber ich möchte eigentlich keinen Freund. Die sind mir oft im Weg.«

Er streckte die Arme nach ihr aus und drehte sie auf die Seite, sodass sie ihn ansah. »Dann lass uns doch einfach lie-

bende Freunde bleiben. Mir ist es egal, wie du mich nennst, ich möchte einfach bei dir bleiben. Und ich werde dir nicht im Weg sein.«

»Du bist mir dauernd im Weg«, sagte sie und schloss die Augen mit einem Lächeln, das den Satz glatt widerlegte. »Also dann, mein Freund. Wie lautet dein zweiter Vorname?«

»Anthony. Ich heiße John Anthony Christiano. Ich bin einunddreißig, ein Meter fünfundachtzig groß, war nie verheiratet, und ich liebe ...« Er beugte sich näher zu ihrem Ohr. »Jetzt kommt ein großes Geheimnis, etwas, das ich nur meiner Freundin verraten würde. Meine große persönliche Enthüllung. Bist du so weit?«

Sie nickte grinsend. »Schieß los!«

»Ich höre Dean Martin.«

»Dean Martin? Ist der nicht längst tot?«

»Gute Musik ist unsterblich.«

Sie lachte leise und sah ihn mit einem Ausdruck von Mitgefühl an. »Johnny, es tut mir leid, dass ich dich wegen deiner Schwester so gelöchert habe.«

Wie kam sie denn jetzt darauf? »Ist schon in Ordnung.« Er schwang sich aus dem Bett und fing an, die Dekokissen auf den Boden zu werfen. »Warum ziehst du dich nicht endgültig aus und kommst unter meine Decke?«

Sie rührte sich nicht. »Du willst nicht darüber reden, nicht wahr?«

Nein, das wollte er nicht. »Komm schon, Engelchen.« Er schlug die Tagesdecke um, so weit es ging, und zog dann

daran. »Die Laken hier sind unglaublich, und ich möchte dich ganz nackt sehen.«

»Damit wären wir beim nächsten Punkt.« Sie rollte sich zur Seite. »Wie kannst du dir dieses Hotel leisten?«

»Komm! Ich explodiere gleich.« Er zerrte so fest an der Decke, dass Sage den Halt verlor. »Sonst schnapp ich dich und rei dir die Klamotten vom Leib.«

Widerstrebend kletterte sie vom Bett, und er zog das schwere Plaid herunter und ließ es zu Boden fallen. Sage kickte unterdessen den verbliebenen Schuh vom Fuß, streifte ihre Hose ab und ging zum Fenster, wo sie eine prachtvolle Silhouette abgab. Und ein wunderbares Ziel.

»Geh vom Fenster weg, Sage!«

Sie drehte sich um. »Niemand kann in ein dunkles Zimmer im ersten Stock hineinsehen.«

Er würde ihr nicht erzählen, wie falsch sie damit lag, denn dann würde sie nur wieder wissen wollen, woher er so viel Erfahrung mit Überwachungen hatte. Stattdessen trat er hinter sie, schlang seine Arme um ihre schmale Gestalt und ließ seinen Schwanz gegen ihren straffen Hintern baumeln. »Ich bin noch nicht fertig mit dir.«

Sie sah ihn mit glitzernden Augen an. »Möchtest du wissen, warum ich investigative Journalistin werden wollte?«

Er wollte viel lieber unter das Laken schlüpfen und ihren nackten Körper zentimeterweise mit seiner Zunge, seinen Händen und sonstigen Anhängseln untersuchen. »Weil deine Mutter auch eine war?«

»Nicht wirklich.« Sie ließ sich von ihm zum Bett führen, wo sie ein Kissen aufklopfte, unter die Decke schlüpfte und

dann einladend auf die Matratze klopfte. Hilfe! Sie wollte reden. »Weil ich davon besessen bin, die Wahrheit herauszufinden.«

Was hatte er nur für ein Pech mit seinem Undercovereinsatz – eine Wahrheitssucherin mit einem Körper, der ihn in die Knie zwang, und einem Mund, der die Wahrheit aus einem schwarzen Loch saugen konnte. »Das ist ein hehrer Vorsatz«, sagte er und rückte so nah an sie heran, dass sie Haut an Haut lagen. Er hoffte inständig, sie vielleicht von ihrer Wahrheitssuche ablenken zu können.

»Meine Mutter war das auch, und das war auch der Grund für ihren Tod. Aber –«

»Wie das?« Er fuhr mit einem Finger über die seidige Haut ihrer Schulter. Es war wesentlich besser, ihre Vergangenheit zu erforschen als seine.

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. »Das ist eine lange Geschichte. Um es kurz zu machen, sie schrieb an einem Artikel, der ein paar schlimme Dinge über eine Regierungsbehörde enthüllt hätte.« Sie schloss die Augen. »Aber ihre Schwester hat die Veröffentlichung verhindert.«

»Ist das die Tante, von der du schon gesprochen hast?«

Sie nickte. »Sie hat von der Geschichte erfahren und der Sache ein Ende gemacht, auf eine Weise, dass meine Mutter am Ende als naiv und verlogen dastand. Sie verlor ihre Stelle bei der *Washington Post*, und etwa drei Monate später ...« Sie schüttelte den Kopf. »Sie hat ihre Identität verloren, glaube ich. Sie hatte nichts mehr, wofür es sich zu leben lohnte.«

»Nein? Und was war mit dir?«

In dem Moment, in dem er die Frage stellte, spürte er, wie sich ihr Körper anspannte.

»So wie es aussieht«, fuhr sie fort, »war ich offenbar nicht Grund genug für sie, um weiterzuleben. Aber ich gebe meiner Tante die Schuld am Selbstmord meiner Mutter. Sie hätte ihr ebenso gut selbst die Schlinge um den Hals legen können.«

Johnny hatte einmal einen Mann am Strang sterben sehen. Nur war das kein Selbstmord gewesen, und er hatte auch nichts dagegen getan. Die Erinnerung sandte eine Welle voller Abscheu durch seinen Körper; rasch legte er ein Bein über sie und zog sie näher. Körperkontakt würde den Schmerz nicht vergessen machen, aber vielleicht lindern.

»Ich glaube«, sagte er leise, »Verrat ist das schlimmste aller Verbrechen.«

Sie sah ihn lange an. »Bist du schon mal verraten worden?«

Und ob! Und nicht nur das. Er hatte selbst Verrat begangen. Als er die Augen schloss, sah er Bellas Gesicht. »Wem passiert das nicht, Baby.« Er rieb sein Bein an ihr. »Aber warum sollte deine Tante so was tun? Was hatte sie für ein Interesse daran?«

»Oh bitte!« Sie zog die Decke hoch und legte ihr Kinn auf die Brust. »Hör mir auf mit Lucy Sharpe.«

Der Name traf Johnny wie ein Fausthieb in den Magen. »Wer?«

»Meine Tante, Lucy. Sie ist ein Kontrollfreak. Ich hasse sie.«

Sein Kopf summt förmlich, so fassungslos war er. Lucy war ihre Tante? Nein, das konnte nicht wahr sein. Unmöglich.

Andererseits ... bei Lucy war alles möglich. Er setzte sich langsam auf und bemühte sich, jegliche natürliche Reaktion zu unterdrücken. *Reiß dich zusammen, Mann. Mach jetzt keine Fehler.* »Du ... hasst sie.« Er versuchte, abgebrüht zu sein, genau wie Dan Gallagher, Alex Romero und all die anderen Bullet Catcher. Und natürlich ihr Boss, Lucy Sharpe.

»Ja.«

»Das ist ... das ist traurig.« Wow! Das gab Sonderpunkte für gnadenlose Untertreibung.

»Nein, überhaupt nicht.« Sie warf ihm durch ihre dichten Wimpern einen Seitenblick zu. »Sie ist manipulativ, gerissen und skrupellos.«

Nicht skrupellos. Oder doch, manchmal schon. »Wann hast du sie zuletzt gesehen?«

Sie schnaubte leise. »Vor etwa zwei Wochen.«

»Warum?«

»Weil ich dachte, sie könnte mir mit der takemetonight-Website helfen.« Sie schloss die Augen. »Und zuerst hat sie auch so getan, als würde sie mir helfen. Statt einfach nur meine Fragen zu beantworten, hat sie mich nach New York auf ihr Anwesen bestellt. Aber dort kam dann nichts mehr. Rein gar nichts mehr.«

Jetzt war alles klar. Es gab keinen heimlichen Gönner. Es gab keinen Auftraggeber. Es gab nur Lucy – die wie immer manipulierte und kontrollierte. Die Johnny nicht die ganze

Geschichte erzählt hatte ... sodass er jetzt noch ein Geheimnis mehr vor der Frau hatte, mit der er soeben geschlafen hatte.

»Was hast du denn von ihr erwartet?«

»Ich habe erwartet, dass sie etwas für mich herausfindet, weil sie viele Leute kennt«, sagte Sage. »Sie war bei der CIA. Sie hat so eine tolle Sicherheitsfirma mit lauter Superagenten, die wer weiß was alles können.«

Er wusste, was sie konnten. Außerdem waren sie nicht alle vom Geheimdienst. Manche waren Ex-Mafiosi, denen Lucy den Ausstieg ermöglicht hatte. Einer war früher Astronaut gewesen, einer tatsächlich beim Secret Service. Dan war beim FBI gewesen, Max Drogenfahnder. Und dann waren noch ein paar Ex-Spione dabei. »Hat sie dir geholfen?«

»Nein. Sie hat nur gesagt, was du auch gesagt hast. Dass Keisha nie aufgetaucht ist. Dass takemetonight.com ein ganz normales, einträgliches, aber legales Unternehmen ist, das gegen kein Gesetz verstößt.«

Und trotzdem wollte sie, dass Sage Personenschutz bekam. »Hast du ihr erzählt, dass du dich für eine Entführung anmelden wolltest?«

»Selbstverständlich nicht.«

Lucy hatte es natürlich trotzdem gewusst.

»Ich hasse es, über meine Tante zu reden«, sagte sie und schmiegte sich an ihn. Ihre langen Beine rieben sich warm an seinen. »So wie du über deine Schwester.«

Zum Glück konnte er sie an sich drücken und ihren Kopf an seiner Brust bergen, so sah sie den Ausdruck auf seinem Gesicht nicht, als er dem Impuls widerstand, mit der Faust

auf das Bett zu schlagen. *Verdammt noch mal, Lucy! Warum hast du mir nichts davon erzählt?*

Andererseits, was hätte das geändert? Hätte er heute Abend anders gehandelt, wenn er gewusst hätte, wer Sage war? Er schloss die Augen und dachte daran, wie vorhin im Taxi die Beherrschung dahingegangen und das Verlangen übermächtig geworden war. Ja, er hätte trotzdem mit ihr geschlafen.

Sage ließ ihre Finger über seine Brust, über seinen Bauch, über gefährlich tiefe Regionen gleiten. Und er würde wieder mit ihr schlafen. Bald.

Aber jetzt konnte er nur an Lucy denken.

Was würde Sage denken, wenn ... falls ... sie alles herausfand? Dass er zwar kein Callboy war, dafür aber in Lohn und Brot bei der Frau stand, die sie hasste. Einer Frau, die er niemals verraten würde.

Oh Mann, über den Schlamassel dachte er lieber nicht nach!

Sage schloss die Hand um sein Glied und lächelte ihn an.
»Was ist los?«

»Wie meinst du das?«

»Er war steinhart, als wir in dieses Bett gestiegen sind.
Was ist passiert?«

Lucy ist passiert. »Bleib dran, Püppchen, dann wird er schon wieder hart.«

»Nenn mich nicht so!« Sie zog ihre Hand zurück und rückte von ihm ab. »Ich will keine Kosenamen.«

Er atmete ärgerlich aus. Dieser Job hatte sich gerade in ein Minenfeld verwandelt. »Entschuldige. Ich werde dich ab

jetzt nur noch Sage nennen.« Er küsste sie auf die Stirn, die Wangen, ihre Lippen. Sie öffnete den Mund, verlangte mehr.

Den Kopf voller Fragen und Zweifel gehorchte er.

Sie war Lucys *Nichte*. Wie konnte das sein? Sie hatte nichts von Lucys mikronesischer Exotik, sie war blond und rund zehn Jahre jünger als Lucy. Er entzog sich ihr ruckartig. »Hast du nicht gesagt, du wärst siebenundzwanzig?«

Ihr Mund stand noch offen, als sie ihn mit gerunzelter Stirn ansah. »Was interessiert dich auf einmal mein Alter? Ausgerechnet jetzt?«

»Ich habe mich nur gefragt, na ja ...« Wie sollte er ihr erklären, woher er wusste, dass ihre Tante noch nicht einmal vierzig war? War es möglich, dass die beiden nur elf Jahre auseinanderlagen? »Ich wollte einfach mehr über dich erfahren.«

»Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt, ein Meter vierundsechzig groß, war nie verheiratet und habe nie Dean Martin gehört. Dafür bin ich ein großer Elton-John-Fan.« Sie bäumte sich ihm entgegen. »Magst du mich trotzdem?«

Er tippte mit der Fingerspitze an ihr Kinn und küsste sie sanft. »Sehr, Sage. Ich mag dich sehr.« Und das Vertrackte daran war, dass das wirklich stimmte.

Was würde die Chefin davon halten?

Und wenn Sage alles herausfand ... *Nein, denk nicht mal dran, Mann!* Sie würde es nicht herausfinden. Und wenn doch, wäre er längst über alle Berge.

»Gut«, flüsterte sie, während ihre Hände bereits Wunder wirkten. »Ich mag dich nämlich auch.«

Der Bodyguard war weg.

Vivian Masters spürte das in dem Moment, als sie aufwachte. Sie vergrub ihre Finger in Taz' weichem Fell. Die Katze miaute, streckte sich und rollte sich am warmen Leib ihrer Besitzerin wieder zusammen. Ihr war vollkommen egal, ob der Mann, den Vivian fürs Wachehalten unten an der Treppe bezahlte, weg war.

Die Stille war durchdringend. Draußen vor dem Schindeldachhaus hatten die Vögel noch nicht zu singen begonnen. Kein Nachbarhund bellte auf dem morgendlichen Rundgang an der Leine seines Herrchens, keine Autotür wurde zugeschlagen. Nicht einmal das Poltern von Müllcontainern war zu hören, obwohl heute Abfuhrtag war. Sie wohnte schon lange genug in diesem schönen alten Haus, um jedes Geräusch zu kennen, und zu wissen, wann es fehlte.

Sie schob ein Bein über das Laken, und das sündhaft teure Gewebe streichelte seidig über ihre nackte Haut. Der Wecker neben ihr zeigte zwanzig nach sieben, aber er ging eine halbe Stunde vor, eine Maßnahme gegen ihre notorische Unpünktlichkeit.

Andererseits hatte sie heute nichts vor. Keine Radiointerviews, keine Talkshows, keine Ladeneröffnungen oder Fotoshootings. Vivian hielt sich in letzter Zeit sehr zurück. Trotzdem hatte sie für alle Fälle einen Bodyguard angeheuert

...

Doch jetzt war er weg. Sie wusste es, so wie sie wusste, wie sich der glatte Boden unter ihren Füßen anfühlen würde, wie Taz ihr mit ihren grünen Augen folgen und dabei so tun würde, als wäre es nicht der Mühe wert, fürs Frühstück zu

miauen. Vivian wusste, dass sie allein im Haus war. Und sie hatte Angst.

Sie schlüpfte in ein abgetragenes Patriots-Sweatshirt und trat ans Fenster, um auf den Garten hinauszublicken, den sie mit viel Mühe pflegte. Ihre Großmutter würde ihn einen »Weiße-Leute-Garten« nennen, genauso wie sie den runden Tisch mit der Decke aus Volants und Spitzen einen »Weiße-Leute-Tisch« nennen würde. Als sie Keisha einmal davon erzählt hatte, hatten sie sich halb tot gelacht.

Keisha hatte so etwas verstanden.

Vivians Herz krampfte sich zusammen, so wie jedes Mal, wenn sie an ihre Freundin dachte. Ganz gleich wie sie die Dinge drehte und wendete, tief in ihrem Innersten wusste sie, dass sie diejenige war, die Keisha ins Jenseits geschickt hatte. Sie hätte ihr genauso gut selbst die Überdosis Ephedrin geben können. Schuldgefühle mischten sich unter die Angst, die in ihrem Magen rumorte.

So oft sie sich einzureden versuchte, dass sie Keishas Nachricht am Abend ihres Todes missverstanden hatte, sagte eine andere Stimme in ihrem Kopf – Großmutter? –: *Mädchen, du machst dir was vor, und das ist die schlimmste Form von Selbsttäuschung.*

Himmel, sie log schon so lange, dass sie gar nicht mehr wusste, was die Wahrheit war.

Vielleicht war Keisha wirklich nach der Entführung aufgewühlt nach Hause gekommen und hatte ihr großes Herz aus Unsicherheit oder Dummheit selbst zum Explodieren gebracht.

Vielleicht aber auch nicht. Und deshalb sollte dieser Goliath namens David mit einer Riesenwumme unten an der Treppe stehen, um jeden umzunieten, der herausfinden wollte, was Vivian wusste.

Sie öffnete die Schlafzimmertür, und das Quietschen hallte durch den schmalen Flur bis zum gegenüberliegenden Zimmer, das sie als Büro nutzte. Das Bad dazwischen war leer und dunkel. Sie blickte die Treppe hinunter. Vielleicht schlief er. Sie würde ihn aber erst sehen, wenn sie die Treppe halb hinuntergegangen wäre.

»David?«, rief sie. »Sind Sie da?«

Sie zuckte zusammen, als Taz mit leisem Miauen auf den Boden sprang, dann ging sie ein paar Schritte weiter. Wenn er das Haus verlassen hätte oder jemand hereingekommen wäre, hätte sie die Alarmanlage gehört. Die war immer eingeschaltet. Immer.

»David?«

Nichts. Sie starrte auf die Stufen. Sollte sie nach unten gehen und ihn suchen? In der Küche? Beim Fernsehen? Das wären Gründe, um ihn zu entlassen, aber möglich war es dennoch.

Da fiel ihr ihre kleine Pistole ein. Sie hatte bisher nie daran gedacht, sie zu benutzen, schließlich war David hier. Sie machte kehrt, stieg über Taz und fand die Waffe in ihrer Unterwäscheschublade. Beim Kauf hatte sie die grundlegenden Handgriffe gezeigt bekommen, und so entsicherte sie die Pistole, indem sie den Spannhebel nach unten drückte. Puh, das Geräusch klang durch das ganze Haus – wäre ein Body-

guard, der sein Geld wert war, nicht sofort die Treppe heraufgestürzt, wenn er das hörte?

Sie richtete die Waffe schräg zum Boden, so wie sie das bei der Sicherheitseinführung gelernt hatte. Ihre Arme zitterten. Am Fuß der Treppe hielt sie inne, überblickte den Eingangsbereich, das Wohnzimmer rechter Hand, das Esszimmer und das gemütliche Fernsehzimmer dahinter. Mehr gab es in diesem Haus eigentlich nicht. Um die Ecke im hinteren Teil lag die Küche und ein kleiner Wintergarten, wo sie kümmernde Pflanzen aufpäppelte und ihre Fitnessgeräte untergebracht hatte. Vielleicht war er dort. Sie hatte ihm erlaubt, ihre Gewichte und ihren Crosstrainer zu benutzen.

»David!«, rief sie mit schneidender Stimme, frustriert, aber ermutigt durch die Waffe in ihren Händen.

Die Küche war leer und kalt. Ebenso der Wintergarten, nur dass hier die Morgensonne ein gelbes Band über die Gesichter auf ihrem Snow-Bunnies-Poster gelegt hatte, das über der Drückbank hing. Wo steckte er nur?

An der Küchentür hatte sie erst kürzlich Schlagläden einbauen lassen, die sie jetzt öffnete. Die Garage lag rund vierzig Schritte entfernt, ein separates kleines Gebäude, das über einen Kiesweg erreichbar war. Vierzig Schritte konnten ganz schön viel sein, wenn man mit schweren Einkäufen nach Hause kam oder Schnee lag. Im Augenblick war das fensterlose Tor geschlossen, um ihren gelben VW Beetle zu schützen.

Der Bodyguard fuhr einen kleinen SUV, der von Beginn an in der Kiesauffahrt geparkt hatte. Sie starrte auf die Auffahrt. Leer.

Der Mistkerl war abgehauen.

Sie blickte auf die Alarmanlage. AUSGESCHALTET. Er hatte die Alarmanlage abgeschaltet! Was war das für ein Bodyguard? Wütend legte sie die Pistole ab, schnappte sich das Telefon von der Ladestation auf der Küchentheke und tippte die Nummer von Wentworth Security ein, bei der David Mitinhaber war. Es war die Sicherheitsfirma, die für die New England Blizzards arbeitete.

Als nach dem zehnten Läuten immer noch niemand abhob, schleuderte sie den Apparat auf die Platte und wandte sich zu Taz um, die sie mit hungrigem Blick fixierte.

»Komm, Kleines, jetzt holen wir mal Futter für dich.«

Sie öffnete eine Dose Katzenfutter und kippte es einfach auf den Boden. Da fiel ihr ein, dass David vielleicht seine Tasche und das Ladegerät seines Handys im Wohnzimmer gelassen haben könnte.

Sie sauste dorthin, aber er hatte alles mitgenommen. Dabei hatte er sich noch nicht einmal das Geld für die letzte Woche abgeholt. Wahrscheinlich hatte er einen besseren Job, eine bessere Klientin gefunden. Warum sonst sollte er einfach abhauen?

Das Geräusch eines Wagens ließ sie zum Fenster flitzen. Durch die durchsichtigen Vorhänge sah sie einen dunklen Transporter im Schritttempo vorbeirollen. Was ihr Angst machte, war nicht das langsame Tempo – in dieser Stichstraße fuhr niemand schnell –, sondern dass ihr das Fahrzeug allzu bekannt vorkam.

Um Gottes willen! Ihr Magen ballte sich zusammen, als der Transporter am Ende der Straße wendete und zurück-

kam. Eine knappe Minute später fuhr er wieder vorbei, mit seinen verdunkelten Scheiben, dem abgeblätternen Lack und der Stoßstange, die nicht mehr lange halten würde.

Sie hastete die Treppe nach oben, schlüpfte rasch in ein Paar Jogginghosen, schob ihre Füße in Flipflops und sauste wieder nach unten. Hinter der Eingangstür blieb sie kurz stehen, um durch eines der drei rechteckigen Fenster nach draußen zu spähen. Keine Spur vom Transporter. Ihr blieb eine Minute. Möglicherweise. Sie rannte in die Küche, packte Taz, die noch beim Fressen war, und steuerte wieder auf die Tür zu.

»Mist!«, murmelte sie zitternd. »Die Waffe.« Sie nahm die kleine Pistole vom Tisch, stieß die Tür auf und rannte zur Garage. Sie fluchte noch einmal, als sie fast die Katze fallen ließ, weil ihr die Handtasche mit Schwung bis zum Ellbogen rutschte. Irgendwie gelang es ihr, nach unten zu fassen und mit der Hand, die die Pistole hielt, den Griff des Garagentores zu drehen. Warum hatte sie bloß nie ein Rolltor samt Elektromotor einbauen lassen anstelle dieses unpraktischen Klappmodells?

Sie rechnete schon fast damit, dass sie sich am Ende in den Fuß schießen würde, doch schließlich gelang es ihr, das Tor so weit hochzuziehen, dass sie darunter durchschlüpfen konnte. Da hörte sie ein Fahrzeug näher kommen. Der Transporter musste aber erst am Haus vorbeifahren, damit der Fahrer die Garage sehen konnte. Um Sicht auf das Tor zu bekommen, musste er sogar in die Einfahrt einbiegen. Dennoch blieben ihr weniger als zehn Sekunden, um das Tor zu schließen.

Stöhnend vor Anstrengung drückte sie das Tor nach unten, bis es unter lautem Krachen einrastete. Sofort war sie in Dunkelheit und den Geruch von Moder, Schmutz und ihrer eigenen Angst gehüllt.

Taz miaute ärgerlich, aber sie packte die Katze nur noch fester. »Psst! Bitte, mach um Gottes willen keinen Mucks mehr.« Wie erstarrt vor Angst stand sie in der pechschwarzen Dunkelheit, voller Furcht, an etwas zu stoßen, die Schneeschaukel oder den Rechen, und sich durch das Geräusch zu verraten.

Ihr Mund war trocken, und ihre Tasche, die sich windende Katze, die entsicherte Pistole, die sie gar nicht bedienen konnte, hingen wie Bleigewichte an ihr.

Dann hörte sie Autoreifen auf dem Kies knirschen.

Taz hielt für einen Augenblick still, wahrscheinlich weil sie spürte, wie die Angst Vivians Pulsschlag beschleunigte. Sie wusste, was sie erwartete. Keisha hatte sie mit ihrer Nachricht gewarnt, ohne es zu ahnen.

Eine schwere Tür schlug zu, und männliche Schritte knirschten in der Auffahrt. Selbst wenn der Mann zum Haus ging – sie war sicher, dass das Schnappschloss nicht eingerastet war, außerdem hatte sie die Alarmanlage nicht wieder eingeschaltet –, konnte sie nicht mit dem Auto wegfahren, weil er die Auffahrt blockierte.

Wie lange würde es dauern, bis er festgestellt hätte, dass sie nicht da war? Wie lange würde es dauern, bis er das Garagentor öffnete – das sich nur von außen abschließen ließ? Es gab keine Hintertür. Keine Fluchtmöglichkeit.

Sie stand noch immer reglos da und versuchte, irgendetwas zu erlauschen. Irgendwo in einer Ecke huschte ein kleines Tier, und Taz sprang ihr fast vom Arm, um es zu verfolgen.

Sollte sie die Chance nutzen, das Tor öffnen und wegrennen? Gab es eine Möglichkeit, Hilfe zu holen? Natürlich! Sie konnte die Polizei rufen! Im Dunkeln durchwühlte sie ihre Handtasche. Sie wagte nicht, Taz abzusetzen. Sie würde mit lautem Miauen hinter der Maus herjagen und sie damit verraten. Aber vielleicht kam er gar nicht in die Garage, weil er annahm, dass sie mit dem Bodyguard weggefahren war.

Es sei denn, er wusste ... Um Himmels willen, *natürlich* wusste er, dass der Bodyguard weg war!

»Der Schweinehund hat sich kaufen lassen«, zischte sie, während sie hektisch in ihrer Tasche kramte.

Das Erste, was ihr in die Finger kam, war ihr Schlüsselbund, was sie auf eine Idee brachte. Sie könnte sich im Auto verstecken, um zu telefonieren. Vorsichtig bahnte sie sich einen Weg zur Fahrerseite des Beetle und zog die Tür auf. Das Klacken des Schlosses ließ sie zusammenfahren, doch sie war froh über die Innenraumbeleuchtung. Mit einem Stoßgebet der Erleichterung kletterte sie hinter das Steuer und setzte Taz auf dem Beifahrersitz ab.

Die Katze fing sofort an zu fauchen und zu kratzen, aber Vivian legte ungerührt die Waffe auf die Ablage zwischen den Sitzen und öffnete wieder ihre Tasche, um nach dem Handy zu suchen. *Bitte, lieber Gott, mach, dass es nicht drin im Haus liegt!*

Aber da war es, ganz unten in dem ganzen Durcheinander. Sie fischte es heraus und sah auf das Display. Nur noch ein mickriger Balken bei der Akkuanzeige. Als sie die erste Ziffer der Notrufnummer wählte, hörte sie, wie die Haustür ins Schloss fiel. Panik lähmte ihre Finger, ehe sie die Wähltaste drücken konnte. Eilige, entschlossene Schritte knirschten über den Kies. Er kam näher! Sie ließ das Telefon fallen und wollte nach der Waffe greifen, doch im selben Moment machte Taz einen Satz und landete auf der Pistole.

Ihr blieb kurz die Luft weg, und sie rechnete fest mit dem ohrenbetäubenden Knall eines Schusses. Doch die Pistole glitt einfach über die Ablage nach hinten und landete mit einem leisen Geräusch auf der Fußmatte. Dann ertönte das Poltern des Garagentores, das geöffnet wurde.

Würde sie die Pistole in die Hände bekommen und schießen können, ehe er sie erreichte? Aber das Tor öffnete sich nicht. Es rastete scheppernd ein, dann herrschte wieder Stille. Er hatte sie eingeschlossen.

Ihr Atem ging so laut wie ihr Herzschlag, als Vivian sich nach hinten wand, um in dem schwachen Licht auf den Boden sehen zu können. Sie hatte die Pistole gerade entdeckt, da hörte sie, wie draußen ein Motor angelassen wurde und Autoreifen über ihre Kiesauffahrt rollten und sich entfernten.

Sie kletterte aus dem Wagen, fand im schwachen Schein der Innenraumbelichtung ihren Weg zum Tor und versuchte, es anzuheben. Verschlossen. Was in aller Welt sollte das? Warum war er nicht hereingekommen?

Sie studierte den Verschlussmechanismus, hielt die Waffe darauf und betete, dass das, was sie bislang nur in Filmen

gesehen hatte, auch in Wirklichkeit funktionierte. Der Schuss jagte heftige Erschütterungen durch ihren Arm und zerfetzte fast ihre Trommelfelle, doch gleichzeitig erfasste sie eine Welle von Stärke und Entschlossenheit. Mit einem Gefühl der Unbesiegbarkeit, als wäre sie Lara Croft, hievte Vivian das Garagentor hoch. Wer auch immer da draußen war, sie würde ihn wegblasen!

Aber zum Glück war da niemand. Die Auffahrt war leer. Sie rannte zum Auto zurück und schob den Schlüssel ins Zündschloss.

Es war höchste Zeit, der Geheimnistuerei und dem Lügen ein Ende zu bereiten. Aber vor allem war es höchste Zeit, Keishas Tod zu rächen. Die geladene Pistole auf dem Schoß, trat sie auf das Gaspedal, fuhr rückwärts aus der Garage und raste los.

15

Die Veränderung bei Johnny war subtil, und eine Frau, die weniger Erfahrung mit verschlossenen Interviewpartnern hatte, hätte sie womöglich den vier – oder fünf? – Orgasmen zugeschrieben, die sie sich gestern Abend und heute Morgen gegenseitig geschenkt hatten. Aber Sage wusste, dass es nicht am tollen Sex liegen konnte. Was auch immer heute Morgen in seinem Kopf vorging, musste wirklich bedeutsam sein. Wie sonst war es zu erklären, dass er seit bestimmt fünfzehn Stunden weder gegessen noch gekocht, noch vom Essen geredet hatte?

Er stieß sachte die Badezimmertür auf, als sie gerade einen Mundvoll Mundwasser ausspuckte, das sie bei den vom Hotel bereitgestellten Toilettenartikeln gefunden hatte.

»Ich sterbe vor Hunger«, sagte er.

So viel zu der Theorie. Sie sah in den Spiegel und fing seinen Blick über ihre Schulter auf, dann betrachtete sie die breite, nackte Brust über den Pyjamahosen, die gefährlich tief auf seinen Hüften hingen, die sie heute Morgen unter der Dusche schon aufs Intimste liebkost hatte.

»Ich hatte schon überlegt, ob dein Problem wohl etwas mit Essen zu tun haben könnte.«

Ein kaum merkliches Lächeln stahl sich auf seine Lippen. »Ich habe kein Problem, Schätzchen.«

Sie beschloss, das *Schätzchen* zu ignorieren, ebenso wie die Lüge. Sie drehte sich zu ihm um, lehnte sich an das Waschbecken und stemmte die Hände in die Hüften. So wie sie gerade eben ihn, unterzog er sie einer Ganzkörperinspektion, wobei sein Blick bei BH und Höschen hängen blieb. Sie sah, wie sich seine Brust ganz leicht hob, ein kaum merklicher, knapper Atemzug.

»Aber ich habe ein Problem«, erwiderte sie.

Er machte einen Schritt ins Bad. »Dann lass es mich lösen.«

Noch ehe er sie berührte, sprangen lauter kleine Funken der Erregung über ihre Haut. Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Sonst kommen wir nie hier raus.«

Seine Hände glitten um ihre Taille und weiter nach oben, um den BH-Verschluss zu lösen. »Und wieso wäre das so wichtig?«

Sie tauchte unter seinem Arm weg. »Weil du Hunger hast und ich weder Klamotten noch eine Zahnbürste hier habe.«

»Das ist hier ein Luxushotel, Kleines. Wenn wir etwas brauchen, müssen wir es nur bestellen: Essen, Kleider oder was auch immer. Was brauchst du?« Er zog sie an sich und drückte ihr einen Kuss auf die Stelle, die er gestern entdeckt hatte, zwischen Schultern und Nacken. Die Stelle, wo ihre Knie weich wurden und ihr Hirn sich in Wackelpudding verwandelte.

Sie legte ihre Hand flach auf seine gewölbte Brust, die ihr inzwischen schon so vertraut war, und unterdrückte den Drang, all die Muskeln und Vertiefungen zu untersuchen und seine festen, dunklen Brustwarzen zu kosten. *Oh-oh, Sage, du hast dich verliebt!* »Ich will nur nach Hause.«

»Nehmen wir doch heute mein Zuhause.«

Sie deutete auf seinen Waschbeutel mit Rasierer, Zahnbürste und ein paar Shampooflaschen aus anderen Hotels, Luxushotels. »Das ist kein Zuhause. Du lebst aus dem Koffer.«

Er zuckte die Achseln. »Ich bin viel unterwegs.«

Ein leichter Schauer lief ihr über den Rücken. »Und du steigst in ziemlich edlen Schuppen ab.«

»Ich hab dir doch gesagt, ich bin –«

»Steinreich. Ich hab's kapiert. Aber warum ...« Sie stemmte sich rücklings gegen den Waschtisch und blickte ihm unverwandt in seine magnetischen Augen, die von langen Wimpern umrahmt waren. »Du bist eine Schlange, weißt du das?«

Er grinste. »Ja. Und jetzt bin ich deine Schlange.« Er schmiegte sich an sie, und seine warmen Lippen suchten erneut die Stelle an ihrem Nacken. »Und ich habe noch nie eine Frau gekannt, für die ich auf Abendessen *und* Frühstück verzichtet hätte.«

War es möglich, dass diese subtile Veränderung durch sie kam?

Denk nach, Sage! Er war ein Lügner, ein böser Junge, der mit ihrem Körper Dinge angestellt hatte, die mit Sicherheit in manchen Bundesstaaten verboten waren.

Und er war so verdammt süß, dass ihr Herz schwebte wie eine Feder im Wind.

»He«, sagte er und hob ihr Gesicht zu seinem. »Warum der große Seufzer, Püppchen?«

Sie verengte ein Auge zu einer stummen Drohung.

»Oh, ich meine, Sage. Warum der große Seufzer, Sage?«

Es war noch schlimmer, wenn er Sage sagte, so vertraulich. Sie versuchte, sich seinem Griff zu entwinden, aber er ließ sie nicht los. »Weil ich nach Hause gehen will.«

»Mal im Ernst, was hast du denn zu Hause, was du hier nicht hast?«

»Meinen Laptop zum Beispiel. Es ist ein Werktag. Ich muss an einem Artikel arbeiten. Ich muss noch ein paar Tänzerinnen interviewen. Ich muss mit Leuten reden und herausfinden, wer Spaß daran hat, sein Autogramm auf Snow-Bunnies-Postern zu hinterlassen.« Sie schlüpfte zwischen ihm und dem Waschbecken heraus. »Und ich muss Ashley McCafferty finden.«

Er hielt eine Hand hoch. »Stopp! Ersetze einfach jedes *ich* durch *wir*, dann kann's sofort losgehen.«

Sie sah ihn misstrauisch an. »Warum tust du das?«

Mit einem Wimpernschlag schaltete er geschickt von Schlange auf verletzten Welpen um. »Wie oft muss ich dir das noch sagen? Ich mag dich. Außerdem bin ich jetzt dein Freund.«

»Ist das der einzige Grund?«

Seine Miene veränderte sich erneut, so rasend schnell, dass sie es fast nicht bemerkt hätte.

»Das ist der einzige Grund«, sagte er und zog ihr Gesicht an sich, um sie zu küssen. »Außerdem kann ich dir einen so köstlichen Brunch zaubern, dass du mich nie mehr vergisst.«

Als ob sie das je könnte. »Okay. Ich könnte ein Ei vertragen.«

»Was für eins?«

»Ähm, Rührei?«

Er zog eine Grimasse. »Zu banal. Wie wär's mit einer Räucherlachs-Fritatta mit Dill und einem Hauch getrockneter Tomaten?« Er hob neckisch die Augenbrauen. »Oder ich mache dir meine scharfe Frühstückssoße, die dich für immer an mich binden wird.«

Er machte Scherze, oder? Er war doch nur ein charmanter, verspielter, extrem anziehender, fürsorglicher ... Mann, der seinen Körper verkaufte. Oder?

Johnny rühmte immer noch seine Frühstückssoße, als sie, schwer mit Plastiktüten voller Lebensmittel beladen, die Charles Street in Richtung Sages Wohnung überquerten. Der Frühling kündigte sich mit Macht an, und die milden Tempe-

raturen hatten die Bostoner in Scharen nach draußen gelockt; auf den ohnehin belebten Straßen von Beacon Hill drängten sich die Menschen.

Es waren so viele Passanten vor den malerischen Ladenfronten unterwegs, dass Sage die Frau auf der Treppe vor ihrem Haus fast übersehen hätte. Sie saß vornübergebeugt, als wollte sie sich am liebsten in sich zusammenrollen, um nicht erkannt zu werden. Ihr Haar war karamellblond und fiel ihr über das Gesicht, und die Beine hatte sie unter ihr Sweatshirt gezogen, offenbar war ihr trotz des warmen Wetters kalt.

Einen Augenblick lang hielt Sage sie für eine Bettlerin, doch dann hob die Frau den Kopf und sah sie aus topasfarbenen Augen an.

»Vivian?« Sage verlangsamte ihre Schritte.

Es war tatsächlich Vivian, in einem Fußballtrikot, ausgeleierte Jogginghosen, Badelatschen und nicht einem Tupfer Make-up im Gesicht. Trotzdem sah sie umwerfend aus. Sage stürmte auf sie zu, und in ihrem Kopf schwirrten unzählige Fragen. »Was machst du hier?«

Vivian beugte sich vor, um eine dicke weiße Katze hochzunehmen. Das Gesicht in ihrem Fell verbergend, flüsterte sie: »Keisha wurde ermordet.«

Sage ließ eine ihrer Tüten fallen, und Tomaten rollten über das Kopfsteinpflaster. Vivian blickte ihr fest in die Augen und fügte hinzu: »Und da ich ziemlich sicher als Nächste dran bin, werden wir diesem Wahnsinnigen jetzt das Handwerk legen.«

Johnny legte seine Arme um beide Frauen und führte sie die Stufen hoch, dann gab er Sage seine Tüten in die Hand.

»Rührt euch nicht!« Ehe er die Tür aufschloss, griff er unter seine Jacke.

»Er hat eine Waffe«, flüsterte Vivian. »Das ist gut.«

War es das? »Vivian, was –«

Vivian unterbrach Sage mit einer Bewegung ihres Kopfes. »Gehen wir erst rein«, sagte sie über die Schulter. »Ich fühle mich gerade ziemlich verwundbar. Das ist nicht sehr angenehm.«

Eine Minute später öffnete Johnny die Tür und ließ sie eintreten. »Die Wohnung ist sicher.«

Vivian zeigte mit einem Finger auf ihn. »Sie sind gut«, sagte sie bewundernd. »Mein Bodyguard hat das nie getan.«

»Dann sollten Sie ihn rausschmeißen.« Johnny nahm Sage alle Tüten ab und steuerte auf die Küche zu.

»Nicht mehr nötig«, sagte Vivian trocken. »Er hat von selbst gekündigt.«

»Jetzt erzähl endlich, was los ist!« Sage zog Vivian ins Wohnzimmer. »Was meinst du damit, Keisha wurde ermordet? Und was soll das heißen, du bist die Nächste?«

Mit einem Seufzer sank Vivian auf das Sofa und setzte die Katze auf dem Boden ab. »Ich hoffe, du bist nicht allergisch oder so. Ich hatte es ziemlich eilig.«

»Nein, nein, kein Problem«, sagte Sage und ging in die Knie, um das Tier zu streicheln und Vivian von unten herauf zu mustern. In den Winkeln ihrer unglaublichen Augen kräuselten sich winzige Stressfältchen, und ihre sonst so strahl-

lende Haut wirkte fahl. Irgendetwas schien an Vivian zu nagen.

»Ich war die letzte Person, die mit Keisha gesprochen hat«, sagte Vivian und hob sofort die Hand, um sich zu verbessern. »Ich war die letzte Person, die von Keisha *gehört* hat. Sie hat mir auf den AB gesprochen an dem Abend, als sie starb.«

Hoffnung regte sich in Sage. Hatte Vivian die Antworten, die sie suchte? »Was hat sie gesagt?«, fragte sie.

Vivian nahm die Handtasche von ihrer Schulter und stellte sie auf ihren Schoß. »Wenn mein Akku durchhält, kannst du es dir anhören. Ich habe die Nachricht gespeichert, aber ich kann sie inzwischen sowieso fast auswendig.«

Sage ließ sich auf den Hintern fallen und starrte die Besucherin an. »Warum hast du mir davon nichts erzählt?«

»Sie hatte Angst«, meldete sich Johnny, der plötzlich aus der Küche auftauchte und sich halb auf der Rückenlehne des Sofas niederließ. Er sah auf Vivian hinunter. »Deshalb haben Sie einen Personenschützer engagiert, nicht wahr?«

Sie nickte. »Und ich würde gerne wissen, was es gekostet hat, diesen Schläger zum genau richtigen Zeitpunkt heute Morgen verschwinden zu lassen.« Sie zog ihr Telefon heraus und fing an, Tasten zu drücken. Dann warf sie Johnny einen fragenden Blick zu. »Wer sind Sie überhaupt?«

»Oh, entschuldige bitte«, sagte Sage. »Das ist Johnny, mein –«

»Freund«, vollendete Johnny.

Vivian hob vielsagend die Augenbrauen und hielt dann ihr Telefon hoch. »Ich habe den Lautsprecher angestellt. Hör zu.«

»Viv, oh Gott, du hattest so recht.«

Keishas Stimme traf Sage wie ein Schlag ins Gesicht. Sie stieß ein leises »Oh« aus, unterdrückte aber das »mein Gott«, das ihr auf der Zunge lag, und hörte stattdessen zu.

»Irgendwas Übles läuft hier ab«, fuhr Keisha fort, und ihre Stimme klang angespannt und kurzatmig, als würde sie rennen. Dann war für etwa zehn Sekunden kein Wort von ihr zu hören, nur ihr angestregtes Atmen und ein regelmäßiges, rhythmisches Klacken – wie von hohen Absätzen auf Beton vielleicht? Das schaurige Geräusch jagte Sage Schauer über den Rücken.

»Ich habe keine Ahnung, was gerade mit mir passiert ist ...« Keisha rang um Luft und setzte hinzu: »Fest steht jedenfalls, dass das keine Fantasie war.«

Mit jedem Wort keuchte sie stärker. Nicht, als würde sie rennen, sondern als würde sie ... sterben. *Ersticken*.

»Hör zu, ich bin fast zu Hause. Irgend so ein Arschloch hat mich einfach in der Boylston auf die Straße gesetzt, es ist mitten in der Nacht, und ich ...«

Die Aufnahme kratzte, stockte und verstummte.

»War das alles?« Sage hatte sich auf die Knie gesetzt und mit dem ganzen Körper zum Telefon geneigt, als wäre sie Keisha auf diese Weise näher.

»Nein, warte«, sagte Vivian. »Es dauert einen Moment. Anscheinend hat sie das Handy fallen lassen.«

Ein gedämpfter Schrei drang aus dem Lautsprecher, und Sage schlug sich die Hand vor den Mund, um einen Aufschrei zu unterdrücken.

»Du verdammte Hure!« Die Stimme des Mannes war laut und kristallklar. »Jetzt kriegst du, was du verdienst!«

Hure. Huren müssen sterben.

Johnnys Augen waren zu Schlitzen verengt, und er konzentrierte sich voll und ganz auf die Aufnahme.

»Jetzt kriegst du es«, warnte der Mann. »Du und deine Hurenfreundin, die andere. Ihr alle!«

»Oh Gott«, flüsterte Sage, die Hand immer noch fest auf den Mund gepresst.

»Es geht noch weiter«, sagte Vivian und bedeutete ihr mit einer Hand, still zu sein.

»He!« Eine aufgebrachte Frauenstimme kam hinzu. »Lass sie! Lass sie, hab ich gesagt!«

Dann verstummte die Aufnahme. Vivian drückte eine Taste. »Das war's.«

»Haben Sie das der Polizei gegeben, als sie wegen Keishas Tod ermittelten?«, wollte Johnny wissen.

»Natürlich habe ich ihnen das vorgespielt. Wissen Sie, ich habe Keisha gefunden. Ich war am nächsten Tag hier und

—«

»Wie sind Sie hereingekommen?«, fragte er.

»Ich habe einen Schlüssel.«

»Warum sind Sie dann heute nicht hineingegangen?«

Vivian musterte ihn verächtlich. »Weil das Schloss ausgewechselt worden ist. Wollen Sie mich ausreden lassen oder lieber aushorchen?«

Wie kam er dazu, Vivian zu verhören? »Was hat die Polizei zu der Nachricht gesagt?«, wollte Sage wissen.

»Die meinten, irgendein Spinner hätte sie wahrscheinlich auf dem Heimweg belästigt. Für sie hat die Nachricht die Selbstmordtheorie bestätigt.« Unverhohlenen Abscheu im Gesicht, ließ sich Vivian gegen die Rückenlehne fallen. »Es gab keinen Hinweis auf einen Kampf, sie hatte Ephedrin-Kapseln offen neben sich liegen und einen Abschiedsbrief unter dem Kopfkissen. Und niemand hat an diesem Abend in der Gegend einen Überfall gemeldet oder irgendwas gesehen.«

»Warum glauben Sie, Sie seien die Nächste?«, fragte Johnny, diesmal etwas sanfter.

»Weil ich die andere bin.«

»Die andere was?«

»Die einzige andere schwarze Tänzerin.«

Johnny blickte skeptisch drein. »Ist das nicht ein bisschen weit hergeholt? Er hätte jede gemeint haben können.« Er sah Sage an, und sie war sicher, dass er die schwarze Schrift vor Augen hatte, die sie nun schon an zwei verschiedenen Orten gesehen hatten: *Huren müssen sterben*.

»Was ist mit Ashley?«, fragte Sage.

»Sie ist nicht schwarz«, entgegnete Vivian.

»Wie kommen Sie darauf, dass das Ganze irgendwas mit der Hautfarbe zu tun hat?«, warf Johnny ein.

Vivian seufzte, während sie offenbar überlegte, was sie sagen sollte. Die Katze sprang auf ihren Schoß, als spürte sie, wie sehr sich ihre Besitzerin quälte. »Ich habe diese Entführungssache auch gemacht«, erzählte sie und streichelte

geistesabwesend das Tier. »Aber dabei ist was Merkwürdiges passiert.«

»Was?«, fragten Sage und Johnny wie aus einem Mund.

»Na ja, zum einen war es überhaupt nicht so, wie sie es versprochen hatten.«

»Wer?«, hakte Johnny nach.

»Die Mädchen, die es schon gemacht hatten. Ashley. Rebecca. Briana. Sie meinten, es wäre cool, witzig, erotisch. Nicht so wie die anderen doofen Spielchen, die Glenda uns spielen lässt.«

»Was für doofe Spielchen?«, fragte Sage.

»Ach, so Teambildungskram.« Vivian wedelte abfällig mit der Hand. »Schwachsinn wie zum Beispiel, seine geheimen Ängste aufzuschreiben oder sich mit verbundenen Augen gegenseitig mit den Daumen zu erkennen. Die Sache mit der Website war auch so etwas, wir sollten alle die gleiche Erfahrung machen, durften aber nicht darüber reden. Das gehörte dazu. Keine sollte den anderen erzählen, was sie erlebt hat, ob sie Spaß gehabt hat oder ob sie ihren Retter gevögelt hat. Aber manche haben es trotzdem erzählt. Manche, nicht alle.«

Ob sie ihren Retter gevögelt hat. Sage unterdrückte einen Anflug von Unbehagen. »Und was ist passiert, als du gekidnappt wurdest?«

»Ich wurde in einen großen Transporter gestoßen, und zwar direkt am Treffpunkt, in der gruseligen Tiefgarage unter dem Common Park. Ich habe weder ein Gesicht gesehen, noch habe ich mit irgendjemandem geredet. Sie haben mir Augen und Hände verbunden – richtig fest, das tat ganz

schön weh. Dann fuhren wir ein paar Minuten. Als Nächstes weiß ich, dass ich in einem Raum lag. Allein. Auf so einer Art Pritsche.« Sie atmete tief durch und grub ihre Finger tief in das dicke Fell der Katze, die wohligh zu schnurren begann. »Irgendein Typ kam herein, und ich spürte Licht auf mir, nur konnte ich ja nichts sehen. Er riss mir die Binde von den Augen und hielt mir eine Taschenlampe vors Gesicht, so nah, dass ich nichts sehen konnte. Rein gar nichts.«

Sage nickte mit klopfendem Herzen.

»Dann hat er geflucht, so was gesagt wie ›Scheiße‹ oder so, hat mir das Ding wieder über den Kopf gezogen und ist gegangen. Ich saß da, gefesselt und blind wie in einem schlechten Film. Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass mich jemand rauszerrt und wieder in den Transporter wirft. Und dann hab ich denselben Typen sagen hören: ›Wenn du mir das nächste Mal wieder einen Bastard anschleppst, gibt's Ärger. Die kann ich nicht brauchen.«

»Einen Bastard?« Sage starrte sie an. »Du bist doch kein Hund!« Vivian war so atemberaubend schön, dass der Ausdruck einfach nur lächerlich klang.

»Ich denke, er meinte, dass ich gemischtrassig bin«, sagte sie ruhig. »Jedenfalls, als Nächstes gingen die Transportertüren wieder auf, und ich war wieder in der Tiefgarage, neben meinem Auto. Und das war's mit der Entführung.«

»Hast du mit irgendjemandem darüber gesprochen? Hast du vielleicht sogar Glenda davon erzählt? Oder Keisha?«

»Keisha«, bestätigte sie leise. »Ich war stinksauer, weil er mich Bastard genannt hatte. Ich fand, das wäre ein klarer Fall von Rassismus, und sie auch. Und so kam sie auf die

Idee ...« Sie schloss die Augen. »Kamen wir auf die Idee, dass sie sich auch anmelden sollte, um zu sehen, was mit ihr passiert.«

Einen Augenblick lang sprach niemand. Sie wussten, was mit ihr passiert war. Keisha war tot.

»Nachdem sie ... na ja, da habe ich einen Bodyguard engagiert«, fuhr Vivian fort. »Weil ich Panik hatte. Und heute ist er auf einmal verschwunden, der verdammte Transporter kam die Straße entlang, und jemand ging in mein Haus.«

»Wo warst du?«, fragte Sage.

»Ich habe mich in der Garage versteckt. Und dann bin ich hierher gefahren, weil du die Einzige bist, die ich kenne, die Keisha genauso geliebt hat wie ich.«

Das stimmte. Keisha war nie mit ihnen beiden ausgegangen. Sie hatte sie immer auseinandergehalten, und Sage hatte nie erfahren, warum.

Wortlos verließ Johnny den Raum. Sage beschloss, die Chance zu nutzen. »Vivian, hältst du es für möglich, dass Keisha eine Abtreibung hatte?«

Vivian sah von der Katze auf. »Tja, das, das ist die andere Sache.«

»Welche andere Sache?«

»Sie war schwanger.«

Aus Sages Kopf wich schlagartig das Blut. »Wirklich? Warum hat sie mir das nicht erzählt?«

Vivian schloss die Augen. »Es war vorbei, aber sie wusste nicht recht, was sie tun sollte.«

»Was war vorbei?«

»Ihre Affäre mit LeTroy Burgess.«

Sage wusste sofort, wen sie meinte. Der Mann war ein Starspieler der Blizzards. »Ich dachte, sie wären nur gute Freunde. Ich weiß, dass sie durchaus mehr gewollt hätte, aber er ist schließlich glücklich verheiratet.«

»Er ist *verheiratet*«, korrigierte Vivian. »Glücklich wohl eher nicht. Und wenn diese Nachricht von Keisha nicht gewesen wäre, hätte ich bestimmt der Polizei den Tipp gegeben, sich diesen Schlappschwanz doch mal vorzuknöpfen.«

»Hältst du es für möglich, dass er sie umgebracht hat?«

Sie hob eine Schulter. »So verrückt, wie er ist ... und wenn Keisha die Sache publik gemacht hätte, wäre die Hälfte seines Acht-Millionen-Jahresgehalts ab sofort an Frau und Kind geflossen.«

Keisha hatte eine Affäre mit *LeTroy* gehabt? War er derjenige, der ihr die Warnungen geschickt hatte? Hatte er Angst, dass Sage mit der Geschichte an die Öffentlichkeit ging? Oder gab es vielleicht all diese bösen Verquickungen gar nicht, die sie so hartnäckig suchte? »Vielleicht hat er sie zur Abtreibung gezwungen, und ihr ging es daraufhin so schlecht, dass sie sich umgebracht hat.«

»Ich weiß nicht. Ich habe die Sache aus Respekt vor ihr für mich behalten. Wozu ihren Ruf ruinieren? Sie ist tot. Ich denke, jemand hat sie umgebracht, und dieser Jemand schlägt vielleicht wieder zu.«

»Sind Sie da sicher?« Johnny betrat den Raum, etwas Leuchtendes in der Hand. Sage erkannte die neonfarbenen Karteikarten mit der klebrigen Rückseite. »Hier sind ein paar Sätze, die auf Selbstmord hindeuten.«

Vivian setzte sich auf und blickte auf die Karten. »Das hat nichts mit Selbstmord zu tun. Das gehört zu dem *Offenbarungsspiel*.« Sie sprach das Wort mit größter Verachtung aus und malte zusätzlich Gänsefüßchen in die Luft. »Was für Glenda darin besteht, dass zwanzig Frauen in einem Raum sitzen und sich gegenseitig Stoff für olympiareifes Mobbing liefern.« Sie sah Sage an. »Wir machen den ganzen Scheiß mit, damit Glenda zufrieden ist. Ist es das, was die Polizei als Abschiedsbrief bezeichnet hat?«

»Ja«, erwiderte Sage. »Die haben mir die Karte gezeigt, die sie an dem Abend gefunden haben. Darauf stand: ›Manchmal glaube ich, ich werde nie gut genug sein.‹ Haben sie dir das nicht gezeigt, als sie dich befragt haben?«

»Nachdem ich mit der Polizei gesprochen hatte, habe ich mich ungefähr einen Monat lang mit Schlafmitteln betäubt«, gab Vivian seufzend zu. »Vielleicht erinnerst du dich, dass ich nicht bei der Beerdigung war.«

»Wir sollten Detective Cervaris von dem Spiel erzählen«, wandte sich Sage an Johnny. »Und von der AB-Nachricht.«

»Ja. Ich habe ihn gerade angerufen. Außerdem habe ich einen guten Freund, der wäre ein zuverlässiger Bodyguard für Sie, Vivian. Er kommt heute Nachmittag hierher. Und jetzt mache ich erst mal Frühstück.«

Er ging in die Küche, und Vivians Augen weiteten sich vor Überraschung. »Das ist ja mal ein Mann, den man wirklich brauchen kann.«

»Ja«, sagte Sage, stand auf und ging zu dem Stapel Karten, den Johnny auf der Sofalehne abgelegt hatte. »Er ist wirklich praktisch veranlagt, das stimmt.«

»Richtig nett anzuschauen, ausgestattet mit einer Waffe und kennt sich in der Küche aus. Wo hast du denn den aufgetrieben?«

Sage nahm die oberste Karte und überlegte, was sie antworten sollte. »Ehrlich gesagt, hat er mich aufgetrieben.«

»Da hast du dir einen echten Schutzengel zugelegt.«

»Mh.« Sage hörte kaum, was Vivian sagte, sie konzentrierte sich voll und ganz auf die Sätze, die Keisha aufgeschrieben hatte. »Bist du sicher, dass alles, was sie da geschrieben hat, erfunden ist?«, fragte sie Vivian.

»Glaub mir, unter den Bunnies herrscht scharfe Konkurrenz«, sagte Vivian. »Keine wäre so dumm, ihre Ängste jemandem anzuvertrauen, der sie sofort gegen sie verwenden könnte. Alles, was da steht, ist erfunden.«

»Wirklich?« Sage reichte Vivian eine Karte und sah ihr beim Lesen zu. »Auch diese?«

Vivian Masters ist eine notorische Lügnerin.

16

»Titten raus, Briana! Und würde es dir etwas ausmachen, zur Abwechslung mal über neunzig Grad hochzukicken?«

Briana drückte den Rücken durch, biss sich auf die Lippe und schlug ihr Bein so hoch, dass das Knie ihre Nase berührte.

»Besser! Taylor! Hast du deine Arme vergessen? Oder sind das Krähenflügel, die da flattern?«

Pflichtschuldig streckte Taylor ihre Ellbogen durch und streckte die Fingerspitzen, doch da fiel Glenda in der letzten Reihe etwas ins Auge. Pamela Braydon presste sich mit schmerzverzerrtem Gesicht die Hände auf den Bauch. Glenda marschierte durch die Formation und blieb vor der sonst so temperamentvollen jungen Frau stehen. Sie wusste längst, was los war, überlegte aber noch, wie sie vorgehen sollte, um es bestätigt zu bekommen. Manche Fragen waren wirkungsvoller als andere.

»Haben Sie sich heute schon mal im Spiegel angeschaut, Miss Braydon?«

Eingeschüchtert erwiderte Pamela Glendas missbilligenden Blick. »Gibt es ein Problem, Mrs Hewitt?«

»Zerzaustes Haar, Tränensäcke wie Einkaufstüten unter den Augen, ein Doppelkinn, das fast auf dem Dekolleté aufliegt, und ein Busen, der heute etwas mehr Halt brauchen könnte. Sie wissen schon, dass wir morgen landesweit live im Fernsehen zu sehen sind?«

»Mir geht's einfach übel heute, okay? Ich habe mir einen Magen-Darm-Virus oder so was eingefangen.«

»Einen Magen-Darm-Virus?«, fragte Glenda schneidend.

»Oder so was.« Pam beugte sich vor und senkte ihre Stimme. »Ich weiß, dass Sie diese Entschuldigung hassen, aber meine Periode schlägt heute voll zu.«

»Aha«, machte Glenda schnell. »Meinen Berechnungen zufolge bist du erst morgen dran.«

Im Augenwinkel bemerkte sie, wie zwei andere Mädchen einen Blick wechselten und die Augen verdrehten.

»Nur zu, rollen Sie nur die Augen, Miss Doyle. Aber es ist mein Job, alles über jede Einzelne von euch zu wissen, einschließlich wann ihr eure Blutungen habt. Ich weiß auch, dass du mir dein überdehntes Knöchelband verschwiegen hast und einen neuen Selbstbräuner benutzt. Es ist mein Job, alles über jeden Körper in diesem Raum zu wissen.«

Sie wandte sich wieder Pamela zu. »Komm nach der Probe zu mir, dann gebe ich dir etwas gegen die Symptome. Du kannst dich ja morgen Abend nicht vor Schmerz krümmen und vom Feld laufen, um deinen Tampon zu wechseln.« Sie blickte auf den hinteren Teil der Gruppe. »Also, meine Damen, in die H-Formation. Wir beginnen mit ›I Want You To Want Me‹.« Ihr doppeltes Klatschen wurde durch eine Frage aus der ersten Reihe unterbrochen.

»Glenda, wer soll in der Mitte stehen?«

»Vivian.«

»Sie ist nicht da.«

Glendas Blick schnellte herum zu der Stelle, wo Vivian sonst beim Warm-up stand. »Wo ist sie?«

Die Vormittagsproben waren im Gegensatz zu denen am Abend nicht verpflichtend. Aber die Endrunde begann, und das Spiel der Blizzards würden morgen Abend im nationalen Fernsehen übertragen.

Also wo steckte sie? Leise Besorgnis begann an ihr zu nagen. »Julia, für die ersten zehn Durchläufe nimmst du die Mittelposition ein.«

Ein leises Stöhnen erhob sich im Raum.

»Noch ein Laut, und ihr macht zwanzig.« Glenda klatschte erneut in die Hände, und die Mädchen eilten auf ihre Positionen. »Musik!«, rief sie ihrer Assistentin zu. Als der Bass einsetzte und eine Rockstimme »I want you ...« schmetterte, antworteten die Mädchen einstimmig »To want me«, und Glenda schob die Studiotür auf.

Ob er Vivian noch mal haben wollte? Hinter ihrem Rücken? War es ihm so dringend? In letzter Zeit wusste man nie, was er trieb. Er hatte Ashley auf eigene Faust geholt und Glenda dann die Drecksarbeit überlassen, nachdem das Mädchen zu neugierig geworden war. Seufzend stieß sie die Tür zu dem Büro auf, das neben ihrem lag. Es war leer. Wo war Julian?

Sie holte ihr Handy heraus, wählte, und er antwortete beim ersten Läuten. »Ja, Glen.«

»Wo sind Sie?«

»Ich habe viel zu tun. Was wollen Sie?«

Seine Stimme machte ihr immer weiche Knie, auch wenn sie ungeduldig und schroff klang. Er war ein Gott für sie. Was er zu tun imstande war, die Magie, die er schaffen konnte, setzte sie immer wieder in Erstaunen. Anfangs hatte sein Talent sie fasziniert. Dann war er ihr als die Antwort auf alle ihre Gebete erschienen. Aber jetzt war ihre Bewunderung etwas gewichen, das schwer zu kontrollieren war. Und sie hasste es, die Kontrolle zu verlieren. »Wissen Sie zufällig, wo Vivian Masters ist?«

»Die Mulattin?«, schnaubte er. »Warum sollte ich?«

»Ich dachte, vielleicht hatten Sie ... dringenden Bedarf.«

»Nein, Glen. So verzweifelt bin ich nicht. Aber da ich Sie schon mal am Telefon habe – Sie könnten mir bei einer Sache behilflich sein.«

Immer. Sie würde alles für ihn tun. »Sprechen Sie!«

»Sage Valentine.«

»Die Journalistin? Keishas Mitbewohnerin?« Eifersucht flammte in ihr auf. Was fand er an dem Mädchen?

»Ich finde sie perfekt.«

Er musste sie also irgendwo gesehen haben. Wann? Wo?
»Ich denke, Sie werden sehr enttäuscht sein«, sagte sie.

»Das finde ich schon selbst heraus.«

»Sie ist nicht das, wonach Sie suchen, glauben Sie mir. Sie hat nicht die Voraussetzungen und ...« Glenda suchte fieberhaft nach einem Argument. »Ich glaube auch nicht, dass sie reinrassig ist.«

»Makel machen sie für mich noch anziehender«, widersprach er. »Und durch ihre Reportage kommen Sie leicht an sie ran. Holen Sie sie für mich!«

»Ich muss sie erst vorbereiten. Das könnte eine Weile dauern.«

»Machen Sie schnell – es sei denn, Sie wollen, dass ich mir eine neue Quelle suche. In dieser Stadt dürfte das nicht schwer sein. Aber ich weiß ja, dass Sie das Geld brauchen, Glen. Und Ihre Zeit wird langsam knapp.«

Sie packte das Telefon fester. Sie hasste es, wenn er sie daran erinnerte, wie alles angefangen hatte. »Mit Geld hat das nichts mehr zu tun. Ich glaube an Sie. Das wissen Sie doch.«

»Aber Geld bedeutet mehr Zeit für Emily, nicht wahr?«

Zorn regte sich in ihr, als er den Namen ihrer Tochter aussprach. Es war nicht zu leugnen, dass er sie in der Hand hatte. »Ich werde Sage holen. Brauchen Sie in der Zwischenzeit jemand anders? Morgen Abend nach dem Spiel vielleicht?«

Er räusperte sich. »Nun ... ja, das wäre nicht schlecht. Aber sagen Sie mir nicht, wer es ist. Ich möchte raten, während ich dem Spiel zusehe.«

»Natürlich.«

Sobald sie aufgelegt hatte, ging sie zu Julians Computer und loggte sich ein. Schnell war sie auf www.takemetonight.com. Sie übersprang die erste, zum Schein eingerichtete Seite und gab das Passwort ein, das er ihr gegeben hatte. Ein weißes Fenster poppte auf und verlangte einen weiteren Code.

An dieser Stelle wurde es heikel. Sie gab ihren Code ein und wartete mit angehaltenem Atem, ob sich die Firewall umgehen ließ. Nach zehn Sekunden ging sie auf, und Glenda war eingeloggt und in der Lage, jedermanns persönliche Seite zu verändern. Sie ging die Datenbank durch, wobei sie sich auf die Namen ihrer Mädchen konzentrierte. Einige davon hatten sich schon angemeldet. Manche davon würden wirklich eine Schein-Entführung bekommen, damit die Gruppe bei der Stange blieb. Andere ... nicht.

Susannah Gray zum Beispiel. Glenda schloss die Augen und überlegte, wo das Mädchen gerade im Zyklus war. Ja-wohl. Perfekt. Und sie hatte das erforderliche blonde Haar, blaue Augen, eine wunderschöne Figur, einen klaren Verstand und, was am wichtigsten war, makellose Zähne.

Sie tippte ein paar weitere Passwörter ein und konnte dann wie durch Zauberhand die Einträge auf einer Seite verändern, die nur Susannah Gray sehen würde, sobald sie sich einloggte. Gleichzeitig würde Fantasy Adventures eine Mitteilung bekommen, dass Mrs Gray ihren Termin absagte.

Ehe sie sich ausloggte, klickte sie auf einen weiteren Link – Sage Valentine. Auf ihrer Seite hatte sich nichts geändert, keine Reaktion auf das Chaos bei der letzten Entführung, keine neue Anmeldung. Warum wollte er unbedingt sie? Was war so besonders an ihr?

Zorn wallte in ihr auf. Er sollte ihre Mädchen nehmen, nur ihre Mädchen.

Als sie in das Tanzstudio zurückkam, liefen gerade die letzten Takte von »I Want You To Want Me«. Ganz rechts außen stand Susannah Gray mit ihrem makellosen Lächeln. Als die Musik längst verklungen war, lächelte sie immer noch, offenbar zufrieden über ihre Leistung.

»Susannah!«, rief Glenda.

Das Mädchen zuckte leicht zusammen, und alle Freude wich aus ihrem Gesicht. »Ja, Mrs Hewitt?«

»Komm bitte in mein Büro! Sofort.«

Sie sah, wie die junge Frau einer ihrer Freundinnen einen sorgenvollen Blick zuwarf, ehe sie sich mit aufgesetzt strahlender Miene Glenda zuwandte. »Selbstverständlich, Mrs Hewitt.«

Susannah sollte ihren Zweck erfüllen, bis sie an Sage Valentine herankam. Das Problem war nur, dass sie Sage nicht so kontrollieren konnte wie ihre Mädchen. Wenn irgendetwas schiefging ...

Würde bald noch eine Leiche auf dem Grund des Charles River liegen.

»Pst! Komm her! Ich habe was für dich.«

Die Nase verächtlich hochgereckt, stolzierte die wuschelige Katze quer durch die Küche.

»Hab dich nicht so, Tigerchen. Ich weiß, dass du was von mir willst, und zwar verdammt dringend.«

Taz näherte sich vorsichtig dem Stück Wurst, das Johnny auf einer Fingerspitze balancierte. Sie schnüffelte und ließ beiläufiges Interesse in ihren hübschen grünen Augen aufblitzen.

»Ja, lecker, was? Und selbst gemacht. Meine Mädels bekommen kein Dosenfutter.«

Er hörte, wie Sage leise lachte, ehe sie in der Küchentür erschien. Er sah aus seiner hockenden Position auf, und im selben Moment schnappte die Katze den Leckerbissen mit ihrer flinken Zunge, um dann wohligh zu schnurren.

»Du magst es, wenn dir die Frauen aus der Hand fressen, was?« Sages Lächeln war ebenso warm und aufrichtig wie am Abend zuvor.

»Natürlich«, sagte er und stand auf, um ein paar Krümel von seinen Händen in die Spüle zu klopfen. Er hatte nicht das Recht, mit Lucys Nichte Spielchen zu treiben. Und nun, da Vivian Masters mit ihrer unheimlichen Nachricht die Lage noch verschärft hatte, sollte er sich auf seine Arbeit konzentrieren. Statt der Versuchung nachzugeben, das Feuer wieder anzufachen.

»Wie geht's ihr?«, fragte er.

Sage zuckte die Achseln. »Sie liegt auf meinem Bett und ruht sich aus. Das Poster hat ihr Angst gemacht, genauso wie die Karte, auf der Keisha sie eine Lügnerin genannt hat. Sie meint, das sei Keishas Art von Humor gewesen.«

»Was meinst du?«

»Ich meine«, sagte sie, nahm einen Schwamm und wischte über die Arbeitsplatte, die er bereits sauber gemacht hatte, »dass jemand bei ihr bleiben sollte –«

»Dafür habe ich schon gesorgt, wie versprochen.«

Allerdings. Sein Telefonanruf hatte ihm ein unverhofftes Gespräch mit Dan Gallagher eingebracht. Dan war gerade aus Sydney zurück, zusammen mit dem legendären Ex-Agenten Adrien Fletcher, der für ein Sondertraining in die Staaten gekommen war.

Mit Lucy hatte Johnny gar nicht gesprochen – zum Glück, wenn man bedachte, was er ihr zu sagen hatte –, aber er hatte Dan kurz eingeweiht, und binnen Minuten bekam er Lucys Zusage, einen weiteren Bodyguard nach Boston zu entsenden. Auch Dan würde kommen. Johnny wusste, dass Dan Lucy besonders nahestand. Wahrscheinlich schickte sie ihn, um zu sehen, wie es ihrer Nichte ging.

»Dieser Freund von dir, der auf Vivian aufpassen soll ... ist er auch ein Retter?«

»Nein, die Jungs habe ich hier beim Bodybuilding kennengelernt.«

»Wieso die Mehrzahl? Wie viele sind es denn?«

»Zwei.« Auf ihren überraschten Blick hin zuckte er die Schultern. »He, ich habe halt gleich die Kavallerie mobilisiert, Baby.«

Sie schien sich damit zufriedenzugeben und ging zu ihrem Computer. Mit einem Seufzer trug sie den Laptop ins Wohnzimmer, und ein leises Piepen verriet ihm, dass sie ihn hochgefahren hatte.

Er folgte ihr – Taz auf seinen Fersen – und setzte sich ihr gegenüber. »Willst du jetzt arbeiten?«

»Ich will meine Gedanken sortieren«, sagte sie. »Ich will eine Liste aller Personen erstellen, die involviert sind. Ich werde alle Tänzerinnen googeln, die ich interviewen darf, um möglichst viel Hintergrundinfos über sie zu haben, ehe ich mich mit ihnen verabrede. Dann werde ich mir überlegen, was ich für Fragen stellen will. Somit hast du vollkommen recht«, sagte sie und drückte ein paar Tasten, »denn das würde ich als Arbeit bezeichnen.« Sie drückte noch eine Taste. »Solltest du gelegentlich auch mal versuchen.«

Johnny schlug sich mit der Hand aufs Herz. »Aua!«

Sie hob die Augenbrauen und lächelte leicht. »Die Wahrheit kann manchmal ganz schön schmerzhaft sein.«

Er stützte beide Ellbogen auf den Tisch und legte sein Kinn auf den Fingerknöcheln ab, um sie zu betrachten und zu ergründen, wo in ihren hellen Zügen die Ähnlichkeit zu Lucy lag. Sage hatte auch hohe Wangenknochen, aber nicht die markanten, scharfen Kanten, die Lucys Gesicht so außergewöhnlich machten. Sages Züge waren weicher, weiblicher. Ihr Haar war hellblond gestrahnt, aber zwischen den Strähnen schimmerte ihre Naturfarbe durch, ein Dunkelblond, das weit entfernt war von dem Rabenschwarz seiner Chefin. Dem Schwarz, das nur eine geheimnisvolle weiße Strähne unterbrach. Einen Moment lang überlegte er, ob Sage wuss-

te, welches traumatische Erlebnis in Lucys Vergangenheit zu dieser auffälligen Veränderung geführt hatte.

Sie sah auf, sodass er ihr direkt in die schräg stehenden Augen blicken konnte. Die Augen mochten auf mikronesische Einflüsse hindeuten, waren aber längst nicht so ausgeprägt wie bei Lucy.

»Würde es dir etwas ausmachen, mich nicht die ganze Zeit anzustarren, während ich arbeite?«

»Ich kann nicht anders. Du bist so schön.«

Ihre Miene entspannte sich zu einem Lächeln. »Du bist verrückt.«

»Was bist du eigentlich alles?«, fragte er. »Irisch? Englisch? Deutsch?«

»Ich bin eine bunte Mischung aus allem Möglichen. Mein Vater ist englisch-schottischer Abstammung mit womöglich sogar skandinavischem Einschlag von der Seite meiner Urgroßmutter her. Aber niemand hat das je genau nachgeprüft.« Sie drückte ein paar Tasten und las dann mit gerunzelter Stirn. »Der Großvater meiner Mutter war Franzose, und ihre Mutter ...« Sie hielt inne, klickte und schüttelte dann leicht den Kopf. »... kam aus Mikronesien.«

Bingo.

»Wow! Exotisch.«

»Mh. Ich bin nie da gewesen. Meine Großmutter ist mitten im Pazifischen Ozean zur Welt gekommen, Millionen Meilen abseits der Zivilisation.«

Ihre Großmutter war auf Pohnpei zur Welt gekommen, und er wusste genau, wo das lag. Lucy hatte eine exakte Karte der kleinen Insel in ihrer Bibliothek an der Wand hängen.

»Hast du nicht Lust, deine Verwandten dort mal zu besuchen?«

Sie blickte auf ihren Bildschirm. »Ich dachte, das Verhältnis zu meiner Verwandtschaft hätten wir schon geklärt.«

Vorsicht, Johnny-Boy. Landminen! »Das stimmt, deine Tante.« Er konnte nicht anders. Er musste hinzufügen: »Lucy Sharpe.«

Sie nickte geistesabwesend, rieb sich das Kinn, den Blick aufmerksam auf den Bildschirm gerichtet. »Mh-hm.« Sie machte ein paar weitere Klicks, und ihre Augen weiteten sich beim Lesen vor Interesse.

»Ist sie älter oder jünger als deine Mutter?« Jünger natürlich.

»Viel jünger. Sie war elf, als ich zur Welt kam. Meine Mutter war neunzehn.«

Die Rechnung ging auf. Es war, wie er schon vermutet hatte: Lucy hatte ihn mit einem persönlichen Auftrag betraut, für den sie seine blinde Loyalität brauchte. Alle Bullet Catcher waren loyal, aber er stand außerdem in ihrer Schuld. Lucy wusste genau, dass er den Job erledigen würde, ohne Fragen zu stellen, und dass er den Auftraggeber, der Sages Schutz insgeheim veranlasst hatte, niemals verraten würde.

Mrs Machiavelli hatte mal wieder alle Strippen in der Hand.

Aber wozu die Geheimniskrämerei? Was wäre denn das Schlimmste, was passieren könnte, wenn Sage dahinterkam? Konnte sie denn nicht begreifen, dass ihre Tante nur ihr Bestes im Sinn hatte, ihm verzeihen und aus lauter Dankbarkeit viele, viele Male wunderbar wilden Sex mit ihm haben ...

Nein, das war das *Beste*, was passieren konnte. Aber Bullet Catcher waren darauf trainiert, sich das absolut schlimmste Worst-Case-Szenario auszumalen und dann entsprechend zu planen. Also: Sie würde die Wahrheit herausfinden, ihn für immer hassen und ohne Abschiedskuss auf die Straße setzen.

Nein, das war immer noch zu optimistisch gedacht.

Das Schlimmste, was passieren konnte, war ... Sie würde die Wahrheit herausfinden, ihm verzeihen, zugeben, dass sie verrückt nach ihm war, aus Dankbarkeit wunderbar wilden Sex mit ihm haben – und dann die *echte* Wahrheit über ihn herausfinden.

Dass er Achilles Cardinales Neffe war, der einst in den Straßen von New York als Mafioso sein Unwesen getrieben hatte. Und dann würde sie auch das mit Bella erfahren.

Sein Herz sank ihm bis zu den Knöcheln. *Das* war der schlimmste Fall, der eintreten könnte.

Sie klickte wieder. »Du machst mich wirklich nervös, wenn du mich so anlotzt.«

»Vergiss einfach, dass ich da bin.«

»Als könnte man dich übersehen.«

Er schmunzelte. »Dann stell deinen Rechner weg und sprich mit mir.«

»Nein.« Sie veränderte ihre Sitzposition und las etwas. Zweimal, dreimal. Dann kippte sie den Bildschirm, um ihn darüber hinweg anzusehen. »Ich finde es ja toll, dass du mein Freund sein willst und alles, aber habe ich denn auch mal einen freien Abend? Um vielleicht mit meinen Freundinnen wegzugehen ... oder ins Kino?«

Er würde da sein und sie aus der letzten Reihe beobachten. »Sicher, wenn du das wirklich möchtest.«

»Schon möglich.« Sie drückte ein paar Tasten, und ein leiser Ton verriet, dass sie ein Lesezeichen in ihrem Browser gesetzt hatte. »Irgendwann. So, wen sollen wir denn als Erstes googeln?«

Sein Telefon spielte die Melodie von »Danny Boy«. »Die Kavallerie ist da«, sagte er. »Ich zeige ihr, wo sie parken kann.« Dan hatte wahrscheinlich einen Wagen mit Fahrer, aber er wollte den beiden lieber vorab eine vollständige Einweisung geben. Johnny stand auf und schob seinen Stuhl zurück. »Sage?«

Sie sah auf, offenbar überrascht, dass er ihren richtigen Namen verwendet hatte.

»Verlass die Wohnung nicht und lass niemanden herein! Verstanden?«

Sie salutierte. »Jawohl, Sir.«

»Ich mein's ernst. Und lass sie nicht weg!« Er deutete auf das Schlafzimmer.

»Okay.«

Er ging Richtung Tür und nahm seine Jacke vom Stuhl.

»Johnny?«

Sie sah ihn an, als er sich umdrehte.

»Du wärest ein wirklich großartiger fester Freund.«

»Meinst du?« Er grinste. »Obwohl ich nicht arbeite?«

Sie legte den Kopf schief. »Die Bemerkung hätte ich mir wohl lieber verkneifen sollen.«

»Kein Problem, Süße.«

Sie sah ihm weiter nach, während er zur Tür ging, aber das Lächeln in ihrem Blick war erloschen. Sie sah ihn an wie gestern Abend. Intensiv, ja flehend. So wie sie ihn heute Abend wieder ansehen würde.

»Was ist?«, fragte er.

»Ich mag dich«, gab sie zu. »Das ist alles.«

Sein Lächeln fiel knapp aus, fest wie das Eisenband, das gerade sein Herz zusammendrückte. »Das ist ja auch genug.« Mehr als genug. Er warf ihr eine Kuschhand zu. »Dazu später mehr, Baby.«

Er hatte sie bewusst nicht Sage genannt. Er war bewusst nicht auf ihr Bekenntnis eingegangen. Und er gestattete sich bewusst nicht, darüber nachzudenken, dass er sie auch mochte. Und zwar sehr.

Denn das verlieh dem Worst-Case-Szenario eine ganz neue Dimension.

Sobald Johnny weg war, kehrte Sage auf die markierte Seite bei www.takemetonight.com zurück. Sie hatten sie zu einer weiteren Entführung eingeladen, diesmal auf Kosten der Firma. Ob Johnny davon wusste? Vielleicht hatte er gar nicht gekündigt. Vielleicht war er gefeuert worden, und die Firma bemühte sich um Wiedergutmachung bei seinen Kundinnen.

Wenn Vivian die Wahrheit sagte, gab es einen Zusammenhang zwischen der Entführung und Keishas Tod. Irgendetwas, das sie nicht benennen konnte, hielt sie davon ab, Johnny davon zu erzählen. Ihr E-Mail-Programm meldete piepsend eine neue Nachricht von ghe-witt@nesnowbunnies.com.

Eine Mail von Glenda? Sie öffnete sie rasch.

Würde Sie gern in Ihrer Arbeit unterstützen. Wie wär's mit ein paar Backstageinterviews morgen Abend vor dem Spiel? Kommen Sie direkt zu mir, ich begleite Sie dann in die Umkleide. Zwei Tickets für Sie sind am Schalter hinterlegt. (Männer sind aber leider in der Umkleide nicht zugelassen.)

Sage antwortete nicht sofort. Sie klickte in ihre Suchmaschine zurück und tippte »LeTroy Burgess« ein. Eine lange Liste mit Medienzitaten und Fanseiten erschien. Viel biografisches Material über seine steile Basketballkarriere an der Highschool, seinen Eintritt in die NBA, seine verschiedenen Vereinswechsel, einschließlich dem zu den aufstrebenden New England Blizzards. Beim Durchscrollen klickte sie ein gutes Dutzend Seiten an, bis sie Bilder von LeTroy und Desirée Burgess fand, zusammen mit ihrer zweijährigen Tochter Ava Blue. Den Medien zufolge führte LeTroy ein glückliches Leben, mit einer stabilen Ehe, beruflichem Dauererfolg und jeder Menge Geld.

Warum sollte er was mit Keisha anfangen? Warum sie mit ihm?

Sage musste mit LeTroy reden. Sie kehrte zu Glendas Mail zurück und klickte auf »Antworten«. Dann nahm sie sich einen Augenblick Zeit, um zu überlegen.

Vielen Dank, Glenda, schrieb sie. Ich werde da sein. Würde sehr gern mit den Tänzerinnen sprechen. Mein Verleger hat mich übrigens gebeten, auch ein paar O-Töne von Spielern zu besorgen. Meinen Sie, ich könnte nach dem Spiel mit einem von ihnen reden? LeTroy Burgess würde die Leser sicher am meisten interessieren. Gibt's da eine Chance?

Gruß, Sage

Die Antwort kam prompt:

Keine Interviews während der Play-offs. Möglicherweise lässt sich zu einem späteren Zeitpunkt etwas machen. G.

Sie grübelte noch, wie sie diesen Stolperstein aus dem Weg räumen könnte, als die Tür aufging und Johnny hereinspähte.

»Mach dich auf etwas gefasst, Puppe. Die Verstärkung ist da.« Er trat ein, gefolgt von zwei Männern, die alles an Atemluft verpuffen ließen, was Johnny übrig gelassen hatte.

»Hi.« Grüne Augen blitzten hinter einer goldblond schimmernden Haarlocke, und mindestens ein Meter fünfundachtzig Muskeln und Charme strahlten sie an. »Ich bin Dan Gallagher.«

Hinter ihm trat der andere Mann ein, der noch breiter war und noch eindrucksvoller aussah. Er schüttelte den Kopf, sodass seine lange dunkelblonde Mähne eine winzige goldene Kreole an seinem Ohr offenbarte. »Tag, Sage!« Sein australischer Akzent war so auffällig wie sein Haar und ebenso anziehend. »Ich bin Adrien Fletcher.«

Sie klappte den Laptop zu und stand auf. Das waren Bodybuilder? Vielleicht sollte sie mit dem Laufen aufhören und lieber regelmäßig in die Muckibude gehen.

»Hi«, begrüßte sie die beiden. »Nett, dass Sie vorbeischauen.«

»Ich kann nicht bleiben«, sagte Dan. »Ich wollte Sie nur kennenlernen.«

»Ach so?« Fragend sah sie Johnny an, der die Augen verdrehte.

»Er ist so was von neugierig«, sagte Johnny und zuckte die Schultern, die noch in seiner Lederjacke steckten. »Fletch wird bei Vivian bleiben. Er bringt sie nach Hause, wenn sie so weit ist.«

Dan warf ihr wieder eines seiner herzerwärmenden Lächeln zu und offenbarte dabei leicht überstehende Vorderzähne. »Sie sind also Sage Valentine.«

»Höchstpersönlich.«

»Er neigt ja sonst gern mal zum Übertreiben, unser Johnny.« Dan ließ sich auf das Sofa fallen, schlug seine langen Beine übereinander und legte seine Arme auf die Rückenlehne. »Aber nicht in diesem Fall. Sie sind umwerfend.«

Sie rollte die Augen, musste aber grinsen. »Danke!«

Johnny zwinkerte ihr zu. »Was dieser Mann sagt, darf man auf keinen Fall ernst nehmen«, warnte er. »Er ist ein großartiger Lügner.«

Dan lachte, als würden sie sich sehr gut kennen. Hatte Johnny nicht gesagt, er sei erst kürzlich nach Boston gezogen? Ihr Umgang verriet eine sonderbare Vertrautheit. Der Australier war zum Erkerfenster getreten und schob die Vorhänge zur Seite, um in aller Ruhe einen Blick auf Chestnut und Charles Street zu werfen. »Nette Gegend«, sagte er. »Kostet bestimmt ein Vermögen, hier zu wohnen.«

»Billig ist es nicht«, räumte sie ein. »Woher kommen Sie?«

»Aus Canberra.« Er sah über die Schulter, und ein jugenhaftes Lächeln malte Grübchen auf seine Wangen und verwandelte seine finstere Miene in ein äußerst attraktives Gesicht. »Schon mal Down Under gewesen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich würde aber gern mal dorthin reisen. Wie lange sind Sie schon hier?«

»Noch nicht sehr lange«, erwiderte er und wandte sich vom Fenster ab. Gegen das Licht, das von draußen hereinfiel, zeichnete sich seine eindrucksvolle Silhouette ab. Sage mochte Gesichtsbehaarung sonst nicht so sehr, aber bei ihm sah das kleine dreieckige Büschel unter der Lippe toll aus. Ebenso der Ohrring und das Wuschelhaar.

»Ist hier die Cheers Bar in der Nähe, wo die Fernsehshow aufgezeichnet wird?«, fragte er und ließ erneut seine Grübchen sehen. »Ich fand die Show immer großartig.«

»Sie ist hier in der Beacon Street, nur ein paar Querstraßen weiter.«

»Das ist ein Neppschuppen für Touristen, Fletch«, sagte Dan.

Sofort schossen unzählige Fragen durch Sages Reporterhirn, angefangen damit, wie lange Johnny die beiden wirklich kannte. Doch da trat dieser plötzlich ins Wohnzimmer, eine kleine Pistole in der Hand.

»Hatten Cheerleader früher nicht mal Pompons?«

»Wo hast du die gefunden?«, fragte Sage.

»In Vivians Handtasche.«

Sie ließ die Kinnlade sinken. »Du hast ihre Tasche durchsucht?«

»Und eine Pistole gefunden. Ich weiß schon, was ich tue, Häschen.« Er drehte die Waffe in der Hand. »Eine Kugel fehlt.«

»Vielleicht ist der Bodyguard gar nicht aus dem Job geschieden«, bemerkte Dan. »Sondern aus dem Leben.«

Sage stockte kurz der Atem, und der Australier trat vor, um Johnny die Waffe aus der Hand zu nehmen, am Lauf zu schnüffeln und sie zu untersuchen. »Die wurde erst kürzlich abgeschossen, würde ich sagen.« Er wirbelte die Waffe herum wie ein Spielzeug. »Hübsches kleines Teil, was?«

»Aber nicht sehr wirkungsvoll«, schränkte Johnny ein. »Ich bezweifle, dass sie viel Schaden anrichten kann.«

»Sie hat immerhin das Schloss meines Garagentors zerfetzt und mir das Leben gerettet.« Vivian stürmte in den Raum, in einem T-Shirt, das kaum bis zu ihren Oberschenkeln reichte. Ihr langes Haar war zerzaust, und ihre goldenen Augen funkelten, als sie nach der Waffe griff. »Her damit!«

Fletch riss sie aus ihrer Reichweite. »Tut mir leid, meine Liebe. Auch für solch ein Minimodell braucht man einen Waffenschein.«

»Erstens habe ich einen, und zweitens: Wer sind Sie eigentlich – Crocodile Dundee?«

Dans Lachen mündete in ein Husten.

»Ich bin Fletch.« Er schob die Waffe in seine Hosentasche und streckte Vivian eine Hand entgegen. »Da habe ich wohl den Hauptgewinn gezogen, was?«

Vivian warf einen Seitenblick auf Sage. »Kennst du diese Typen?«

»Ich kenne sie.« Johnny trat vor. »Darf ich vorstellen? Adrien Fletcher – Vivian Masters. Und das« – er deutete mit dem Kopf zum Sofa – »ist Dan Gallagher. Diesen Männern können Sie getrost Ihr Leben anvertrauen.«

»Gleich zwei?«

Dan stand auf. »Bedauerlicherweise bin ich nur mitgekommen, um Johnnys neue Freunde kennenzulernen. Aber glauben Sie mir, Sie sind bei Dundee in besten Händen.« Er ließ kurz seinen Blick über sie wandern, kaschierte das aber gekonnt mit einem gewinnenden Lächeln.

Vivian stemmte die Hände in die Hüften und setzte eine Miene auf, die keine Kompromisse duldete. »Hören Sie, ich erzähle keine Lügen. Behalten Sie die Waffe, wenn Sie wollen. Aber zweifeln Sie nicht an meiner Lage. Ich brauche wirklich Personenschutz.« Sie musterte prüfend Fletchs breite Brust. »Das wird gehen. Und jetzt lassen Sie uns rasch gehen, denn ich habe heute schon zwei Proben verpasst und soll morgen bei einer Veranstaltung tanzen, die landesweit übertragen wird. Kapiert?«

Fletchs Blick wurde ernst. »Ich sterbe vor Ihnen, Puppe. Wollen Sie sich was anziehen oder lieber so gehen?«

Vivian warf ihm einen vernichtenden Blick zu und machte dann mit einer eleganten tänzerischen Bewegung kehrt, um in den Flur zu gehen. »Kommen Sie«, rief sie. »Ich möchte, dass Sie wissen, worauf Sie sich einlassen. Da gibt es etwas, das Sie sehen sollten.«

Fletch hob eine Braue, als wäre er es nicht gewohnt, Anordnungen entgegenzunehmen, ging ihr aber dann doch nach. Vermutlich wollte sie ihm das Poster zeigen, dachte Sage.

Ein leises digitales Piepsen veranlasste Dan, auf sein Handy zu schauen.

»Es tut mir wirklich leid, dass ich nicht bis zum Spiel bleiben kann, aber mein Taxi ist da.« Er ging auf Sage zu,

legte ihr eine Hand auf die Schulter, hob ihr Kinn mit einem Finger und sah sie an wie ... nun ja, genau wie Johnny sie noch vor ein paar Minuten angesehen hatte. Viel zu intensiv. »Passen Sie gut auf sich auf, Sage Valentine«, sagte er und küsste sie auf die Stirn.

Als er zur Tür ging, folgte ihm Johnny. »Ich bin gleich wieder da, Sage.«

Sage starrte noch auf die Tür, als sie längst zugefallen war. Warum hatte dieser Mann sie geküsst? Sie waren sich nie zuvor begegnet, und doch war es fast so, als würde er sie kennen. Sie fasste sich an die Stirn und wurde das Gefühl nicht los, dass Dan Gallagher ihr etwas mitteilen wollte.

Neugierig trat sie ans Fenster. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand mit laufendem Motor eine Limousine mit geschwärzten Scheiben. Jetzt kamen Johnny und Dan. Dan öffnete die Beifahrertür, um einzusteigen. Johnny lehnte sich ans Auto und sprach in das geöffnete Fenster hinein. Einmal lachte er und warf einen Blick zurück auf ihr Haus.

Sage duckte sich hinter dem Vorhang, um nicht gesehen zu werden. Doch einen zweiten Blick konnte sie sich nicht verkneifen. Das war nicht einfach eine normale Limousine. Das war ein Lincoln Town Car mit Chauffeur.

Was war das für ein Fitnessstudio, aus dem diese Jungs kamen?

17

Es war die reinste Fleischschau: überall Schenkel, Hüften, Hintern, flache Bäuche und chirurgisch perfektio-

nierte pralle Brüste. Der Geruch von Haarspray, Selbstbräuner und Deo erfüllte die Luft in der Umkleide, Spannung und Lampenfieber waren fast greifbar. Hohe Mädchenstimmen tönnten durcheinander, unterbrochen von Gelächter oder hin und wieder einem entnervten Aufschrei oder einem Ausruf der Begeisterung.

»Entschuldige.« Sage beugte sich vor, um besser zu verstehen, was Pamela mit leiser Stimme gesagt hatte. »Sagtest du dreimal die Woche?«

Pam nickte. Und lächelte. Das tat sie oft und offenbarte dabei eine Reihe blendend weißer Zähne. »Jede Woche. Ohne Ausnahme. Es ist ein Vollzeit...« Der Rest ging im Gebläse zweier Haartrockner unter, die unvermittelt loslegten.

»Ähm, meinst du, wir könnten vielleicht rausgehen, Pam?« schlug Sage vor.

Pam sah nach links, wo Glenda saß und so tat, als würde sie eine Liste mit Musiktiteln durchgehen, in Wahrheit aber jedes Wort ihres Gespräches verfolgte. Sofort hob sie eine Hand. »Hiergeblieben, Pam. Niemand verlässt die Umkleide.«

Mit leichtem Schulterzucken rückte Pam näher an Sage heran. »Tut mir leid, aber ich darf nicht schreien. Ich muss meine Stimme für das Spiel schonen.«

»Kein Problem«, versicherte Sage und wünschte, sie würde eine Stelle finden, um ihren »Energydrink« abzustellen, den ihr Glenda zur Begrüßung überreicht hatte. Aber es gab auch keine Fragen mehr. Wen interessierte schon, wie oft in der Woche diese Mädels trainierten oder wie viele Stunden sie nahmen oder in welchen Werbefilmen sie zu se-

hen waren? Die Frage, die sie gern stellen würde, könnte Pam ihr ohnehin nicht beantworten, schon gar nicht, solange Adlerauge in der Nähe war.

»Ist denn Ashley McCafferty da?«, fragte Sage. »Ich würde wirklich gern mit ihr sprechen.«

Da war Glenda sofort zur Stelle. »Sie ist zu ihrer Familie nach Indiana gefahren«, erzählte sie. »Donnerstagsmorgen schon. Ich habe ihr einen Wagen bestellt, der sie zum Flughafen gebracht hat.«

Abholen um 8:45. Sage hatte Ashleys Kalendereintrag immer noch vor Augen.

»Warum sollte sie vor dem Ende der Basketballsaison wegfahren?«, wollte Sage von Glenda wissen.

»Sie ist jetzt nur noch Zweitbesetzung«, erklärte Glenda. »Ihre Leistungen waren in letzter Zeit nicht ausreichend.«

Pamelas mitfühlende Miene bestätigte Sage, dass das nicht gelogen war. »Es ist hart«, sagte sie. »Der Konkurrenzdruck ist enorm.«

Sage sah über Pamelas Schulter und fing in einem hohen, von Glühlampen gerahmten Garderobenspiegel Vivians Blick auf. Sage schickte ihr eine stumme Bitte um Hilfe, worauf Vivian mit dem Kopf nach rechts deutete, auf eine junge Frau mit langen dunklen Haaren, die neben ihr saß. Sage erkannte Claudia Larkin sofort. Vivian machte eine kleine Handbewegung, als würde sie tippen.

Claudia hatte offenbar eine Entführung mitgemacht. Ob Sage es schaffen würde, mit ihr zu reden, ohne dass Glenda Hewitt alles mithörte und steuerte?

Ein weiterer Fön fing an zu blasen, und Glenda wurde von einer der Tänzerinnen angesprochen. Sage ergriff sofort die Chance und sagte zu Pamela: »Entschuldigst du mich eine Sekunde?«

Ohne die Antwort abzuwarten, bahnte sie sich zwischen lauter halb nackten Frauen hindurch einen Weg durch die Umkleide. Sie sagte kein Wort zu Vivian, sondern schob sich sofort neben Claudia auf die Bank und stellte ihren Trinkbecher auf dem Schminktisch ab. Claudia blickte Sage aus asymmetrischen Augen an, denn das linke Lid zierten bereits dicke falsche Wimpern.

»Hallo, Claudia, ich bin Sage Valentine.«

Claudia nickte und schaute über die Schulter auf Glenda, die noch mit der anderen Tänzerin sprach. »Tut mir leid, aber ich stehe nicht auf der Liste. Ich darf nicht mit Journalisten reden.«

»Woran liegt das deiner Meinung nach?«

»Das kann an tausend Dingen liegen. Vielleicht weil ich beim Spiel gegen Miami Heat nicht fest genug mit dem Arsch gewackelt habe? Vielleicht weil ich nicht zu Glendas Lieblingen gehöre? Vielleicht weil ich beim letzten Spiel den falschen Lidschatten benutzt habe? Wer weiß schon, warum manche von uns Sonderprämien bekommen und andere nicht.«

»Vielleicht liegt es daran, dass du eine takemetonight-Entführung mitgemacht hast. Die auf meiner Liste stehen, waren alle noch nicht dabei, weißt du. Ich würde gern mit dir darüber reden. Vertraulich, wenn du möchtest.«

Claudias Lider flatterten, und die falschen Wimpern lösten sich im Augenwinkel. Leise fluchend wandte sie sich dem Spiegel zu.

Sage berührte Claudias Handgelenk. »Was ist passiert, als du entführt wurdest?«

Claudia vergewisserte sich im Spiegel, dass Glenda sich nicht von ihrem Platz wegbewegt hatte. Die Mädchen hatten tatsächlich alle Angst vor dieser Frau. Wie viel Macht hatte sie wirklich über sie? »Nichts.«

»Was meinst du mit ›nichts‹? Kein Kick? Keine Angst? Keine Rettung? Kein Spaß?«

Claudia zog sich die falschen Wimpern ab und warf sie auf den Schminktisch, um dann zu einer kleinen Tube Kleber zu greifen. »Ich kann mich nicht erinnern.«

»Du erinnerst dich an nichts?«

Claudia verdrehte die Augen. »Könnte sein, dass da was mit Drogen lief, verstehst du? Und das ist mit Sicherheit auch der Grund, warum ich nicht auf der Liste für die *Boston Living* stehe.« Sie drückte in einer dünnen Linie Kleber auf das Wimpernband und zeigte Sage ein aufgesetztes Lächeln. »Frag Briana. Sie meinte, für sie sei es die reinste Offenbarung gewesen. Aber wenn du jetzt nicht bald weg bist, werde ich da draußen die Einzige sein, deren Augen man nicht sieht.«

»Woran erinnerst du dich denn?«, hakte Sage nach. »An den Wagen? An den Mann, der dich entführt hat?«

Claudia ließ die Hände auf den Schminktisch sinken. »Ich weiß, warum du hier bist. Du möchtest wissen, was mit Keisha passiert ist. Ich weiß, dass ihr zusammengewohnt

habt und sie an dem Abend, an dem sie starb, für ein Kidnapping angemeldet war. Stimmt's?«

»Stimmt.« Sage drückte ihre Hand. »Bitte, hilf mir!«

»Da musst du mit jemand anders sprechen.« Claudia sah wieder über die Schulter und flüsterte: »Mist, sie kommt!«

»Wer, Claudia?«, flehte Sage. »Mit wem soll ich sprechen?«

»Mit ihrem Liebhaber«, erwiderte Claudia leise. Dann fing sie heftig an zu zwinkern, sodass die Wimpern vor ihren Augen flatterten. »Tut mir leid, Sage«, sagte sie laut. »Ich kann jetzt nicht mit dir reden. Glenda, ist eine von den Visagistinnen frei, um mir mit diesen Wimpern zu helfen? Die neuen sind längst nicht so gut wie die, die wir vorher hatten.«

»Die sind alle beschäftigt, Claudia. Ein paar von euch müssen ohne die Profis auskommen.« Sie fixierte Sage mit ihren blauen Augen. »Nehmen Sie Ihren Becher bitte mit! Sie können gleich Ihr nächstes Interview machen.«

Sie wollte mit LeTroy reden, alles andere interessierte sie nicht. Wie konnte sie nur an ihn herankommen? Hier, heute Abend? Sobald er in seinem bewachten und ummauerten Haus verschwunden war, hätte sie keine Chance mehr. Sie sah Vivian an, die sich sorgfältig die Lippen schminkte und nicht auf sie achtete.

»Glenda«, sagte Sage und stand auf. »Ich muss unbedingt nach dem Spiel heute Abend mit einem der Spieler sprechen. Wenn Sie mir nicht helfen können, stelle ich mich eben vor die Spielerumkleide und versuche mit meinem Presseausweis ein Interview zu bekommen.« Das würde

Glenda vermutlich nicht gefallen. Ihr war es mit Sicherheit lieber, die Kontrolle zu behalten.

Glenda runzelte besorgt die Stirn. »Ich wusste ja nicht, dass Ihnen das so wichtig ist. Mit wem möchten Sie denn sprechen?«

»LeTroy.«

»Aber selbstverständlich.« Glendas Mund kräuselte sich zu einem kleinen Lächeln. »Er ist einer meiner Lieblingsspieler und immer ganz reizend zur Presse. Ich kann das für Sie in die Wege leiten.«

Tatsächlich?

»Unter einer Bedingung. Keine Fotos. Das ist in seinem Vertrag streng geregelt.«

»Gut. Prima. Wann und wo?«

»Kommen Sie sofort nach dem Abpfiff zu mir, dann haben Sie ein paar Minuten mit ihm, wenn er vom Feld kommt. Wird das genügen?«

»Absolut. Wo finden wir Sie dann? Hier?«

»Nicht *wir*, meine Liebe.« Sie deutete mit einem Finger auf Sage. »Sie allein. Ihren promigeißen Freund brauchen Sie nicht mitzubringen.«

»Er ist nicht –«

»Allein.« Glenda maskierte den scharfen Ton mit einem falschen Lächeln, nahm den Becher mit dem Energydrink und drückte ihn Sage in die Hand. »Aber jetzt sollen sich die Mädchen auf das konzentrieren, was sie am besten können: strahlen, Herzen brechen und den Fans einheizen.«

Hinter Glendas Schulter sah sie im Spiegel, wie Vivian die Augen rollte.

Glenda nahm Sage am Arm und zog sie zur Tür. »Wir sehen uns nach dem Spiel.« Sie kamen an Pamela vorbei, die immer noch lächelte und aus einem Wasserglas trank.

»Hast du zwei davon genommen?«, erkundigte sich Glenda.

Pamela nickte und trank weiter.

»Braves Mädchen, du wirst dich gleich besser fühlen.« Glenda schob Sage weiter Richtung Tür, vorbei an dem Gedränge aus Busen und Hintern. »Susannah!«, rief sie einem der Mädchen zu, das sich gerade in ein Paar Hotpants zwängte. »Viel Glück heute Abend, Liebes! Ich hab auf dich gesetzt!«

Die junge Frau strahlte zurück. »Ich bin so aufgeregt, Glenda. Danke!«

Hatte Sage die Choreografin falsch eingeschätzt? Hier, in ihrem Element, mit ihren Mädchen, wirkte sie fast ... menschlich. Fürsorglich. Freundlich.

»Merken Sie sich die Stelle«, sagte Glenda, als sie die Tür zu einem langen Flur öffnete, der in die Halle führte. »Wir treffen uns draußen, vor dieser Tür dort.« Sie deutete auf einen anderen Ausgang auf der gegenüberliegenden Seite, wo sie mit Johnny schon einmal gewartet hatte. Das war wohl der Geheimausgang für die Spieler, die nach dem Spiel nicht mehr von Fans belästigt werden wollten. »Ich bin sicher, dass Sie mit LeTroy sprechen können, wenn Sie allein kommen.«

Johnny würde das nicht gefallen, aber da konnte sie jetzt auch nichts ändern. Zum Teufel, er hatte selbst genug Geheimnisse vor ihr. Sie würde kein schlechtes Gewissen ha-

ben, weil sie ihn nach dem Spiel allein ließ. Sie spürte, dass sie einer Antwort näher kam, und dafür würde sie alles tun, was notwendig war. Auch wenn sie Johnny dafür hintergehen musste.

»Es macht Spaß, mal wieder verdeckt zu arbeiten.«

Dan lachte leise und stellte seine Füße auf den leeren Stadionsitz vor ihm. »Da spricht die Agentin aus dir.«

»Nein, im Ernst.« Lucy Sharpe stellte ihre Füße in den grellpinken Turnschuhen neben seine riesigen Profi-Nikes. Sie hatte noch nie ein paar pinkfarbene Schuhe besessen, was diese Tarnung – mitten unter den New-England-Basketball-Fans – umso vergnüglicher machte. Es war ein bisschen so wie damals, als sie sich als Geisha ausgegeben hatte, um einem japanischen Diplomaten militärische Geheimnisse zu entlocken. »Manchmal vermisse ich die Feldarbeit.«

»Nicht genug, um bei uns mitzumachen«, sagte er trocken. »Was verdammt schade ist, da wir ein Spitzenteam wären: Dan und die Lucy-Juicy.«

Sie lächelte. Dan hatte sie bei seinem ersten Einsatz, den er in ihrem Auftrag erledigt hatte, so genannt, und leider hatte sich der Name gehalten. Wenige andere Bullet Catcher wagten es, sie mit diesem oder anderen Spitznamen wie »Mrs Machiavelli« anzusprechen. Dan schon. Er hatte Nerven wie Drahtseile, blitzschnelle Reflexe und einen Sinn für Humor, der sogar das kälteste Herz erwärmte. Ganz gleich wie viel Schmerz es schon erduldet hatte.

Lucy hatte längst die zwei Männer entdeckt, die ein paar Meter vom Spielfeld entfernt unter den Zuschauern standen.

Sie unterhielten sich wie befreundete Fans, doch zwischendurch ließen sie die Augen über die Ränge wandern. Johnny sagte etwas, das Fletch zum Schmunzeln brachte, doch Lucy erkannte sofort, dass der wuchtige Australier dabei nie die Zuschauerränge aus den Augen ließ.

»Fletch war gar nicht begeistert davon, dass er Australien wegen des Trainings verlassen musste«, sagte Lucy. »Aber ich glaube, die unerwartete Action im Feldeinsatz gefällt ihm.«

»Wer soll ihm das verdenken? Wart's ab, bis du die unerwartete Action in Person siehst.« Auf Lucys Seitenblick hin fügte er hinzu: »Nicht, dass das eine Rolle spielen würde, aber sie ist ein richtig heißer Feger.«

»Streng genommen, ist sie ja kein Auftrag«, räumte Lucy ein. »Betrachten wir es als Gefallen, den ich jemandem schulde.«

Dan beugte sich näher zu ihr, als jeder andere ihrer Angestellten es wagen würde. »Betrachten wir es als Lucys Privatsache.«

Sie strich sich eine Strähne ihrer blonden schulterlangen Perücke zurück. »Sie gehört zur Familie, Dan.«

»Vivian Masters? Wohl kaum.«

Lucy erwiderte den Blick aus seinen magischen Augen, die immer in sie hineinzuschauen schienen. »Aber Sage Valentine.«

»Wie lange soll denn Johnny-Boy hierbleiben?«, fragte er. »Ich könnte ihn bei meinem Sonderauftrag nächste Woche in Mexico City brauchen. Anschließend geht Alex ja für eine Weile nach Kuba zurück, und da dachte ich, Johnny

könnte die Arbeit von Alex und Jazz in Miami fortführen. Chase ist –«

»Wenn ich mich richtig erinnere, bin ich die Chefin dieser Firma.« Sie gab sich keine Mühe, ihren Ton oder ihren Blick zu entschärfen. Trotz blonder Perücke, rosa Brille und pinkfarbenen Sneakers war sie immer noch die einzige Inhaberin von Bullet Catcher. Dan vertraute sie von allen Mitarbeitern am meisten, aber er war nicht ihr Partner. Sie würde niemals wieder einen Partner haben, weder bei der Arbeit noch privat. Nie wieder.

Dan nickte ihr leicht zu, aber in seinen grasgrünen Augen glitzerte es. »War ja nur ein Vorschlag, Boss. Du leitest die Firma, du entscheidest über die Aufträge, du sagst an, wo es langgeht.«

»Und du pfeifst mich zurück, falls meine Familienangelegenheiten die Firma in Gefahr bringen.«

Er legte seine warme, vertraute Hand auf ihre. »Ich schätze, Bullet Catcher ist auf lange Sicht weit davon entfernt, rote Zahlen zu schreiben.«

»Da könntest du recht haben.« Das Unternehmen fuhr satts Gewinne ein.

»Du hast also volle Legitimation, die vorhandenen Ressourcen einzusetzen, um zu helfen, wem immer du willst.«

Natürlich war das so. Und im Grunde widerstrebte ihr zutiefst, dass sie sich das sagen lassen musste, ausgerechnet von einem ihrer Mitarbeiter. Andererseits hatte sie an dem Tag, an dem sie Dan Gallagher kennengelernt hatte, zum ersten Mal seit Langem wieder gelacht. Und würde jetzt am liebsten ihren Kopf an seine Schulter legen und ihm für seine

großartige Hilfe danken. Aber genau da lag das Problem. Wenn er ahnte, dass sie schwache Momente hatte, würde sie vielleicht ihren besten Sicherheitsspezialisten verlieren.

»Da ist sie«, sagte sie und stellte die Füße wieder auf den Boden, um sich ganz auf Lydias einzige Tochter mit ihrem seidig blonden Haar und dem selbstsicheren Auftreten zu konzentrieren. Die junge Frau betrat gerade das Stadion vom gegenüberliegenden Ende aus und war noch weit von Johnny und Fletch entfernt. »Meine Güte, ist sie hübsch!« Ihr war nicht bewusst, dass sie die Worte leise, aber hörbar ausgesprochen hatte oder dass Dan seine Finger in ihre verwoben hatte.

»Allerdings«, stimmte er zu. »Temperamentvoll, klug und ...«

»Und was?«

»Ziemlich angetan von ihrem neuen Freund.«

Lucy überdachte kurz diese Neuigkeit. »Johnny ist gut, Dan. Eine Affäre mit ihr gibt ihm die Möglichkeit, immer in ihrer Nähe zu sein und Schaden von ihr abzuwenden.« Und auch wenn die Sache über einen gelegentlichen Kuss hinausging, so verbuchte sie das unter Johnnys Bemühungen, seine Tarnung aufrechtzuerhalten. Schließlich war die Sache wichtig, sie musste Sage bei ihren Recherchen einfach beschützen. Sie waren sich fremd geworden, aus grotesken Gründen, und doch liebte Lucy dieses Mädchen wie ihr eigenes Kind.

Sage hatte ihre Schritte verlangsamt und winkte lächelnd jemandem auf den Rängen zu.

»Johnny ist sauer, weil du ihm nicht gesagt hast, wer sie ist, Lucy«, sagte Dan leise.

Es war nicht das erste Mal, dass sie den Zorn eines ihrer Bullet Catcher auf sich gezogen hatte. »Das wird vergehen. Er weiß, wie das mit familiären Verpflichtungen ist.«

Dan schnaubte. »Besser als jeder andere. Aber er ist von ihr genauso angetan wie sie von ihm.«

»Er arbeitet undercover«, gab sie zurück. »Er versteht seinen Job. Man lässt sich nicht mit seinen Klientinnen ein.«

»Erzähl das mal Alex und Max.«

Die Frauen, die die beiden beschützt und in die sie sich verliebt hatten, waren aber nicht Lucys Nichten gewesen.

»Das war was ganz anderes.«

»Inwiefern?«

»Mich würde jetzt mehr interessieren, wer *das* ist.« Sie konzentrierte sich auf den älteren Mann, der von seinem Sitz aufstand, um Sage mit einer herzlichen Umarmung zu begrüßen.

Dan konnte sein Handy fast ebenso schnell zücken wie seine Waffe. Er drückte eine Taste, dann sah sie, wie Johnny sein Mobiltelefon aus der Tasche zog.

»Hast du sie im Auge?«, fragte Dan.

Johnny sah nicht offensichtlich in ihre Richtung, aber Lucy wusste, dass er sie im Blick hatte.

»Wer ist der Glatzkopf?« Dan hörte einen Augenblick zu, dann flüsterte er Lucy zu: »Der Arzt, den wir für ihn überprüfen sollten. Dr. Garron.«

Der Mann hatte sich als sauber erwiesen. Doch seine Hand lag noch immer auf Sages Schulter, und irgendetwas an seiner Körpersprache beunruhigte Lucy. »Er will etwas

von ihr«, sagte sie zu Dan und ging im Kopf den wohlwollenden Bericht durch, den sie Johnny gemailt hatte.

»Was meinst du, was er von ihr will?«

»Nicht Sex. Irgendwas anderes.« Lucys Agenteninstinkt hatte voll angeschlagen.

»Deine Gefühle für sie machen dich blind«, sagte Dan leise zu ihr und sprach dann in sein Telefon: »Los, hol dir dein Mädchen, J.C.«

Johnny schickte einen finsternen Blick in ihre Richtung.

»Ups«, machte Dan. »Ich meine natürlich, deine Klientin.«

Johnny klappte sein Handy zu und bewegte sich geschmeidig durch die Menge auf Sage zu. Im nächsten Moment war er bei ihr, und Lucy beobachtete die drei, wie sie sich unterhielten, analysierte ihre Körpersprache. War sie wirklich blind wegen ihrer Gefühle für Sage? Schenkte sie deshalb ihren Bauchgefühlen so viel Beachtung, die ihr gerade eine Warnung förmlich zuschrien?

»Wie es aussieht, findet Johnny den Auftrag ziemlich gut«, bemerkte Dan mit einem leichten Lächeln.

Da konnte sie nicht widersprechen, und ganz augenscheinlich war die Sympathie beidseitig. Es war nicht zu übersehen, wie sehr Johnny und Sage einander mochten und bewunderten, die Zuneigung war förmlich spürbar. Doch dann wanderte Lucys Aufmerksamkeit wieder zurück zu Garron, der seine Augen nicht von Sage nahm. »Ich sollte mir diesen Arzt noch mal genauer ansehen«, sagte sie. »Vielleicht war der Bericht nicht umfassend genug.«

»Du brauchst dringend eine neue Assistentin«, sagte Dan.

»Ich arbeite daran«, erwiderte Lucy geistesabwesend und verfolgte, wie Johnny und Sage zu ihren Plätzen gingen.

Johnny hatte in professioneller Lässigkeit seine Hand auf Sages Rücken gelegt. Natürlich wusste er, dass er unter der Beobachtung seiner Chefin – und Sages Tante – stand. Sie setzten sich dicht am Spielfeldrand, und Sage lehnte sich an Johnnys Seite, als wäre das der Platz auf der Welt, wo sie in diesem Moment am liebsten sein wollte. Lucy verspürte einen Anflug von schlechtem Gewissen. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass Sage sich in Johnny verlieben würde. Sie wollte Sage nicht noch mehr wehtun.

Die Lichter flackerten einmal, zweimal, dann lag die Arena in völliger Dunkelheit. Ohrenbetäubender Jubel brach los. Beim ersten Aufblitzen des Strobolichts sah Lucy, wie Sage sich Johnny zuwandte. Aus Hunderten Lautsprechern dröhnte ein einzelner Schlagzeugbeat. Jemand aus dem Publikum johlte, vielstimmiges Pfeifen folgte, doch Lucy beobachtete ihre Nichte.

Das Stroboskop blitzte in schneller Folge auf, sodass Sages Bewegungen abgehackt aussahen wie in einem alten Stummfilm, als sie jetzt die Arme hob und ihre Hände auf Johnnys Gesicht legte.

»Ladys und Gentlemen! Boston, Massachusetts!«

Die Reaktion war ohrenbetäubend, dennoch konnte Lucy den Blick nicht von dem flackernden Bild von Sage und Johnny wenden. Sie kamen sich näher. Berührten sich, sahen

sich tief in die Augen, schienen nichts anderes mehr wahrzunehmen.

»Die New England Snow Bunnies wollen euch etwas sagen!«

Grell blendendes Licht wechselte sich mit totaler Dunkelheit ab. Mit jedem Aufblitzen zog Sage Johnny näher an sich, schlang ihre Arme um seinen Nacken und schloss die Augen.

Dann war es vollkommen dunkel. Kein Schimmer war zu sehen. Dennoch starrte Lucy noch immer auf die Stelle, wo sie ihren Bullet Catcher und ihre Nichte wusste. Der Beat vom Schlagzeug und das Lärmen des Publikums schwollen immer mehr an, bis eine männliche Stimme losschmetterte: »I want you!«

Plötzlich tauchten Scheinwerfer das Feld in eisblaues Licht, und zwei Dutzend Tänzerinnen in weißen Lederhospants und Neckholdertops schrien: »To want me!«

Der Song dröhnte aus den Boxen, die Cheerleader legten los, die Zuschauer johlten vor Begeisterung, aber Lucy bekam von alledem nichts mit. Ihre Aufmerksamkeit blieb bei dem Pärchen am Spielfeldrand. Eine junge Frau, die einen jungen Mann küsste, voller Lust und Begehren und ...

»Oh!« Der Laut war Lucy ganz unwillkürlich entfahren.

»Johnny hat es ganz schön erwischt, was?«, rief Dan über den Lärm.

»Um Johnny mach ich mir keine Sorgen«, rief Lucy zurück.

In der Arena wurde es mit einem Mal pechschwarz, und Dan drückte ihre Hand. »Alles wird gut.«

Sie wollte sie so gern beschützen. Über sie wachen, auf sie aufpassen, genau wie ... nun ja, wie eine Mutter es tun würde.

Die beiden küssten sich erneut. Lang, tief, mit schmerzlicher Vertrautheit.

Was hatte sie nur angerichtet? Wenn Sage herausfand, warum Johnny in Wahrheit da war, könnte sie eine eventuelle Versöhnung ein für alle Mal in den Wind schreiben.

Die Lösung war simpel. Sage durfte es nicht herausfinden. Niemals.

Sage überlegte, wie sie Johnny am besten abschütteln sollte. So wie er sie im Auge behielt, seit er plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht war, um sie von Dr. Garron wegzuziehen, würde das wohl nicht einfach werden. Sie dachte kurz darüber nach, ihm die Wahrheit zu sagen, aber es würde ihm gar nicht gefallen, dass Glenda darauf bestand, sie nur allein zu LeTroy zu lassen. Und dann würde er ihr unweigerlich folgen.

Adrien Fletcher schlüpfte kurz vor Spielende auf einen der Plätze neben Johnny. Er sagte etwas zu ihm, das Sage nicht verstand, und sie beugte sich zu ihm, um ihn zu fragen, ob er auf Vivian am Hinterausgang warten wollte.

»Johnny kann Ihnen zeigen, wo das ist«, sagte sie. »Ich muss zurück in die Umkleide, um die letzten Interviews zu machen.«

Johnny sah sie an. »Du bist noch nicht fertig?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das dauert aber nur ein paar Minuten, dann komme ich mit Vivian zusammen raus.«

In den letzten fünf Sekunden erzielten die Blizzards einen Drei-Punkte-Wurf, woraufhin das Publikum in frenetischen Jubel ausbrach und die Snow Bunnies auf das Feld liefen, um einen aufreizenden Siegestanz auf eine Hip-Hop-Nummer von OutKast hinzulegen.

Als die Spieler vom Feld liefen, stand Sage auf, um LeTroy rechtzeitig abfangen zu können, sobald er aus der Kabine kam. »Glenda meinte, sie würde nach dem Abpfiff auf mich warten. Ich muss los. Bis dann.« Sie stand bereits mit einem Fuß im Gang, da packte Johnny fest ihre Hand.

»He, Moment mal, immer langsam, Süße! Ich komme mit.«

»Du musst Fletcher zeigen, wo die Mädchen rauskommen. Ihr müsst außenherum zum Eingang gehen, schon vergessen? Ihr dürft nicht mit mir kommen.«

»Ein gutes Stück weit darf ich mitgehen. Komm, Fletch.« Johnny klopfte seinem Freund auf die Schulter, um ihn von den Tänzerinnen loszureißen. Als sie das äußere Foyer des Stadions erreicht hatten, drangen Hunderte von Menschen aus den Türen. Johnny schob Sage auf seine linke Seite und legte fest den Arm um sie.

»Ist das deine Schokoladenseite?«, fragte sie. »Du stellst mich immer da hin.«

»So komme ich besser an meine Waffe«, erklärte er, ohne die Augen von den vorbeiströmenden Zuschauern zu nehmen.

Ein sonderbares Kribbeln erfasste sie. Meinte er das ernst? Irgendetwas oder jemand in der Menge erregte seine Aufmerksamkeit. Sie folgte seinem Blick, aber er verstärkte

nur den Griff und zog sie enger an sich, um ihr ohne Vorwarnung einen Kuss aufs Haar zu drücken.

Was hatte sie nicht sehen sollen? Sie lugte an ihm vorbei in die Menge ... und verzögerte dann ihre Schritte, um einem Pärchen nachzuschauen, das die Arena gerade verließ.

»War das nicht dein Freund Dan?«, fragte sie.

Johnny blickte kaum in die Richtung. »Ich weiß nicht. Schon möglich. Er ist jedenfalls ein Blizzards-Fan.«

»Ist er mit einer großen Blondine zusammen?«

»Groß, klein, blond, brünett – keine Ahnung. Der Mann hat einen enormen Verschleiß.« Er warf Fletch einen Blick zu, der zustimmend lachte.

Sage ließ es dabei bewenden, da sie vor sich eine Tür mit der Aufschrift KEIN ZUGANG entdeckte, die von einem Sicherheitsmann bewacht wurde.

»Da gehe ich jetzt rein«, verkündete sie. »Wir sehen uns später.« Johnny sollte weg sein, wenn sie sich anmeldete, nur für den Fall, dass Glenda den Namen LeTroy fallen ließ.

»Wir warten hier, bis du drin bist«, widersprach Johnny.

»Bei diesen Menschenmassen braucht ihr eine ganze Weile zum anderen Ende des Stadions. Geht also besser schon mal los, damit Vivian und ich nachher nicht auf euch warten müssen.«

Johnny hielt ihr die Hand entgegen. »Gib mir bitte dein Handy!«

»Wozu?«

»Gib es mir einfach!«

Sie reichte es ihm, und er drückte einige Tasten, ehe er es ihr zurückgab. »Wenn du jetzt die Eins drückst, klingelt es

bei mir. Deine Nummer ist bei mir schon eingespeichert. Verlass auf keinen Fall das Gebäude, ehe du mit mir gesprochen hast, okay? Wir warten auf Vivian und dich.«

»Okay. Bis später.« Sie schob ihn weg.

»He ...« Er ließ seine Hand unter ihren Haaransatz gleiten und hob ihr Gesicht zu seinem. »Pass auf dich auf, okay?« Er küsste sie sanft, so selbstverständlich und mit so viel Liebe, dass sie jetzt doch das schlechte Gewissen drückte. Aber sie würde das später wiedergutmachen. Sie küsste ihn noch einmal auf die Wange. »Mach ich. Bis dann.«

Sobald er sich ein paar Schritte entfernt hatte, sagte sie zu dem Wachmann, dass Glenda sie erwarte, und sah dann zu, wie er in ein Funkgerät sprach. Johnny und Fletch waren knapp zehn Meter weiter stehen geblieben und sahen herüber. Sage winkte ihnen unauffällig zu und formte mit ihren Lippen einen Abschiedsgruß.

Die Tür öffnete sich mit einem Klacken, und Sage erschrak etwas, als sie Julian Hewitt erblickte, dessen eiskalte Augen sie durch dicke, randlose Brillengläser musterten.

»Oh, hallo!« Sie trat ein, in der Annahme, dass er nach draußen wollte. »Mr Hewitt.«

Er deutete mit einer Hand in den Flur hinter sich. »Wir gehen hier entlang.«

»Ach ... so.« Sie hatte mit Glendas Mann, dem Geschäftsführer der Snow Bunnies, bislang kaum etwas zu tun gehabt und war äußerst überrascht, dass er sie zu dem Interview begleitete. Sie sah sich über die Schulter nach Johnny um, dessen harter, finsterer Blick sich in Julian Hewitt bohrte.

Der erwiderte den Blick.

»Ich nehme an, Sie lassen sich nicht dazu überreden, dass ich meinen Freund mitbringen kann?« Plötzlich erschien es ihr doch vernünftiger, Johnny mitzunehmen, als mit diesem Typ allein durch einen schlecht beleuchteten Flur zu gehen.

»Nein, tut mir leid. LeTroy würde das niemals zulassen.«

Der Wachmann schloss die Tür, und alle Geräusche von draußen waren schlagartig ausgeblendet.

»Hier entlang«, sagte Julian und blieb einen Schritt hinter ihr.

»Ein super Spiel, nicht wahr?«, setzte Sage an, um das unbehagliche Schweigen zu brechen. »LeTroy ist jetzt bestimmt in bester Interviewlaune.«

»Ja.«

Sie setzten ihren Weg fort bis zu einer Stelle, wo sich der Flur gabelte. Nach links ging es durch einen weiteren langen Flur zu den Umkleiden der Tänzerinnen. Dort war auch der Ausgang, an dem Johnny und Fletch warten würden. Sollte sie Vivian erst Bescheid sagen?

»Ist er denn schon so weit?«, fragte Sage. »Ich würde nämlich gern vorher noch –«

»Haben Sie eine Kamera?«, wollte Julian wissen, ohne im Geringsten auf ihre Frage einzugehen.

»Nein.«

Sie wandten sich nach rechts, weg von den Umkleiden, und gingen bis zum Ende des Flures, wo sie vor einer Tür ohne Aufschrift stehen blieben.

»Lassen Sie mich Ihr Mobiltelefon sehen«, forderte er sie auf.

Langsam zog sie es heraus und hielt es ihm hin. »Hier. Ich mache es aus, wenn es sein muss.«

»Es hat eine Kamera.«

»Ich schwöre Ihnen, dass ich den Typ nicht fotografieren werde.« Sie konnte die Verärgerung in ihrer Stimme kaum unterdrücken. »Ehrlich.«

Julian schüttelte den Kopf. »Geben Sie mir das Mobiltelefon, oder aus dem Interview wird nichts.«

»Ist das Ihr Ernst?«

Seine Miene ließ daran keinen Zweifel. »Allerdings.«

Eine Welle von Zorn durchlief sie, als sie ihre Hand öffnete und er das Telefon nahm. »Gut.«

Er stieß die Tür auf und drängte sie förmlich hinein. »Warten Sie hier auf LeTroy!« Dann ging er hinaus und schlug die Tür hinter sich zu.

Sage verfluchte ihn, aber auch sich selbst, weil sie ihm ihr Handy gegeben hatte, und sah sich in dem fensterlosen Raum um, der nur spärlich eingerichtet war: ein paar Kunstlederstühle, ein kleiner Tisch und das Logo der New England Blizzards an der Wand. Auf dem Tisch standen zwei Gläser auf Servietten, daneben lagen ein Schreibblock und ein paar Stifte.

Hier würde sie nicht bleiben. Sie legte die Hand auf den Türknauf und drehte, aber nichts geschah. Die Tür war abgeschlossen. »Oh Mann«, stöhnte sie. »Was soll das denn?«

Durch eine Öffnung in der Decke drang kühle Luft in den Raum, die ihr Schauer über die Haut jagte. Oder kam

das daher, dass sie allein in einem Zimmer eingeschlossen war, ohne Handy und ohne dass jemand wusste, wo sie war, außer dem gruseligen Julian Hewitt?

Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen, nahm einen der Becher und roch daran. Wieder der scheußliche Energydrink. Ohne zu trinken, stellte sie ihn wieder zurück und spürte der seltsamen Empfindung nach, die sie schon den ganzen Abend beschäftigte.

Warum wurde sie das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden?

18

Als Vivian Masters in den Schein der Sicherheitsbeleuchtung trat und Johnny einen überraschten Blick zuwarf, stieß er leise einen italienischen Fluch aus. Wie hatte er so dumm sein können?

Fletch bedachte ihn mit einem Blick, der ihn in seiner Erkenntnis bestätigte.

»Wo ist Sage?«, verlangte Johnny von Vivian zu wissen. »Ist sie noch in der Umkleide?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe sie nach dem Spiel nicht mehr gesehen. Tut mir leid, ich habe keine Ahnung, wo sie sein könnte.«

Das Spiel war seit über einer halben Stunde aus. Rund zwanzig andere Mädchen waren schon durch den Ausgang gekommen. Wut und Furcht erfassten Johnny bis in die Zehenspitzen. »Bring sie heim«, sagte er zu Fletch, zog sein Handy heraus und wählte zum zweiten Mal in fünfzehn Minuten Sages Nummer. Die Mailbox. Er steckte das Telefon

wieder weg und ging auf den übergewichtigen Sicherheitsmann zu. »Ich muss da rein.«

»Daraus wird nichts, Kumpel.« Den Blick hatte er mit Sicherheit in vielen Jahren als Türsteher geübt.

»Hören Sie«, sagte Johnny, »meine Freundin ist da drin. Sie sollte vor einer Viertelstunde mit ihr hier rauskommen.« Er deutete auf Vivian. »Und sie reagiert nicht auf Anrufe.«

Der Wachmann löste ein Funkgerät von seinem Gürtel. »Welche davon ist sie?«

»Sie ist keine Tänzerin. Sie ist Reporterin.«

Er hob überrascht die Augenbrauen. »Ich werde jemanden zu den Räumen schicken, wo die Interviews stattfinden. Einen Moment, bitte.« Während er in sein Gerät sprach, überflog Johnny mit den Augen den Parkplatz. In der westlichen Ecke, zwischen Müllcontainern, unweit des Waldrands, entdeckte er den Transporter. Er konnte nicht erkennen, ob die Stoßstange herabhing, aber der Wagen kam ihm trotzdem sehr bekannt vor.

Während er noch überlegte, was er unternehmen könnte, klang Lucys Klingelton aus seinem Handy. »Na toll!«

Fletch grinste. »Erwischt.«

Johnny legte die Hand auf das Telefon, öffnete es aber nicht. Was sollte er ihr sagen? *Ich habe deine Nichte aus den Augen verloren?*

»Gehen Sie ran«, drängte Vivian. »Das ist bestimmt Sache.«

»Nein, das ist jemand anders.« Er klappte den Apparat auf. »Ja. Hier Christiano.«

»Hat sie mich gesehen?«, fragte Lucy ohne Einleitung.

»Um ein Haar. Ich dachte, ihr wärt ...« Er blickte Vivian an, die jedes Wort mithörte. »Egal. Was gibt's?«

»Ich wollte nur wissen, ob wir gesehen worden sind. Johnny, bring deine Tarnung nicht in Gefahr! Auf keinen Fall. Verstehst du? Ruf mich später noch mal an!«

Verdammt! Er hatte Lucy nie angelogen. Auch nicht Informationen unterschlagen, so wie jetzt.

»Capito.«

»Wer war das?«, fragte Vivian, die ihn immer noch besorgt musterte.

»Nicht Sage.« Er kam sich wie der weltallergrößte Betrüger vor. Hatte Lucy etwa gekniffen, als man von ihm das Schlimmste verlangt hatte, was man von einem Menschen fordern konnte – jemanden zu töten, den man liebte? Nein. Lucy hatte ihr Leben aufs Spiel gesetzt, uneigennützig und selbstlos, für Bella und für ihn. Und jetzt log er sie an.

Das Funkgerät in der Hand des Wachmannes krächzte los, und eine männliche Stimme meldete sich: »Die Reporterin interviewt LeTroy und darf nicht gestört werden.«

Wie war das möglich? »Wo ist sie?«, fragte Johnny den Wachmann.

Mit entnervtem Blick gab der Mann die Frage weiter.

»Presseraum eins«, sagte die Stimme aus dem Funkgerät. »Und die letzten beiden Mädchen sind auf dem Weg, Smitty. Sie können dann zuschließen.«

»Wie, zuschließen?«, fragte Johnny. »Sie ist doch noch da drin.«

»Ich bringe die Mädchen zu ihren Autos und schließe dann zu.« Mit einer wichtigtuerischen Geste befestigte er das

Funkgerät wieder an seinem Gürtel. »Presseraum eins ist ein Zimmer für Interviews am anderen Ende der Arena. Gehen Sie außen herum bis zum Westausgang, dort ist eine Tür wie diese hier. Warten Sie dort!«

Die Tür sprang auf, und zwei weitere Tänzerinnen traten mit einem Sicherheitsmann ins Licht heraus.

»Nacht, Ellie, Nacht, Susannah«, sagte Vivian.

»Übernimmst du, Smitty?«, fragte der Begleiter den Mann an der Tür.

»Alles klar. Ich bringe sie zu ihren Wagen.« Als die Tür zugeschlagen war, legte der Wichtiguer den Mädchen seine Hände auf den Rücken. »Ihr müsst hier weg.«

Fletch neigte sich näher zu Johnny. »Wir können mit dir kommen, Kumpel.«

»Nein, danke«, erwiderte Johnny. Wenn Fletch zu lange an seiner Seite blieb, insbesondere jetzt, da er eine verschollene Klientin suchte, würde Vivian vielleicht draufkommen, dass sie sich nicht rein zufällig beim Bodybuilding kennengelernt hatten, sondern aufeinander eingespielte ausgebildete Personenschützer und Sicherheitsexperten waren. Selbst wenn er seine Tarnung aufrechterhalten konnte, würde sie Sage Fragen stellen, und dann würde es wahrscheinlich nicht mehr lange dauern, bis sie zwei und zwei zusammenzählte und auf Tante Lucy kam. »Ich komme klar. Ich bin in fünf Minuten dort, und, glaub mir, ich komme da rein.«

»Okay«, sagte Vivian. »Aber könnten Sie sie noch mal anrufen, bevor wir gehen?«

Während er wartete, dass die Verbindung hergestellt wurde, blickte er über den Parkplatz. Ein Wagen, der einer

Tänzerin vermutlich, parkte gerade aus, während der Sicherheitsmann mit dem anderen Mädchen weiterging. Der Typ war ein Idiot. Es schien fast so, als würde er ausgerechnet die gut beleuchteten Stellen meiden. Nur Muskeln, kein Gehirn.

Als Sages automatische Ansage ertönte, klappte er das Telefon zu und verabschiedete sich von Fletch und Vivian. Beim Ausparken erhaschte er einen letzten Blick auf das Mädchen und den Wachmann. Warum hatte die Tänzerin so weit hinten geparkt? Er wartete, bis Fletch weg war, und wendete dann sein Auto, sodass es mit dem Heck zu den beiden stand.

Sie gingen, das erkannte er im Rückspiegel, direkt zu dem letzten geparkten Fahrzeug in der Ecke. Zu dem Transporter.

Er lenkte den Toyota in die nächste Parkreihe, um seine Frontscheinwerfer auf sie zu richten. Der Lichtkegel erreichte sie nicht, aber er sah, wie die junge Frau rannte, und so drehte er den Wagen weiter nach rechts, bis er sie beide mit dem Licht erfasst hatte. Der Wachmann verfolgte sie.

Verdammt noch mal, was war da los? Er trat das Gaspedal durch und schoss auf sie zu, sodass beide, durch Lärm und Licht abgelenkt, sich umdrehten und stehen blieben. Der Wachmann trat auf sie zu, packte sie am Arm und zerrte sie die letzten Meter zum Wagen. Johnny gab dem Toyota die Sporen und schoss so schnell über einen freien Platz zwischen zwei geparkten Wagen hindurch, dass die Reifen Spuren auf den Asphalt malten.

Aber der Kerl war schnell. Er riss die Hecktür auf und stieß das Mädchen hinein. In dem Moment, als Johnny ihn erreichte, ließ sich der Mann auf den Fahrersitz fallen und schlug die Tür zu. Johnny kam direkt vor dem Transporter mit quietschenden Reifen zum Stehen und kletterte mit gezückter Waffe heraus.

Als die Zündung des Transporters losratterte, entsicherte er und zielte auf die Windschutzscheibe. Der Wagen fuhr rückwärts los, und Johnny senkte den Lauf und schoss krachend auf den rechten Vorderreifen. »Raus da!«, schrie er und hob die Waffe wieder.

Nach einer Sekunde ging die Fahrertür auf, und der Wachmann stieg mit erhobenen Händen aus. »Was soll die Scheiße?«, brüllte er. »Sie hat dafür bezahlt!«

Johnny trat ein paar Schritte näher. »Was machen Sie da?«

»Meine Arbeit! Sie hat dafür bezahlt, entführt zu werden, und genau das mache ich.«

Johnny sah ihn prüfend an. Dieser wichtigtuerische Fettwanst? So ein unglaublicher Typ sollte den Entführer spielen? »Verschwinde, aber schnell!«

»He Mann, ich muss meinen Job zu Ende bringen.«

»Schon erledigt.«

Der Kerl rührte sich nicht. »So zahlen die mir nichts, Arschloch. Lass mich sie zur verabredeten Stelle bringen. Dann kannst du sie retten. Glaub mir, du hast es heute besser getroffen als ich.«

Im Transporter schrie eine Frau: »He!« Sie trommelte gegen die Hecktür. »Was ist da los?«

Johnny hob die Waffe und richtete sie auf das Gesicht des Wachmanns. »Verschwinde!«

Der Mann machte leise fluchend kehrt und rannte über den Parkplatz in die Dunkelheit davon. Johnny trabte zum Wagen, trat gegen die lose Stoßstange und öffnete die Tür.

»Wer sind Sie?«, fragte sie.

»Ihr Retter«, erwiderte er trocken und hielt ihr die Hände entgegen. »Kommen Sie, schnell! Ich hab heute noch einen anderen Job.«

Sie wirkte bestürzt, kletterte aber heraus. »Schon? Sollte dieser Teil nicht länger dauern?«

Angewidert schloss Johnny die Augen. »Wo steht Ihr Auto?«

Sie deutete auf einen Wagen, der näher am Eingang stand. »Das ist wirklich das Letzte«, schimpfte sie und fischte einen Schlüssel aus ihrer Tasche. »Ich dachte, ich bekomme mehr! Glenda hat immerhin zweitausend Dollar springen lassen.«

Glenda? »Sie hat das bezahlt?«

»Meinen Sie vielleicht, wir könnten uns das leisten? Bei neunzig Dollar Gage pro Spiel?« Sie atmete verärgert aus und richtete ihren Automatikschlüssel auf einen Honda Civic. »Sie meint, auf diese Weise könnte sie Teamgeist schaffen. Ich wollte das sowieso nicht machen. Julian hat recht.«

»Womit?«

Sie strich sich ein paar Haare aus dem Gesicht. »Dass Glenda uns auf diese Weise dazu bringt, uns wie Huren zu benehmen, dass sie unser Selbstwertgefühl zerstört.«

Ach, tatsächlich. Aber ein Wort ließ ihn stutzig werden. Als er die Fahrertür für sie öffnete, fragte er: »Hat er das Wort benutzt? *Hure?*«

»Genau das. So hat er mich sogar heute Abend genannt.«

»Er weiß also immer, wer wo und wann gekidnappt wird?«

»He, die zwei sind verheiratet.« Sie maß ihn mit einem langen, prüfenden Blick und lächelte ihn dann kokett an. »Sicher, dass du es dir nicht noch anders überlegen willst? Ich habe dich auf der Website nicht gesehen, aber du bist echt süß.«

»Dann würde Julian recht behalten, oder?«

Überraschung blitzte in ihren Augen auf, die noch von Wimperntuscheresten schwarz waren. »In Wirklichkeit tört ihn das an.«

»Wie meinen Sie das?«

Sie zog eine angeekelte Grimasse. »Er ist hin- und hergerissen. Einerseits möchte er der große Beschützer sein, andererseits würde er am liebsten jede Einzelne von uns ficken.«

So, so. Johnny half ihr beim Einsteigen. »Bitte schön, Schätzchen. Und jetzt schön brav heimfahren.«

»Als ob sich irgendeine von uns mit diesem Langweiler einlassen würde«, fuhr sie fort, vom Adrenalin offenbar gesprächig gemacht. »Im Grunde ist er ein armes Schwein. Er war so wütend auf Keisha, als sie sich für das Kidnapping angemeldet hat, ich glaube, in Wahrheit war er fast erleichtert, als sie tot war.«

Johnny erstarrte mitten im Türschließen. »Was?«

Sie nickte. Ihr Mund war jetzt schneller als ihr Hirn. »Sie war eine von uns Tänzerinnen. Sie hat Selbstmord begangen. Er war total verknallt in sie. Er ist ihr überallhin gefolgt, hat sie ständig ohne Grund in sein Büro gerufen, war total besessen von ihr. Als sie sich angemeldet hat, war er stinksauer. *Dermaßen* stinksauer. Ich mag mir gar nicht ausmalen, was ich zu hören bekomme, wenn er erfährt, dass ich heute dran war.«

»Hat er einem der Mädchen jemals Gewalt angetan?«

»*Er nicht*«, sagte sie. »Aber Glenda bezahlt die ganzen Sicherheitstypen dafür, uns bei der Stange zu halten.«

Jetzt war nicht die Zeit, alle Puzzleteile zusammenzufügen, aber eines stand fest: Er musste Sage aus der Reichweite von Glenda, Julian und ihren gut bezahlten Schlägern schaffen. Er schob die junge Frau auf ihren Sitz und zog für sie den Sicherheitsgurt heraus. »Gute Nacht.«

Sie verzog enttäuscht das Gesicht. »Es könnte noch eine gute Nacht werden, wenn du mitkommen würdest.«

»Heute nicht, Baby.« Er schlug die Tür zu, machte kehrt und rannte zur anderen Seite des Stadions. Jetzt galt es, schleunigst Sage da rauszuholen.

Man musste keine erfahrene Reporterin sein, um zu erkennen, dass LeTroy Burgess überall auf der Welt lieber gewesen wäre als bei diesem Interview. Er kam allein, sagte nicht mal Hallo und verweigerte jeden Blickkontakt mit Sage. Er parkte seine zwei Meter fünfzehn auf einem Stuhl, schwang seine U-Boot-großen Sportschuhe auf den Tisch, nahm einen Schluck von dem Energydrink, den er sofort wieder in den Becher zurückschuckte, und starrte ins Leere.

»Sie haben drei Fragen«, sagte er, als würde er mit der Wand reden. »Eine über das Spiel. Eine über meine Karriere. Eine über meine Familie. Alles Weitere läuft über meinen Agenten, der leider nicht hier sein kann, weil er zurzeit in Los Angeles ist. Und nichts über das dritte Foul im letzten Viertel.« Er hob seinen linken Arm, schlenkerte seine diamantenbesetzte Rolex und sagte: »Los!«

»Wie gut kannten Sie Keisha Kingston?«

Er ließ den Kopf zu ihr herumschnellen, und seine fast schwarzen Augen funkelten. »Was zum Teufel geht Sie das an?«

»Ich bin Sage Valentine. Sagt Ihnen der Name etwas?«

Die buschigen schwarzen Brauen zusammengezogen, musterte er ihr Gesicht. »Nein.«

»Ich habe mit Keisha zusammengewohnt. Wir haben uns die Wohnung in Beacon Hill geteilt.«

Er schnitt eine Grimasse. »Wenn das hier eine Vergewaltigungsklage à la Kobe Briant werden soll, können Sie gleich wieder aufhören.«

Sage atmete tief durch und legte die Hände in den Schoß. Hoffentlich bemerkte er, dass sie weder ein Aufzeichnungsgerät noch etwas zum Schreiben dabei hatte. »Ich versuche herauszufinden, warum sie sich umgebracht hat.« Sie hielt inne und beugte sich leicht vor. »Ob sie sich umgebracht hat.«

Sie beobachtete, wie er mit Mühe schluckte. »Ich will meinen Anwalt.«

Sage lehnte sich zurück. »Warum?«

»Weil Sie mir ans Leder wollen. Ich habe sie nicht umgebracht«, knurrte er und beugte sich zu ihr. »Ich habe sie nicht vergewaltigt. Ich habe sie nicht umgebracht. Ich habe nichts Böses getan. Kapiert? Verdammt noch mal!« Die letzten Worte kamen mit einem frustrierten Seufzer.

»Ich weiß, dass Sie mit ihr befreundet waren, LeTroy.« Sie senkte bewusst die Stimme. »Ich weiß, dass sie Ihnen vertraut hat. Sie hat mir von Ihnen erzählt und gesagt, dass es nicht stimmt, was die Presse über Sie schreibt.«

Sein Gesicht nahm einen undurchdringlichen Ausdruck an. »Sie ist tot, und das ist verdammt schade. Sie war ein tolles Mädchen. Echt süß.«

»War sie von Ihnen schwanger?«

Er schloss die Augen und stand auf, sodass er wie ein Wolkenkratzer vor ihr auftrat. »Das Interview ist beendet.«

»Bitte, LeTroy. Es geht mir nicht um Schuldzuweisungen. Ich will nur herausfinden, was geschehen ist.«

Er sah sie eine ganze Weile von oben herab an. »Es spielt keine Rolle, was geschehen ist. Sie ist tot. Ich vermisse sie auch. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.«

»Warum haben Sie diesem Interview zugestimmt?«, fragte sie.

»Weil Glenda mich darum gebeten hat.«

»Tun Sie immer, was Glenda sagt?«

Er zuckte die Schultern in dem Versuch, lässig zu wirken, was misslang. »Sie weiß ein paar Dinge über mich, und so haben wir uns eben arrangiert, okay? Haben Sie damit ein Problem?«

»Ich habe ein Problem damit, dass ich nicht weiß, was mit meiner Mitbewohnerin passiert ist.«

Für einen kurzen Moment schloss er die Augen. »Ich weiß nicht, was mit ihr passiert ist. Aber ich weiß, was mit uns passiert ist. Ich hatte ihr gleich gesagt, dass ich mich nie von meiner Frau trennen würde. Aber Keisha dachte ...« Er schüttelte den Kopf. »So was passiert eben, okay? Und uns ist es eben auch passiert, kapiert?«

Sie hatte kapiert. »War sie schwanger?«

»Schon möglich. Wir haben am Ende nicht mehr viel geredet.« Er ließ sich wieder auf den Stuhl sinken. »Das erste Mal ... war bei einem Auswärtsspiel. In Salt Lake. In Utah kann man nicht viel unternehmen, wissen Sie. Also haben wir gequatscht, bis spät in die Nacht. Und dann hat eins zum anderen geführt.«

»Okay«, sagte Sage aufmerksam. Sie wollte weder über ihn richten noch sein Bekenntnis unterbrechen.

»Tja, das war's.« Er wartete eine Sekunde, ehe er hinzufügte: »Wir haben uns noch ein paarmal getroffen. Aber dann hab ich Angst bekommen.«

Für einen Mann seiner Größe schien es etwas Gewaltiges zu sein, Angst zuzugeben. »Weil sie mit der Affäre vielleicht an die Öffentlichkeit gehen wollte?«

»Nein.« Er stieß einen resignierten Seufzer aus. »Ich hatte Angst, weil sie ... sie –«

»Was, LeTroy?«

»Sie war so cool. Als wäre ihr das mit mir gar nicht wichtig. Aber ich konnte irgendwie nicht mehr klar denken,

nicht mehr spielen, gar nichts mehr tun, wenn ich nicht mit ihr zusammen war.«

Sage spürte, wie ihr langsam ein Schauer über den Rücken kroch. Ob er Keisha getötet hatte? Weil sie eine Bedrohung für seine Ehe und seinen Ruf hätte werden können? Weil er sich in sie verliebt hatte? »Und was haben Sie dann getan?«

»Nichts«, antwortete er schnell. »Sie hat meine Anrufe nicht erwidert, und da dachte ich, sie hätte einen Neuen.«

»Sicher?«

»Eine tolle Frau wie sie? Wer würde sie nicht wollen?« Er schob die Hände in die Taschen. »Aber, wissen Sie, ich wüsste schon gern ... also, ich meine, ich hoffe natürlich, dass ich nicht der Grund für ihren Selbstmord war.«

Als er mit seinen Schlüsseln klimperte, lugte eine Ecke seines Handys aus der Tasche. Sein Handy und die Spitze eines Stiftes.

»Weiß außer Ihnen jemand etwas über diese Affäre?«

Seine Augen glitzerten wie schwarze Diamanten. »Nein. Und Sie brauchen es auch nicht zu verbreiten, denn ich werde alles abstreiten.«

»Weil es Ihren Ruf ruinieren würde?«

»Weil es Keishas Ruf ruinieren würde.«

Sage griff zu ihrem Schreibblock. Eines musste sie noch überprüfen. »Danke, dass Sie sich Zeit genommen haben, LeTroy. Wären Sie so freundlich und würden mir ein Autogramm geben, oder gibt es die nur gegen Bares?«

»Sie wollen ein Autogramm von mir?«

»Bitte, ja.« Sie hielt ihm den Block hin. Aber ohne Stift.

Reflexartig griff er in seine Tasche und brachte etwas zum Vorschein, das er vermutlich immer bei sich trug. Einen Signierstift. Einen dicken schwarzen Marker.

Huren müssen sterben.

Er setzte seine Unterschrift auf das Blatt und reichte ihr den Block zurück. »Sie hat Sie sehr gemocht«, sagte er leise.

»Ja«, erwiderte Sage. »Ich habe sie auch sehr gemocht.«

Mit einem raschen Nicken war er verschwunden.

Während seine Schritte auf dem Flur allmählich verklungen, näherte sich eilig jemand anders. Einer der Sicherheitsmänner steckte seinen Kopf durch die offene Tür.

»Sind Sie Sage Valentine?«, fragte er leicht außer Atem.

»Ja.«

»Dann gehen Sie besser nach draußen. Ihr Freund Rambo hat eine Waffe, und er schreckt auch nicht davor zurück, sie zu benutzen.«

Julian Hewitt las sämtliche Namen und Telefonnummern in Sages Adressbuch. Dann las er ihre Textmitteilungen. Und zum Schluss sah er ihre Anrufliste durch.

Trotzdem wusste er immer noch zu wenig über sie.

Was er wusste, gefiel ihm nicht. Sie war neugierig. Hartnäckig. Und sie rückte ihnen für seinen Geschmack eindeutig zu nah auf den Pelz. Glenda schien sich ihretwegen keine Sorgen zu machen, aber Glenda fand auch nichts dabei, den Mädchen diesen sonderbaren Freizeitspaß zu organisieren. Es war nicht illegal, für die Vermittlung der Mädchen an die Website Provisionen zu kassieren. Trotzdem war es klug von ihr gewesen, Sage mit LeTroy Burgess abzulenken, während Susannah zu ihrem Fantasieabenteuer aufbrach.

Blinde Wut brodelte in ihm hoch. Wenn Glenda nur eine andere Möglichkeit gefunden hätte, an Geld zu kommen. Die Mädchen waren allesamt Huren, und es war auch eine Hure gewesen, die vor sieben Jahren im Drogenrausch ihr kleines Mädchen überfahren hatte. Wäre das nicht passiert, dann wären sie jetzt gar nicht in dieser Situation – dass sie dringend Geld brauchten, um Emily am Leben zu erhalten.

Das Telefon in seiner Hand klingelte und riss ihn aus seinen Gedanken. Die Anruferkennung zeigte dieselbe Nummer, die in der letzten halben Stunde schon viermal angerufen hatte, wahrscheinlich ihr Freund. Er ließ es klingeln. Er würde ihr noch fünf Minuten geben, bis dahin wäre Susannahs kleines Abenteuer gelaufen. Dann würde er den Transporter nehmen und ... vielleicht bei Susannah zu Hause vorbeifahren, um eine Botschaft für sie zu hinterlassen. Es war sicher nicht verkehrt, ihr klarzumachen, dass sie das nicht noch mal tun sollte. Schon allein über die Gesichter der Tänzerinnen zu schreiben, sie daran zu erinnern, was mit Keisha passiert war, gab ihm ein gutes Gefühl. Das Gefühl, etwas anderes zu tun, als sie für Geld ... gewissermaßen auf die Straße zu schicken.

Glenda konnte sich sicher nicht vorstellen, dass ihm die ganze Sache solche Bauchschmerzen bereitete. Immerhin hatte er die Firewall geknackt und es ihr ermöglicht, sich in das System einzuhacken, sodass sie ihre Deals machen und auf diese Weise ihr Bankkonto füllen konnte. Und das war ihr in den letzten acht Monaten erstaunlich gut gelungen. Zum ersten Mal seit Jahren konnten sie durchatmen. Emily

konnte in der Klinik bleiben, in der sie am Leben erhalten wurde. Und das war alles, was zählte.

Bis Keisha gekommen war. Von da an hatte ihm diese Art, Geld zu verdienen, richtige Bauchschmerzen verursacht. Denn Keisha erinnerte ihn an Emily. Nicht wegen ihrer elfenbeinfarbenen Haut und dem schimmernden, glatten schwarzen Haar. Seine Tochter war hellhäutig, gelockt und zart. Aber bis zu ihrem Unfall hatte Emily das gleiche gewisse Etwas gehabt wie Keisha Kingston. Selbstvertrauen. Energie. Lebenslust.

Und jetzt war sie tot.

So wie Emily bald auch tot sein würde. Aber bis dahin gab es immer noch Hoffnung. Auch nach sieben traurigen Jahren hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben. Und daher ließ er Glenda tun, was sie am besten konnte: kontrollieren. Das Einzige, was sie nicht kontrollieren konnte, war Emilys Leben. Jeden Augenblick konnte der Anruf von der Klinik kommen. Dann gäbe es keine Hoffnung mehr.

Wie auf Bestellung klingelte das Handy, das an seinem Gürtel hing, und er ging sofort dran.

»Mr Hewitt, hier ist der Wächter vom Westausgang.«

Nicht der, den sie für die Entführung bezahlt hatten, schoss es ihm durch den Kopf. Aber es verhiß trotzdem nichts Gutes, wenn ihn ein Sicherheitsmann anrief. »Was gibt's?«

»Hier ist ein Typ, der nach einer Reporterin sucht, und er sagt, Sie hätten sie mit hineingenommen. Wir glauben, sie ist mit LeTroy im Presseraum eins.«

»Und?«

»Und er hält eine Waffe auf mich und will Sie sehen. Sofort.«

Eine Schweißperle rann über Julians Nacken. Er hatte gewusst, dass diese Frau Probleme machen würde, aber Glenda war überzeugt, dass sie damit klarkam. »Ich bin in einer Minute draußen.«

Zuerst aber musste er sichergehen, dass der Transporter mit Susannah weg war. Beide Telefone in der Hand, schlüpfte er in den Flur hinaus und strebte auf den östlichen Ausgang zu, wobei er, um die Interviewräume zu meiden, den Gang nahm, den sonst die Spieler benutzten. Energisch stieß er die Tür auf und blickte über den dunklen Parkplatz.

Der Transporter stand noch da. Leise fluchend sah er sich um. Wo war der Wächter, der sie mitnehmen sollte? Wo war Susannah? Waren sie im Wagen? Was taten sie da?

Eine vermässelte Entführung kostete viel Geld. Tausende von Dollar. Monate der Hoffnung für Emily.

Er holte tief Luft, trat auf den Parkplatz hinaus und ging auf den Transporter zu. Nirgendwo regte sich etwas, kein Laut war zu hören, nur seine Schritte auf dem Pflaster, die sich ebenso beschleunigten wie sein Puls.

Am Transporter angekommen, entdeckte er den zerschossenen Reifen. Er wandte sich um und suchte nach Susannahs Honda, den sie normalerweise gleich vorne an der Tür parkte. Er war weg. Ob sie bei ihrer eigenen Entführung geholfen hatte?

Dann klingelte sein Handy. Fast hätte er es ignoriert, doch dann zog er es doch heraus, um auf das Display zu sehen.

Sein Herzschlag setzte aus.

LAND'S END KLINIK.

Es gab keinen Grund, dass ihn die Klinik jetzt anrief. Außer einem einzigen. Dem unvermeidlichen.

Wut, Reue und rasender Zorn durchfluteten sein Hirn, und er schleuderte das Telefon weg, so weit er konnte.

Er hörte es in eine Windschutzscheibe einschlagen, während er sich vor Schmerz krümmte.

Grell weiße Scheinwerfer erfassten ihn, Bremsen quietschten. Der Anblick einer kalten, harten Waffe, die auf sein Gesicht gerichtet war, wirkte beinahe erleichternd auf ihn.

»Aufstehen, Hewitt!« Der Mann war grob und ungeduldig.

Julian starrte zwinkernd auf die Waffe und erkannte den Freund der Reporterin. »Was wollen Sie?«

»Stehen Sie einfach auf!«

Julians Blick fiel auf die Frau neben dem Kerl. Auch sie erinnerte ihn an Emily. Das gleiche Strahlen in den Augen. Nur dass Emilys Augen jetzt für immer geschlossen sein würden.

Er setzte sich auf den kalten Zement, um zu weinen und endlich zu bekennen, was er getan hatte.

19

Als sich die Tür der Polizeiwache hinter ihnen schloss, stieß Sage einen frustrierten Seufzer aus. »So, jetzt wissen wir, dass Julian Hewitt einen Böse-Mädchen-Komplex hat

und dass er bei einigen von ihnen eingebrochen ist, um ihnen klarzumachen, dass sie in Zukunft brav sein sollen. Wow!«

Johnny reagierte nicht, und so zupfte sie ihn am Ärmel, als sie um die Ecke in die Seitenstraße einbogen, wo er vor vielen Stunden den Toyota abgestellt hatte.

»Gibt dir das nicht zu denken?«, fragte sie.

Ihm gab es mehr zu denken, dass er Lucy belogen hatte. Und es erschreckte ihn, dass er völlig ausgerastet war, als er Sage in Gefahr glaubte, und zwar weder weil sie eine Klientin noch weil sie Lucys Nichte war. Er war ausgerastet, weil ihm die Sache zu Herzen ging. Und das war mehr als riskant.

»Nein, Sage«, erwiderte er. »Das regt mich nicht weiter auf, denn er hat ja nun gestanden, und außer Vandalismus hat er nichts verbochen.«

Sie riss an seinem Ärmel. »Hallo? Keisha ist tot. Hast du den Aufzug in der Bibliothek vergessen? Den Zettel mit der Botschaft? Was, wenn sie ermordet wurde?«

»Julian hat ein bombensicheres Alibi. Außerdem ist der Typ kein Mörder. Das sieht man. Vielleicht ist er nicht der Richtige, um einen Haufen bildhübscher Tänzerinnen zu managen, aber so, wie es aussieht, kümmert sich sowieso seine Frau um diesen Teil des Geschäfts. Mit ihr bin ich allerdings noch nicht fertig. Irgendwas ist da faul.«

»Ich weiß.« Es schmerzte ihn, wie sich ihre Finger fest und vertrauensvoll in seine schoben.

»Tut mir leid, wenn du immer noch keine Antwort auf deine ursprüngliche Frage bekommen hast«, sagte er und öffnete die Autotür. »Aber es ist drei Uhr morgens. Lass uns heimfahren.«

Sie legte ihre Hand auf seine Wange. »Und wo genau ist dein Heim?«, fragte sie leise und rieb über die Stoppeln, die ihm seit dem letzten Rasieren gewachsen waren. »Du lebst doch nicht in dem Hotel.« Ihre Augen waren voller Aufrichtigkeit und Verlangen. »Nimm mich mit zu dir nach Hause! Ich möchte dein richtiges Zuhause sehen, wo du lebst, wie du lebst. Ich möchte wissen, wer du bist.«

»Oh nein, das willst du nicht«, sagte er schroff und trat aus ihrer Reichweite. »Und ich lebe sehr wohl in dem Hotel. Wir können dorthin fahren oder zu dir nach Hause, wie du willst. Hauptsache, wir können –«

Aufrichtigkeit und Verlangen erloschen in ihrem Blick.

»Schlafen«, vollendete er den Satz.

»Dann bring mich zu mir nach Hause.« Sie ließ sich auf den Sitz fallen und zog die Tür zu.

Fein gemacht, J.C. Jetzt war sie sauer, und er musste sich irgendetwas Neues und Kreatives ausdenken, um bei ihr bleiben zu können. Sonst musste er eine verdammt unbequeme Nacht im Auto verbringen.

Schweigend fuhren sie zu ihrer Wohnung, bis sie sagte: »Lass mich einfach an der Tür raus.«

»Ich komme mit.«

»Johnny –«

»Ich will sichergehen, dass alles in Ordnung ist.«

Sobald er eingeparkt hatte, stieß sie die Beifahrertür auf und war auch schon ausgestiegen.

Verdammt noch mal! Er hatte ganz vergessen, wie flink sie war. Er eilte ihr nach, aber sie erreichte ihre Tür zwanzig

Sekunden vor ihm. Dann fiel ihr ein, dass er ihre Schlüssel hatte.

»Was machst du?«, fragte er und stieg die drei Stufen zu ihr hinauf. »Ich will nicht bleiben. Ich will nur die Wohnung überprüfen.«

Die Hände in die Hüften gestemmt, wandte sie sich um, und ihre Augen glitzerten vor Entschlossenheit. »Wer oder was bist du wirklich?«

Oh Mann! »Es ist spät, Sage.« Er ging um sie herum, steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn. »Ich will jetzt nicht reden.«

»Du willst nie reden. Du willst immer nur essen, schlafen, vögeln oder ... mich beschützen, aber reden willst du nie.«

»Dann bin ich ja ein ganz normaler Mann.«

»Aber was für einer?«

»Ein müder. Ein unkomplizierter. Ein Italiener. Such dir was aus.« Er schob sich an ihr vorbei, machte eine vollständige Sicherheitsprüfung und fand sie auf dem Rückweg in der Tür zum Wohnzimmer, einen leeren, abgekämpften Ausdruck im Gesicht.

»Gib mir den Schlüssel zurück«, sagte sie mit ausgestreckter Hand.

Er löste den Hausschlüssel von seinem Mietwagenschlüsselbund. »Hier.«

Eine Sekunde lang sahen sie sich an, und ein kleiner Hoffnungsschimmer glomm in seiner Brust auf. Wie gern würde er bleiben. Und nicht nur, um die nächsten paar Stun-

den nicht auf seinem unbequemen Autositz verbringen zu müssen. »Sicher, dass ich nicht bleiben soll, Sage?«

Sie schloss die Augen. »Jetzt fällt ihm mein Name wieder ein. Gerade rechtzeitig, um Schluss zu machen.«

»Ich habe deinen Namen nicht vergessen. Und wir machen auch nicht Schluss.« Jedenfalls nicht, bevor Lucy anrief und ihn zurückbeordnete. Manchmal war es verdammt bitter, so kompromisslos loyal zu sein.

»Dann hilf mir, Johnny! Du tauchst aus dem Nichts in meinem Leben auf, kümmerst dich um mich, machst dir Sorgen um mich, kochst für mich und bereitest mir unsägliche Lust. Aber du erzählst nichts über *dich* – wo du lebst oder was dich bewegt. Warum? Ist es so schwer zu begreifen, dass ich das wissen muss, ehe du wieder die Nacht bei mir verbringst? Ehe ich mich wieder in dir verliere?«

Er nahm ihr Gesicht in beide Hände. Ihr Puls hämmerte unter seiner Berührung, ihre Lippen öffneten sich für einen schnellen Atemzug. Sie wollte etwas sagen, doch er bedeckte ihren Mund rasch mit einem wilden Kuss.

»Ehrlich, meine Süße, du willst es nicht wirklich wissen.«

Sie entwand sich seiner Berührung. »Und du hast nicht aufgepasst, wenn du meinst, dass ich nicht selbst herauskomme, was ich wissen will.«

Das mit Lucy würde sie nie herausfinden. Das hatte er seiner Chefin geschworen, so wie er ihr lebenslange Treue geschworen hatte, dafür dass sie ihm das Leben gerettet hatte. »Ich habe aufgepasst. Das ist genau das Problem. Ich habe zu gut aufgepasst.« Er überlegte, ob er sagen sollte, er

werde sie anrufen, aber dann wollte er nicht noch eine Lüge riskieren. Sein Handy konnte jeden Moment klingeln, dann würde er auf ebenso mysteriöse Weise verschwinden, wie er gekommen war. Und mittlerweile war ihm klar, dass sie das zutiefst verletzen würde.

Und ihn auch.

Sie klopfte ihm auf die Schulter, um ihn zur Tür zu schieben. »Ciao, mein kleiner Italiener.«

Er musste lächeln. »*Ciao, mia cara.*«

Hinter ihm fiel die Tür ins Schloss. Er blieb eine Minute lang auf der Treppe stehen und starrte durch junge, frisch ausgetriebene Blätter in eine Straßenlaterne. Vielleicht überlegte sie es sich noch mal und drehte den Riegel zurück.

Aber nichts passierte. Nichts wurde zurückgedreht. Heute Abend gab es keine Hoffnung mehr.

Er trabte zu seinem Toyota zurück, von dem aus er einen guten Blick auf ihre Eingangstür und das Schlafzimmerfenster hatte. Nach kaum fünf Minuten sah er, wie in dem Fenster das Licht ausging. Er starrte auf das dunkle Viereck und stellte sich vor, wie sie im Bett lag. Dachte an ihre weiche Haut, ihren zarten Mund, ihren warmen weiblichen Körper.

Eine Stunde später ging das Licht wieder an, und zehn Minuten später öffnete sich die Eingangstür, und ihr blonder Pferdeschwanz erschien in dem Moment, als ein Taxi vor dem Haus hielt. Was hatte sie vor?

Er setzte sich auf. Wohin um alles in der Welt wollte sie um diese Uhrzeit noch? Als das Taxi in die Charles Street einbog, folgte Johnny im Abstand von drei Wagenlängen. Das Auto steuerte auf Back Bay zu, erwischte jede Ampel

gerade noch bei Gelb, sodass er jedes Mal über Rot fahren musste.

Nach knapp zehn Minuten fuhr das Taxi vor dem kleinen Vordach des Eliot Hotel vor, und eine warme Welle der Freude und Erregung durchflutete ihn.

Sie wollte zu ihm.

Er stellte den Toyota im Halteverbot ab und verbarg sich vor ihren Blicken, während sie den Fahrer bezahlte und die Lobby betrat. Eine Minute später sauste er die Treppe hinauf und fand sie vor seiner Tür.

Lautlos ging er auf sie zu. »Suchst du was Bestimmtes?«, flüsterte er, ohne das Lächeln in seiner Stimme und auf seinem Gesicht unterdrücken zu können.

Sie wirbelte herum, ihre Augen glänzten ein wenig zu stark. »Ich weiß alles.«

Was wusste sie?

»Ich weiß, wer du bist.«

Er erstarrte und unterdrückte einen Fluch. »Ich habe dir gesagt, dass das sehr unschön ist.« Wie unschön würde sich noch herausstellen.

»Und ich habe dir gesagt, dass ich ziemlich gut darin bin, an Informationen zu kommen.«

Er nickte und tastete sich behutsam vor. »Und weshalb bist du jetzt hier? Um mich mit der Wahrheit zu konfrontieren? Um zu hören, dass ich alles abstreite? Was willst du?«

Sie lehnte ihren Kopf gegen den Türrahmen. »Ich wollte dir sagen, dass es mir völlig egal ist, wer dein Onkel ist, Johnny. Ich wünschte, du hättest mir das anvertraut. Du hättest nicht so geheimnistuerisch sein müssen.«

Johnny stand da und ging im Kopf seine Möglichkeiten durch. Leugnen. Alles ins Lächerliche ziehen. Mit ihr ins Bett gehen. Verdammt, er konnte aber auch offen darüber reden, wenn sie das glücklich machte. Zumindest wusste sie nichts über Lucy.

»Wie hast du es herausgefunden?«, fragte er und zog den Zimmerschlüssel aus der Tasche.

»Ich habe den Nachnamen deiner Großmutter recherchiert. Cardinale. Achilles Cardinale ist der Bruder deiner Mutter, nicht wahr?«

»Ja.« Er ließ sie eintreten.

»Ich habe auch gelesen, wie deine Schwester gestorben ist.«

»Glaub nicht alles, was du im Internet liest, Schätzchen«, sagte er, schaltete im Wohnzimmer eine Lampe an, setzte sich auf die Armlehne des Sofas und verschränkte die Arme vor der Brust, als könnte er sich so gegen ihre Fragen schützen, die mit Sicherheit gleich drängender werden würden.

Sie brauchte keine Sekunde, um sich einzuschließen. »Ist es wahr, dass dein Onkel ...« Sie hatte Mühe weiterzusprechen. »Hat er deine Schwester ermorden lassen?«

Er schluckte einmal. Zweimal. Wenn er ihr auch nur einen winzigen Teil der wahren Geschichte erzählte, würde er das Versprechen Lucy gegenüber brechen und Bellas Leben abermals aufs Spiel setzen. »Nicht direkt.«

»Was ist passiert?« Ihre Stimme war leise, aber er sah das Funkeln in ihren Augen, den unaufhaltsamen Willen, die Wahrheit herauszufinden.

»Sage, meine Liebe, ich kann dir das nicht erzählen.«

»Ich erzähle es auch niemandem weiter.«

»Es liegt nicht daran, dass ich dir nicht traue. Es liegt daran, dass ich dich keinem Risiko aussetzen will.«

»Johnny.« Sie berührte seine Hand. »Ich nehme das Risiko auf mich. Mir ist einfach diese Verbindung wichtig. Dadurch ist das mit uns ...« Sie wedelte mit der Hand zwischen ihm und sich hin und her. »... mehr als nur Sex.«

Er schloss die Augen. »Ich habe das noch nie jemandem erzählt.«

»Bitte!«

Einen Teil. Er konnte ihr einen Teil der Geschichte erzählen. »Ich bekam den Auftrag, sie zu ...« Nein, er musste weiter ausholen. »Ich habe dir erzählt, dass meine Mutter einen italienischen Geschäftsmann geheiratet hat. Sie hat das getan, um von ihrer Familie wegzukommen. Sie lernte meinen Vater kennen, erkannte die Chance, ergriff sie und zog mit ihm in die Toskana, wo sie glücklich zusammenlebten und zwei Kinder bekamen – Bella und mich. Nach dem Unfall –«

»War es denn ein Unfall?«

Er verzog den Mund zu einem maskenhaften Lächeln. »Das werden wir nie erfahren. Aber fest steht, dass Achilles nie einen Sohn hatte und immer einen haben wollte. Ein Nefee war für ihn das, was einem eigenen Sohn am nächsten kam, und als meine Eltern tot waren, holte er mich zu sich. Meine kleine Schwester wurde zu entfernten Verwandten geschickt, und ich kam nach New York, wo ich von meiner Nonna aufgezogen und in den Kodex des Cardinale-Clans eingeführt wurde.«

»Wirklich?«

»Ein Stück weit jedenfalls. Aber es gab da eine ... einen FBI-Agenten, der damals verdeckt gegen den Clan ermittelte – ich wusste das natürlich nicht –, und er ... na ja, er mochte mich wohl irgendwie.« Er fuhr sich mit der Hand durch das Haar und machte einen tiefen Atemzug. Es war schwer. Und was es besonders schwer machte, war, dass er nicht nur seinen persönlichen Schwur, niemals jemandem von Bella zu erzählen, gebrochen hatte, sondern dass er trotz allem nichts von seiner Schicksalsgöttin verlauten lassen durfte: Lucy Sharpe.

»Jedenfalls hieß es vor rund sieben Jahren, meine Schwester wolle den Tod meiner Eltern rächen und Achilles an das FBI verraten. Er befahl, sie zu töten.«

Entsetzt schloss sie die Augen.

»Er wollte, dass ich es tue.«

Noch mehr Grauen stand in ihrem Blick, als sie die Augen wieder aufschlug. »Nein.«

»Oh doch! Aber ich habe es nicht getan, Sage. Sie ist meine kleine Schwester.« Er versuchte zu schlucken. »Der FBI-Agent hatte ein paar unglaubliche Verbindungen zu irgendwelchen internationalen Strippenziehern. Bella wurde gerettet und bekam eine neue Identität. Heute lebt sie in Italien in einer Art Zeugenschutzprogramm.«

»Also ist sie nicht tot?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Aber bis auf eine Handvoll Menschen glauben alle, dass Bella Christiano ermordet wurde.« Dabei lebte sie als Natalia Allesandro sicher und

wohlbehalten in einem netten kleinen Haus am Comer See.
Dank Lucy und Dan Gallagher.

»Und was wurde aus dir?«

»Mein Onkel glaubte, ich hätte die Tat begangen. Anschließend habe ich dem FBI alles gesagt, was sie wissen mussten, um ihn für immer aus dem Verkehr zu ziehen.«

»Aber hat er nicht erfahren, dass du ihn verraten hast? Wie bist du aus dem Clan ausgestiegen?« Sie verengte die Augen. »Du bist doch ausgestiegen, oder?«

Er nickte. »Dieselben Strippenzieher haben mit meinem Onkel einen Deal ausgehandelt. Er bekam »lebenslänglich«, und im Gegenzug ließ er einige Mitglieder ziehen, die aussteigen wollten.«

»Ich wusste gar nicht, dass man überhaupt aussteigen kann.«

Mit Lucy war alles möglich. »Ich habe Freunde in hohen Positionen.«

Sie musterte ihn, als wollte sie überprüfen, was sie an ihm anziehend fand. »Siehst du sie manchmal?«

Einen Augenblick lang dachte er, sie meine Lucy, dann wurde ihm klar, dass sie von Bella sprach. »Hin und wieder besuche ich sie heimlich, dann verbringen wir ein oder zwei Tage zusammen.« Er lächelte bei dem Gedanken an Bellas ansteckendes Lachen, ihr langes schwarzes Haar und die Augen, die glänzten wie schwarze Oliven.

»Ich möchte sie kennenlernen«, sagte sie leise.

Er schüttelte den Kopf. »Nein.« Diesen Grad an Vertrautheit würde er mit keiner Frau jemals erreichen. Das war vollkommen undenkbar.

»Jetzt verstehe ich auch, warum du eine Waffe trägst.«

»Ja.« Sollte sie denken, dass er sie aus alter Gewohnheit und zur Selbstverteidigung trug.

Er wartete darauf, dass das Fragenbombardement weiterging: *Was hast du alles verbochen? Wie schwer war das für dich? Wie viele Menschen hast du zusammengeschlagen?*

Stattdessen überraschte sie ihn damit, dass sie in seine Arme trat und ihre Hände um seinen Nacken schlang. »Das ist der Punkt, Johnny.«

Ein Lächeln hob seine Mundwinkel. »Was ist der Punkt, Sage?«

»Ich verstehe wahrscheinlich besser als jeder andere, dass man sich seine Verwandtschaft nicht aussuchen kann. Glaub mir, ich weiß aus eigener Erfahrung, was für einen schrecklichen Einfluss ein Onkel – oder eine Tante, wie in meinem Fall – auf ein Leben haben kann.«

Sein Magen ballte sich zusammen, als ihm klar wurde, worauf sie hinauswollte.

»Man kann sich diese Menschen nicht aussuchen. Man wird mit ihnen geboren. Aber man darf ihnen nicht die Kontrolle über sein Leben überlassen.«

»Tu ich nicht.«

»Nein? Aber du lebst in der Angst, dass jemand, den du magst, all das herausfindet.«

»Angst würde ich das nicht nennen.« Andererseits hatte sie bis zu einem gewissen Grad recht.

»Ich habe es herausgefunden, aber ich mag dich deswegen trotzdem nicht weniger als vorher. Ganz im Gegenteil,

wie du deine Schwester gerettet hast, ist ziemlich heldenhaft.«

Das konnte er so nicht stehen lassen, auch wenn sie die wahre Heldin aus tiefstem Herzen hasste. »Ich hatte Hilfe.«

»Und du hast deinem Onkel den Rücken zugewandt. Das verlangt Respekt.«

»Ich hatte Hilfe«, wiederholte er. Wenn er ihr jetzt offenen würde, wer ihm geholfen hatte, wären ihre Sympathie und ihr Mitgefühl mit einem Schlag dahin.

Sie vergrub ihre Finger in seinem Haar. »Du bist zu bescheiden«, sagte sie. »Ich mag das an Männern.«

Seine Lippen kräuselten sich zu einem traurigen Lächeln. »Ach ja?«

»Um ehrlich zu sein«, fuhr sie fort, »mag ich eigentlich alles an dir.«

»Man könnte glatt den Eindruck gewinnen.«

Sie legte ihm eine Hand auf die Brust. »Besonders, dass dein Herz wie verrückt schlägt. Das ist süß.«

Das war ihm noch gar nicht aufgefallen. Sein Herz pochte gegen seine Rippen, sein Blut rauschte durch seine Adern. Er öffnete den Mund, um zu sagen: *Das ist alles wegen dir, meine Süße*, schwieg dann aber. Er war das Lügen leid. Sein Herz schlug nicht wegen ihr, sondern weil er, obwohl sie ihm gerade seine schlimmsten Sünden vergeben hatte, immer noch etwas vor ihr zu verbergen hatte. Das war grässlich.

Als sie den Blick zu ihm hob, sagte er: »Ich hab's satt, über diesen Clan zu reden, daher kommt das. Ich hasse dieses Thema.«

»Dann suchen wir eben ein neues.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, um ihn zu küssen.

Sofort spürte er, wie es in ihm warm wurde und sein Körper auf die natürlichste Art und Weise reagierte. Er kam nicht dagegen an, aber er wollte auch gar nicht. Er ließ seine Hände über ihren geschmeidigen Rücken gleiten bis zu dem Streifen nackter Haut zwischen dem Top und den weichen, eng anliegenden Sporthosen. »Sage«, flüsterte er, und die Gefühle machten ihm die Kehle eng. »Jetzt weißt du, dass du viel zu gut für mich bist.«

Ein leises Stöhnen entrang sich ihr. »Falsch«, sagte sie und knabberte an seinem Kinn.

Er schloss seufzend die Augen, was sie wohl als Aufforderung verstand und ihn erneut küsste. Ein Schauer überlief ihn, als er mit seinen Händen um ihre Taille fuhr und dann ihre Brüste umfasste. Instinktiv schmiegte er sich an sie.

»Hör mir zu, Johnny«, sagte sie. »Solange du ehrlich bist, bist du es wert.«

Ehrlich? Er log immer noch in einem fort. Lucy hatte die Karten in der Hand, und die Karten sagten: *Lüge*. Oder zumindest, bleib vage und ausweichend. Charmant. Clever. Überzeugend. Ein Beschützer.

»Ich habe noch mehr Geheimnisse, Sage.« Zumindest hatte er ihr schon etwas offenbart. Er rechnete fest damit, dass sie ihn bitten würde, mehr zu erzählen, stattdessen rieb sie sich an ihm, streichelte ihm Rücken und Hintern und zog ihn enger an sich.

»Erzähl mir morgen mehr davon.« Sie liebteste seinen Nacken. »Weißt du, was ich mag?«

Er fuhr mit den Fingerspitzen an ihrem Schlüsselbein entlang und über das hübsche, knappe Tanktop bis zu ihrem zarten Dekolleté. »Ich weiß, was ich mag. Diese Stelle hier.«

»Ich mag es, wenn du mich Sage nennst.«

Sie mochte es, weil es echt und aufrichtig klang. So wie sie selbst war.

»Sage«, flüsterte er und küsste ihren Hals, ehe er weiter nach unten wanderte, um den süßen Spalt zwischen ihren Brüsten zu kosten. »Weißt du, dass Salbei eines meiner Lieblingsgewürze ist?«

»Du hast einen guten Geschmack.« Sie nahm seine Hand und führte ihn durch die Schiebetüren ins Schlafzimmer. »Hier darfst du weiterprobieren.«

Sie zog ihn auf den Haufen Dekokissen, knipste die gedämpfte Nachttischlampe an und kniete sich auf das Bett, während er sein Halfter ablegte und die Schuhe abstreifte. Er rieb sich die Anderthalbtage-Stoppeln. »Soll ich mich rasieren?«

»Du sollst hersehen.« Mit einem Finger schob sie den Saum ihres kurzen Tops hoch, sodass die üppigen Rundungen ihrer Brüste zu sehen waren. »Ich möchte, dass du jetzt an nichts anderes mehr denkst als an mich.«

»Kein Problem.« Zumindest nicht im Augenblick.

Langsam schob sie das Top weiter hoch. Seinen Körper durchfuhr ein Ruck, als ihre Brüste hervorsprangen und ihre dunklen, reifen Nippel sich aufrichteten. Nachdem sie das Top abgestreift hatte, zog sie den Pferdeschwanz auf und schüttelte mit einer aufreizenden Bewegung ihre blonde Mähne, sodass sie ihr über die Schultern fiel.

»Erzähl mir was«, bat sie.

»Was du willst.« Zumindest alles, was sie hören wollte.

»Was magst du am liebsten?« Sie steckte die Daumen in den tiefen Bund ihrer Sporthose und schob sie gerade so weit herunter, dass die weiblichen Wölbungen ihrer Hüftknochen und die zarte, feste Haut unterhalb ihres Nabels sichtbar wurden.

Er vergaß beinahe zu blinzeln. »Wird das wieder eines von deinen Spezialinterviews?«

»Was das hier wird, liegt ganz bei dir.« Sie drehte sich zur Seite und zeigte ihm ihren Hintern im Profil. Langsam schob sie den Stoff über ihre Rundungen und stützte sich vornüber ab, während sie die Hose über ihre Schenkel streifte. Seidiges blondes Haar ergoss sich über das Bett. Das Blut schoss in seine Körpermitte und bescherte ihm einen prächtigen Ständer, während er aufstand, um zu ihr zu gehen.

»Sag mir, was du magst, Johnny!«, bat sie wieder.

Schweiß bildete sich in seinem Nacken, und sein Mund wurde trocken. Er wollte diese scharfe Frau, die ebenso sexy wie verständnisvoll war und so bereitwillig ihren Körper darbot. »Ich möchte ...« Etwas Bleibendes. Etwas Bedeutsames. Mit ihr. Aber das würde er nie bekommen. »Ich möchte dich schmecken.«

Er umfasste ihre Hüften von hinten und setzte einen heißen, feuchten, bedächtigen Kuss auf die Grübchen oberhalb ihres Steißbeins, erst rechts, dann links, und stöhnte, so zart war ihre Haut.

Sie hob ihren Hintern, sodass er zwischen ihre Beine konnte. Er leckte sie, schmeckte ihre Feuchte, ließ seine

Zunge in sie gleiten. Sie straffte sich, und er spürte, wie die Tagesdecke wegrutschte, als sie ihre Finger in den Stoff ballte und ihre Knie öffnete, um ihn unter sich zu lassen.

Er legte sich flach auf das Bett, drehte sich und rutschte zwischen ihre Beine, um seinen Mund mit ihr zu füllen. Ihre Schenkel fest umfassend, schwelgte er in ihrer heißen, zarten, feuchten, süßen Weiblichkeit.

Ein Orgasmus warf sie herum, sie zuckte unkontrolliert und rief keuchend seinen Namen. Dann ließ sie sich auf das Bett zurückfallen und entkleidete ihn mit zittrigen Fingern. Er half ihr dabei, bebend vor Verlangen, in sie einzudringen.

Sage schloss ihre Faust um seinen Schaft und senkte den Kopf, um sich zu revanchieren, aber er hielt sie zurück und griff nach dem Stapel Kondome auf dem Nachttisch. »Nein, nein. Ich will dich.«

Voller Verständnis legte sie sich zurück und öffnete sich für ihn. Er wollte ihr etwas Zärtliches sagen. Er wollte sie liebevoll berühren, ihren Mund und ihre Brüste mit federleichter Zartheit küssen. Er wollte ihr sagen, dass das hier echt war, dass es ihm etwas bedeutete und dass es ihm so verdammt leidtat, dass er von Beginn an gelogen hatte.

Dabei konnte er ihr nicht einmal in die Augen sehen, während er sich das Kondom überstreifte.

Er hatte von Anfang an gelogen, und er würde bis zum Ende lügen, denn seine Loyalität gehörte jemand anders. Vom Verlangen nach ihr fast um den Verstand gebracht, drang er in sie ein.

Sie zog sein Gesicht zu sich heran, um ihn zu küssen, doch er vergrub seinen Mund an ihrem Ohr, in ihrem Haar und ließ sein Stöhnen vom Kissen dämpfen.

Alles, was er wollte, war Trost, Erlösung und Vergebung.

Er biss sich auf die Lippe, bis er Blut schmeckte, und begnügte sich mit zwei von drei Wünschen und dem seligen Gefühl, sie von einer Frau erfüllt zu bekommen, die ihn unter den gegebenen Umständen eigentlich hassen müsste.

Die New England Snow Bunnies tanzten zu einem alten Beatles-Song, in der H-Formation mit Keisha Kingston in der Mitte. Ihre Haut schimmerte wie Bitterschokolade, und anders als die anderen Mädchen, die ganz in Weiß gekleidet waren, trug sie schwarze Shorts und ein asymmetrisches Tanktop. Um das ganze Feld herum standen maskierte Männer mit auf die Tänzerinnen gerichteten Kalaschnikows und warteten auf ihren Schießbefehl. Am entlegenen Ende des Stadions stand eine Frau und dirigierte mit einem Stab. Ihr schwarzes Haar wehte lang bis zu ihren Knien, vorne leuchtete eine blutrote Strähne.

Der Refrain schallte aus den Lautsprechern, und die Mädchen sangen dazu, aber sie sangen keinen Text. Was aus ihren Mündern drang, klang elektronisch wie die Töne eines billigen Keyboards.

Keisha war die Einzige, die tatsächlich Worte sang.

Lucy in the sky with diamonds. Ihre Lippen bewegten sich, ihre schwarzen Augen funkelten, und mit ihrem Lächeln verzauberte sie das Publikum.

Lucy in the ...

Grelles Licht riss Sage aus ihrem Traum zurück in die Realität, und sie sah Johnny vor sich, splitternackt, der hektisch unter dem Bettplaid auf dem Boden nach seiner Hose angelte.

»Ist das dein Telefon?«, fragte sie und rieb sich die Augen. Den Klingelton hatte sie noch nie gehört.

Er fischte das Handy aus seiner Hosentasche und sah sie mit einer Mischung aus Panik und Hoffnung an. »Ich gehe raus zum Telefonieren.« Ohne ihre Reaktion abzuwarten, verschwand er ins Wohnzimmer und schloss hinter sich die Schiebetüren mit einem Klicken.

Er schloss sie im Schlafzimmer ein?

Sie schmiegte sich in das Kissen und schnupperte an der warmen Stelle, die er hinterlassen hatte. Dieser Mann war einfach zu viel des Guten. Zu anziehend, zu charmant, zu perfekt. Sein Onkel war ein notorischer Verbrecher. Und er hatte eine kriminelle Vergangenheit. Glaubte er wirklich, sie würde ihn meiden, weil seine Verwandtschaft zur Mafia gehörte?

Jeder von ihnen hatte seine Leiche im Keller. Das verband sie doch umso mehr, oder nicht? Sie konnte ihm über seine Vergangenheit hinweghelfen, und er ... Sie schloss die Augen und sah wieder das deutliche Bild Keishas aus ihrem Traum vor sich.

Er konnte ihr helfen, darüber hinwegzukommen. Auch wenn sie am Ende nicht die Antworten bekäme, die sie sich wünschte, könnte er ihr helfen, diesen Tod zu akzeptieren. Und vielleicht auch die tiefere Wunde, die ihr ihre Mutter viele Jahre zuvor zugefügt hatte. Aus irgendeinem Grund

konnte dieser faszinierende, süße, lustige Mann am Ende derjenige sein, der –

Die Schiebetüren öffneten sich, und Johnny stand da, nackt und imposant. Er sah aus wie ein römischer Zenturio, wie in Stein gemeißelt, mit seinen breiten Schultern, den vortretenden Muskeln und seiner Männlichkeit, die sich, nur einen Hauch weit von einer Erektion entfernt, perfekt an seinen muskulösen Schenkel schmiegte.

Sie musste sich beherrschen, um nicht die Decke zurückzuschlagen und nach mehr zu verlangen. Mehr harten Sex. Mehr sanften Sex. Mehr gemächlichen Sex. Einfach mehr wunderbaren Sex.

»Keisha hatte keine Abtreibung. Ihre Autopsie hat sogar ergeben, dass sie zum Todeszeitpunkt ihre Periode hatte.«

Die Nachricht traf sie wie eine kalte Dusche. »Was?« Sie stützte sich auf einen Ellbogen. »Woher weißt du das?«

»Ich habe meine Quellen.«

»Bist du sicher?«

»Absolut.« Er warf das Telefon auf die Kommode. »Aber das ist noch nicht alles.«

»Was?«

»Es gibt keine Verbindung zwischen Fantasy Adventures und Glenda oder Julian Hewitt. Der Leiter der Firma hat von beiden noch nie etwas gehört, ebenso wenig die Mitarbeiter. Hewitt hat die Polizei angelogen.«

Ihr Blut drohte zu gefrieren. »Was? Woher weißt du das alles?« Sie klang ein wenig wie ein armer Papagei, der immer wieder das Gleiche sagte. »War das der Detective?«

»Nein. Das war eine absolut vertrauenswürdige Quelle.« Auf ihren Blick hin fügte er hinzu: »Ein geheimer Informant.«

»Informant? Warst du vielleicht auch mal beim Geheimdienst?«

Er wedelte mit der Hand. »Oder wie ihr Schreiberlinge das nennt.«

Jetzt war sie ein »Schreiberling«? Da war sie aber binnen wenigen Stunden tief gefallen, von der »Königin der Lust« zum »Medienfuzzi«. »Wir ›Medienfuzzis‹ nennen Quellen, die nicht genannt werden wollen, ›vertraulich‹ oder ›anonym‹. Wie auch immer man sie nennen will, sie sind jedenfalls nie zuverlässig.« Sie setzte sich auf und strich sich Haare aus dem Gesicht. »Bist du dir ganz sicher, dass das stimmt? Hast du eine Ahnung, was das –«

»Ja. Ich bin sicher.«

Sein Ton war unwirsch, seine Miene ungehalten. Er verschwand ins Bad und schloss geräuschvoll die Tür, während sie sich in die Kissen zurückfallen ließ.

»Puh«, machte sie, von der Nachricht ebenso irritiert wie von deren Überbringer.

Ihr Blick wanderte von der Badezimmertür zur Kommode, wo sein Handy lag. Eine zuverlässige und geheime Quelle. Wer mochte das sein? Wer wäre in der Lage, herauszufinden, ob Keisha abgetrieben hatte, was in ihrem Autopsiebericht stand *und* welcher Art die Geschäftsbeziehungen zwischen den Hewitts und Fantasy Adventures waren?

Eine leise Ahnung kroch in ihr hoch. Sie starrte auf das Telefon und ging im Geiste alle infrage kommenden Möglichkeiten durch, bis ein Name sie fast schmerzhaft traf.

Nein. *Nein*. War das möglich? Wie ein saches Flüstern klang die Frage in ihrem Kopf, ein leises Anklopfen an ihr Bewusstsein, weit entfernt wie die Klänge des Songs, mit dem sie aufgewacht war.

Lucy in the sky ...

Um Gottes willen! Ihr Herz plumpste ihr in den Schoß. Sie versuchte vergeblich zu schlucken. Nein. Bitte nicht!

Sie schlug die Decke zurück und durchquerte den Raum mit entschlossenen Schritten. Sie musste diesen unerträglichen Gedanken ausmerzen. Sie würde alles tun, um sich zu vergewissern, dass das nicht sein konnte. Sie würde alles tun–

Ebenso wie ihre Tante.

Das Telefon war noch warm von seiner Berührung. Sie klappte es auf und drückte die Menü-Taste. Anruferliste. Eingehende Anrufe. Unbekannte Rufnummer. Sie drückte die Wähltaste und hielt sich das Gerät ans Ohr. Es klingelte einmal. Und noch einmal.

»Lucy Sharpes Büro?«

Bitterkeit über den Treuebruch stieg in ihr auf, sie klappte das Handy zu und ließ es fallen, als hätte sie sich daran verbrannt. Die ganze Zeit über, die *ganze Zeit* über ...

War er ihr Auge und Ohr gewesen. Ihr Wach- und Schoßhund. Und Lucy hatte im Hintergrund die Fäden gezogen, geschnüffelt, manipuliert. Und *kontrolliert*.

Sie schloss die Augen und hielt sich an der Kante der Kommode fest. Aus dem Badezimmer drang das Geräusch von laufendem Wasser und eines Rasierers, der am Beckenrand ausgeklopft wurde.

»Weißt du, was ich glaube?«, rief er.

Mit einem Handgriff hob sie ihre Kleider vom Boden auf. »Was?«, erwiderte sie und verwendete alle Kraft, um diese einzige Silbe ruhig und beiläufig klingen zu lassen.

»Ich denke, wir sollten uns Glenda noch einmal vorknöpfen. Sie hat dir als Erste von der angeblichen Abtreibung erzählt.«

Sie streifte sich ihr Top über und stieg dann mit zittrigen Beinen in ihre Hose. »Ja.« *Bleib einfach, wo du bist, Johnny!* »Vielleicht.«

Das Plätschern des Wassers verstummte. »Ich habe einen Plan«, sagte er.

Zumindest hat Lucy einen. Sie schnappte sich ihre Schuhe und rannte ins Wohnzimmer, klemmte sich Handtasche und Jacke unter den Arm und erreichte genau in dem Moment die Tür, als der Klingelton erneut ertönte.

»Ich geh ran!«, brüllte er mit rauer Stimme.

Aber da war sie schon auf dem Flur und hörte nicht mehr, wie Johnny Lucys Anruf entgegennahm.

20

»Ich muss das Mädchen rauswerfen.« Lucy hatte eines der limettengrünen Seidenkissen im Arm, die als Dekoration reichlich verstreut in der Ambassador-Suite des Four Se-

asons Hotel lagen, und blickte aus dem Fenster im dritten Stock auf die Baumkronen draußen.

Dan schnaubte. Er lag bequem auf dem Sofa am anderen Ende des Zimmers, die langen Beine lang ausgestreckt. »Sie ist natürlich nicht Raquel Durant. Aber deren Fußstapfen sind auch schwer auszufüllen.«

Lucy wandte den Blick vom Fenster weg und sah in ein Paar Augen, die so grün waren wie die üppig austreibenden Weiden draußen im Park.

»Man muss kein Genie sein, um zu wissen, dass man jemanden, der undercover im Einsatz ist, nicht von meiner Leitung aus anruft.«

»Das stimmt, aber sie hat nur deine Anweisung befolgt. Du hast ihr telefonisch aufgetragen, ihn sofort anzurufen, sobald die Ergebnisse da sind, und wahrscheinlich saß sie gerade an deinem Schreibtisch, hat eingehängt und sofort ihn angerufen.«

»Und Sage hat eins und eins zusammengezählt.« Sie betrachtete die geschnitzte Deckenleiste aus Mahagoni. »Wie konnte ich Lydias Tochter nur so unterschätzen?«

»So habe ich dich noch nie erlebt, Lucy«, sagte er.

Nun, selbst er wusste nichts über die dunkelsten Zeiten ihrer Vergangenheit. Geistesabwesend strich sie sich die weiße Haarsträhne aus dem Gesicht, die sie ständig an den Verlust erinnerte, an den hohen Preis, den sie für die Liebe gezahlt hatte.

»Ich wollte sie unbedingt beschützen. Ich wusste, dass sie nach Antworten suchen würde, und mein Bauch hat mir gesagt, dass das gefährlich werden könnte.« Sie stand auf

und ging zum Fenster, ohne dass ihre hohen Absätze auf dem dicken Teppich ein Geräusch verursachten. »Aber sie hätte nie zugelassen, dass ich ihr helfe.«

»Warum hast du Johnny nicht die Wahrheit gesagt?«

»Ich wollte nicht, dass er weiß, wie persönlich diese Sache ist. Ich wollte, dass er sie wie eine ganz normale Bullet-Catcher-Klientin behandelt.« Sie schob den schweren Damastvorhang zur Seite und betrachtete die Passanten unten auf dem Gehweg. »Er sollte eigentlich schon hier sein.«

»Vielleicht hat er einen Umweg über Beacon Hill gemacht«, mutmaßte Dan.

»Und meine Anweisungen ignoriert? Das wäre nicht der Johnny Christiano, den ich kenne.«

»Der Kerl, den ich gestern Abend beim Basketball gesehen habe ...« Dan stand auf und stellte sich ans Fenster neben sie. »Das war auch nicht der Johnny Christiano, den ich kenne. Und ich kenne ihn schon seit vielen Jahren. Damals war er noch ein Kind der Straße, ein Mafioso, und sein Werdegang schien vorprogrammiert.«

Aber dann war es doch anders gekommen. Lucy und Dan waren auf den Plan getreten und hatten Johnnys Leben verändert, und als Dank dafür hatte sie einen treuen Bullet Catcher bekommen, der jeden Auftrag auf seine besondere Art und immer nahe an der Perfektion erledigte.

»Das war nicht nur die übliche Gier auf ein schönes Mädchen, die man da am Spielfeldrand gesehen hat.«

Lucy warf Dan ein wissendes Lächeln zu. »Ich habe ihm gesagt, er solle charmant und kreativ vorgehen. Und das hat er ja bei einem Meister seines Fachs gelernt.«

Dan bedankte sich mit einem Nicken für das Kompliment, als Johnny leise an die Tür klopfte. »Siehst du? Er ist in das Gebäude gekommen, ohne dass du es bemerkt hast. Er ist gut.«

»Ich habe nie etwas anderes behauptet«, entgegnete sie und ging durch den Raum, um Johnny zu öffnen. Als sie ihn sah, wusste sie sofort, dass es ihm noch schlechter ging als ihr.

Er rauschte an ihr vorbei, nickte Dan zu und ging direkt auf die lange Granittheke zu, um sich einen Kaffee zu nehmen. »Sie ist nicht nach Hause gefahren.«

Dan und Lucy wechselten einen Blick. Er war also tatsächlich noch in Beacon Hill vorbeigefahren.

»Was gibt es noch für Möglichkeiten?«, überlegte Lucy laut. »Eine enge Freundin? Ein Büro?«

»Wie ich Sage kenne, lässt sie sich nicht aufhalten, ganz gleich ob du etwas damit zu tun hast oder ob ich dabei bin oder nicht. Sie ist zielstrebig und entschlossen. Die Entdeckung, dass Julian Hewitt Botschaften auf den Postern derjenigen Mädchen hinterlassen hat, die sich haben entführen lassen, hat sie nur noch mehr angespornt. Ich schätze, sie ist losgezogen, um weiter zu ermitteln. An ihrer Stelle würde ich direkt zu Glenda Hewitt gehen, und genau das macht sie jetzt wahrscheinlich.«

Lucy nickte. »Wir haben inzwischen eine Theorie, wie es gelaufen ist, Johnny. Glenda und Julian haben sich offenbar bei takemetonight.com eingehackt. Daher wissen sie, wann und wo die Entführungen stattfinden. Nicht, weil sie in irgendeiner Form Beziehungen zu der Firma pflegen. Aber sie

wissen Bescheid, und ich glaube, ich weiß auch, was die beiden antreibt.« Auf seinen neugierigen Blick hin fuhr sie fort: »Sie haben, wie es scheint, eine Tochter, die vor sieben Jahren von einer Betrunkenen überfahren wurde und seither im Koma liegt. Sie brauchen viel Geld, um sie in einer kostspieligen Spezialklinik am Leben zu erhalten. Viel mehr Geld, als sie mit einer NBA-Tanzgruppe verdienen könnten. Sie schaffen es irgendwie, monatlich zwanzigtausend Dollar an die Land's-End-Spezialklinik überweisen zu können. Und Julian lag falsch, als ihr ihn auf dem Parkplatz gestellt habt. Seine Tochter ist noch am Leben.«

Johnny legte die Stirn in Falten. »Also wer profitiert von den Entführungen?«

»Das haben wir noch nicht herausgefunden. Manche der Tänzerinnen melden sich an und bekommen das volle Entführungsprogramm. Der Website zufolge gibt es aber auch einige, die sich wieder abgemeldet haben, und die werden dann trotzdem entführt. Sie alle wurden in denselben dunklen Transporter verfrachtet, aber danach gehen ihre Erinnerungen auseinander.«

»Was auch immer da passiert«, sagte Johnny, »es klingt, als hätte Keisha etwas herausgefunden, und sie mussten sie loswerden. Ob es Ashley ebenso ergangen ist?«

Dan machte es sich wieder auf dem Sofa bequem. »Zweiundzwanzig ziemlich makellose junge Frauen, die ständig zusammen sind. Das klingt nach einem bizarren soziologischen Experiment.«

»Eine Auswahl perfekter Versuchstierchen.« Johnny stellte seine Kaffeetasse ab und überlegte. »Vivian meinte,

der Typ habe sich beschwert, weil sie ein ›Bastard‹ sei – sie hat das als ›gemischtrassig‹ interpretiert.«

Als Lucys Handy läutete, blickte sie auf das Display und sah dann Johnny an. »Meine Assistentin. Soll ich sie für dich erledigen?«

Er erwiderte ihren Blick. »Ich übernehme die volle Verantwortung. Ich hätte niemals mein Handy auf der Kommode liegen lassen dürfen, solange Sage im Raum war.«

Nein, das hätte er nicht tun dürfen. Aber er musste auch nicht alle Schuld auf sich nehmen. Lucy musste schon ihren Anteil übernehmen, und das würde sie auch tun – sobald sie die Lage wieder voll im Griff hatte. Sie ging in einen anderen Raum, um mit Nancy zu telefonieren, und als sie zurückkam, stand Johnny über den Esstisch gebeugt und studierte eifrig die Informationen, die sie zu dem Fall zusammengetragen hatte. »Du hast mir nicht erzählt, dass Glenda Hewitt eine Patientin von Alonzo Garron ist«, sagte er.

»Rate mal, mit wem mich Nancy gerade eben verbunden hat?«

»Mit Garron?«, schlug Johnny vor.

»Mit dem Geschäftsführer des Massachusetts General Hospital, der zufällig der Freund eines Freundes von Garron ist. Und dessen ehemaliger Chef.«

Johnny sah von den Papieren auf. »Was?«

»Offenbar hat Garron seinen Posten nicht nur deshalb aufgegeben, weil er in der Sache mit dem Versicherungsbruch Interna an Sage verraten hat, auch wenn er das gern jedermann glauben lässt.« Lucy stützte sich mit den Ellbogen auf der Theke ab. »Anscheinend hat er bei routinemäßigen

Ausschabungen zwei Patientinnen verloren. Es gab zwar keine Beweise, aber massive Gerüchte. Manche Patientinnen sollen sich sehr unwohl bei ihm gefühlt haben. Mein Kontakt wollte nicht sagen, warum, er meinte, er habe seine Schweigepflicht ohnehin schon zu weit strapaziert.«

Johnnys Körper verriet seine Anspannung, als er die Unterlagen zurechtrückte. »Einer der wenigen Menschen, die Sage um Hilfe bitten würde, ist Alonzo Garron. Sie bringt diesem Kerl großes Vertrauen entgegen.«

»Dan und ich statten Glenda einen Besuch ab«, sagte Lucy. »Und du machst dich auf die Suche nach Garron.«

»Ich hole nur eben meine Jacke und meine Ausrüstung«, sagte Dan. »Bin in fünf Minuten wieder da.«

Als die Tür hinter ihm zufiel, atmete Lucy tief durch und stellte die Frage, die sie am meisten beschäftigte: »Warum machst du mir keine Vorwürfe, weil ich dich im Unklaren gelassen habe, Johnny?«

»Darum.«

Sie lachte leise. »Weil ich der Boss bin? Weil du der loyalste Mitarbeiter auf Erden bist? Weil du meine Motive nachvollziehen kannst? Darum?«

Sein Lächeln war so süß, dass es ihr schier das Herz brach. »Weil ich sie näher kennengelernt habe und sie die wunderbarste Frau ist, die mir je begegnet ist.«

Oh nein! Es hatte ihn schlimmer getroffen, als sie befürchtet hatte. »Dann bin ich eifersüchtig«, gab sie zu. »Ich würde sie auch gerne kennenlernen.«

»Tut mir leid, wenn ich dir den Zahn ziehen muss, Luce, aber das wird in diesem Leben nicht mehr passieren. Sie

wird dir nicht verzeihen, was du getan hast und was mit ihrer Mutter geschehen ist. Und ich bezweifle auch, dass sie mir je vergibt, dass ich sie angelogen habe.«

Lucy schluckte den dicken Kloß in ihrer Kehle. Sie hatte sich vor langer Zeit an die Bitterkeit falscher Anschuldigungen gewöhnt und daran, Sage vor der Wahrheit zu beschützen. Ihre Nichte hatte bereits die Mutter verloren. Es gab keinen Grund, ihr auch noch den Vater zu nehmen. »Du hast gelogen, weil ich dich darum gebeten habe, Johnny.«

»Ja. Sag ihr das doch, wenn du sie das nächste Mal siehst. Denn ich fürchte, mit mir wird sie nicht mehr reden.«

Es tat ihr in der Seele weh, diesen Schmerz in seiner Stimme verursacht zu haben. »Es tut mir so leid. Aber ich hätte sie keinem besseren Bullet Catcher anvertrauen können.«

»Ich habe mit ihr geschlafen«, gestand er. »Wir waren uns in jeder erdenklichen Hinsicht nahe. Ich kenne deine Prinzipien, was den Umgang der Personenschützer mit ihren Klienten angeht.«

Sie war ihm dankbar für seine Offenheit, auch wenn sein Bekenntnis sie nicht überraschte. »Ich hatte dich gebeten, kreativ und charmant zu sein. Da gelten mildernde Umstände. Ich bin sicher, du hast nur getan, was getan werden musste, um sie zu beschützen und deine Tarnung nicht zu gefährden.«

»Da liegst du leider total daneben.« Er wandte sich zur Tür, doch da läutete sein Telefon. Er prüfte rasch die Anruferkennung, und seine Schultern sanken enttäuscht. »Es ist Detective Cervaris.«

Sie sah zu, wie er horchte, wie sich die Runzeln auf seiner Stirn vertieften, sein Körper sich anspannte. Dann klappete er das Gerät zu. »Ashley McCaffertys Leiche wurde soeben aus dem Charles River gezogen.«

»Irgendwelche Hinweise?«

»Ihr Bauch war aufgeschlitzt, und alle weiblichen Organe fehlten.«

Furcht erfasste Lucy. »Such diesen Arzt, Johnny.«

»Bin schon unterwegs.«

Es schien, als wäre sie auf ewig dazu verdammt, völlig sinnlos mit der U-Bahn durch Boston zu kreuzen. Es fiel ihr einfach kein anderer Ausweg ein.

Sage nestelte ihr Ticket heraus, wie schon Dutzende Male an diesem Tag. In den Stunden, seit sie das Eliot Hotel verlassen hatte, war sie viermal mit der Grünen Linie von Lechmere hinaus nach Riverside gefahren. Jetzt stieg sie in die Blaue Linie um und ließ sich im Zickzack hoch zum Nordufer nach Revere bringen.

Die Erkenntnis, dass Lucy Sharpe Johnny Christiano als eine Art Wachhund geschickt hatte, erschütterte sie so sehr, dass sie sich hemmungslos ihrem Selbstmitleid hingab, während die Bahn, einer verletzten Schlange gleich, über das verzweigte Gleisnetz des Bostoner Personennahverkehrs zuckte und ruckelte.

Sie hatte ihr Handy ausgeschaltet, und es wurde allmählich dunkler, draußen ebenso wie in ihrem Herzen. Immerhin ein Ziel hatte sie heute Nachmittag schon erreicht: Nicht nach Hause zu gehen.

Denn es war ganz klar, wer sie dort auf der Eingangstreppe oder sogar in ihrem Wohnzimmer in Empfang nehmen würde. Er war so verdammt gut darin, in etwas einzudringen. Zum Beispiel in ihre Wohnung. Ihr Schlafzimmer. Ihren Körper. Ihr Herz.

Sie drehte sich auf ihrem Sitz um und prüfte zum zwanzigsten Mal, ob er ihr gefolgt war. Dann lehnte sie ihren Kopf an die kühle Scheibe des Wagens und atmete den ranzigen Geruch von Schweiß, Öl, Menschen und Wahrheit ein, an den sie sich inzwischen gewöhnt hatte.

Sie schloss die Augen, um die nächste Tränenflut zurückzuhalten. Wie in Gottes Namen hatte sie so blind sein können? So dumm? So unfähig zu erkennen, was doch offensichtlich war? Wie hatte sie vergessen können, wie allmächtig Lucy Sharpe immer noch war?

John Anthony Christiano – oder wie auch immer er in Wahrheit hieß – war nie ein »Retter« von Fantasy Adventures gewesen. Er war kein Callboy. Er war kein Liebhaber, kein Partner, nichts dergleichen. Dafür war er ein Lügner, ein Betrüger und ein Spitzel. Eine Marionette. Ein waffentragender, schnüffelnasiger Schläger und professioneller Personenschützer von Bullet Catcher.

Es hatte so viele Hinweise gegeben – warum hatte sie nicht darauf geachtet? Sie unterdrückte ein Stöhnen. Und dann die angeblichen Bodybuildingkumpel! Die hatten sie wirklich vollends zur Närrin gemacht.

Aber wozu das alles? Sein Auftrag bestand sicherlich darin, Lucy Sharpes Anordnungen auszuführen, wofür er zweifellos fürstlich entlohnt wurde. Aber was kümmerte es Lucy,

wie es ihrer Nichte erging? Was bezweckte diese kaltherzige Zicke, die sich dreizehn Jahren zuvor von ihrer Schwester und deren Familie für immer abgewandt hatte?

Es war fast fünf Uhr, als der Zug in die überirdisch liegende Haltestelle Charles Street einfuhr. Sollte sie es wirklich wagen, nach Hause zu gehen? Ja. Denn diesmal würden weder fadenscheinige Ausreden noch selbst gebrutzelte Köstlichkeiten noch markerschütternder Sex etwas ändern.

Außerdem durfte er nicht diese Macht über sie haben, sie von zu Hause fernzuhalten oder davon abzubringen, das Geheimnis um Keishas Tod zu lüften. Sie würde tun, was notwendig war, um die erforderlichen Antworten zu bekommen, selbst wenn sie dafür sein charmantes Lächeln ertragen müsste.

Um Antworten zu bekommen, musste sie sich am besten noch einmal entführen lassen, denn sie traute den Informationen nicht, die sie von Lucy bekommen hatte. Wer wusste schon, was diese Frau wirklich im Schilde führte? Das nächste Mal würde ihre Fantasieentführung nicht von Lucy und deren Bande unterbrochen werden. Sie würde sich heute Abend noch anmelden.

Ihr Magen knurrte und erinnerte sie daran, dass sie seit Stunden nichts gegessen hatte. Vielleicht sollte sie zuallererst etwas essen, um allen etwaigen Verführungsversuchen besser widerstehen zu können. Zumindest denen, die mit Essen zu tun hatten.

Am Fuß der Treppe zur Haltestelle bog sie um die Ecke und öffnete ihre Tasche, um das wiederaufladbare Ticket wieder zu verstauen. Dabei spürte sie plötzlich, wie sie eine

starke Hand von hinten am Ellbogen fasste. Sie schnappte nach Luft und erstarrte. »Ist das deine Art, mir zu beweisen, dass ich einen Schläger brauche, der mich beschützt?«

»Nein, das ist meine Art, Sie auf nette Weise zu überraschen.«

Sie wandte sich zu der melodiosen Stimme um. »Alonzo! Was machen Sie denn hier?«

»Meinen Sie, ich bin mir zu fein, um mit der Bahn zu fahren?«

Ein Gefühl der Erleichterung überkam sie. »Ich bin so froh, Sie zu sehen.«

Er zwinkerte aus seinen grauen Augen. »Ich habe meine Tochter hier abgesetzt.« Er fuhr sich mit der Hand über den nassen, kahlen Kopf. »Aber ihr Zug hatte Verspätung, und ich habe keinen Schirm dabei.«

Er sah aus, als wäre er schon eine ganze Weile unterwegs. »Ich habe auch keinen dabei. Tut mir leid. Mir ist gar nicht aufgefallen, dass es regnet.«

Mit einer beiläufig freundschaftlichen Geste legte er den Arm um sie und führte sie von der Menge der wartenden Passagiere weg. »Und wo waren Sie den ganzen Tag und die ganze Nacht?«

Sie wich zurück. »Die ganze Nacht?«

»Ich habe Sie gestern Abend mit Ihrem jungen Koch im Stadion gesehen, schon vergessen? Und vergessen Sie nicht, was ich von Beruf bin, Sage. Ich kenne die Frauen. Und Sie ...« Er berührte ihr Kinn, das noch ganz rau war, nachdem sie sich einen Abend lang an Johnnys Stoppeln gerieben hat-

te. »Sie sehen aus wie eine Frau, die nach allen Regeln der Kunst bedient wurde.«

Die anzügliche Bemerkung jagte ihr einen unangenehmen Schauer über den Rücken. »Besser gesagt, die nach allen Regeln aufs Kreuz gelegt wurde.«

Seine Augen nahmen die Farbe des bewölkten Himmels über Boston an. »Soll ich diesen Johnny für Sie umbringen? Oder zumindest seine Bewerbung im Ritz auf Eis legen?«

Ach du lieber Gott! Sie hatte Johnny ein Vorstellungsgespräch besorgt. Das hatte sie ganz vergessen.

»Nun?« Er studierte einen Augenblick lang ihre Miene. »Im Ernst, Sage, ist alles in Ordnung mit Ihnen?«

Unter normalen Umständen wäre sie nie so weit gegangen, Alonzo Garron als Freund zu betrachten, aber in diesem Moment kam es ihr ganz natürlich vor. »Ehrlich gesagt, habe ich Probleme.«

Er führte sie weiter von den wartenden Fahrgästen weg zu einem kleinen Park-&-Ride-Parkplatz. »Das klingt nach mehr als Liebeskummer. Wollen wir nicht irgendwo etwas trinken gehen und uns unterhalten?«

»Ich weiß nicht recht. Ich bin gerade keine gute Gesellschaft.« Wie sollte sie ihm erklären, in was für einem Schlamassel sie steckte? Welche Informationen sie brauchte? Aber dann fiel ihr ein, dass er vielleicht einige dieser Informationen für sie haben könnte – und vielleicht wusste er etwas anderes zu berichten als das, was Johnny von Lucy erfahren hatte. Bei dem Gedanken fühlte sie sich bestärkt. »Konnten Sie denn herausfinden, was ich über meine Mitbewohnerin wissen wollte?«

»Um ehrlich zu sein, kam gestern spät nachmittags noch etwas herein, aber ich habe es nicht mehr aufgemacht, weil ich den Anpfiff für das Spiel der Blizzards nicht verpassen wollte. Aber wir können gern jetzt gleich zu mir in die Praxis fahren und nachsehen.«

»Ja, gern«, sagte sie, ohne zu zögern. Das war nicht nur viel besser, als nach Hause zu gehen und auf der Treppe über gefährliche Altlasten zu stolpern, es war auch ein Schritt in die richtige Richtung.

Ganz offensichtlich sehr zufrieden lächelte er sie an. »Dann können Sie auch gleich meine neue Praxis besichtigen.«

Als sie in den kirschroten Mercedes stieg, warf sie unwillkürlich einen Blick in den Außenspiegel – um zu prüfen, ob jemand in der Nähe war.

Er sah sie an, während er sich hinter das Lenkrad klemmte. »Suchen Sie jemanden, Sage?«

Mit einem traurigen Lächeln erwiderte sie: »Nicht mehr.« Es musste ein passenderes Thema her. »Ich dachte, Sie hätten keine Kinder.«

»Meine Tochter stammt aus meiner ersten Ehe. Vielleicht erinnern Sie sich, dass ich erwähnt habe, dass Alicia nicht schwanger werden kann. Genau genommen rührt daher auch mein Interesse für die Kinderwunschbehandlung.« Er sah sie mit einem sonderbaren Lächeln an. »Die weibliche Fruchtbarkeit ist wunderbar und faszinierend, finden Sie nicht?«

»Je nachdem ...« Sie lachte. »Nicht, wenn man sie zu unterdrücken versucht.«

»Sie wollen natürlich jetzt noch kein Baby.«

»Noch nicht.« Und wenn das so weiterging bei ihr, dann sowieso nie.

»Wann hatten Sie Ihre letzte Periode?«

Sie zuckte überrascht zusammen. »Wie bitte?«

»Ich bin Gynäkologe, Sage. In meinem Berufsstand ist das so, als würde man fragen: ›Wie geht's?««

Trotzdem. »Ähm, na ja, keine Ahnung ...« Sie zählte im Kopf zurück. »Vor zehn bis zwölf Tagen etwa.«

Er hielt einen Moment lang ihren Blick, und seine Augen waren leuchtend und klar. »Dann schauen wir uns jetzt die Unterlagen an und reden ein paar Takte, einverstanden?«

Statt zu antworten, zog sie ihren Jackenkragen enger, und es prickelte warm auf ihrer Haut.

Er fuhr über die Charles Street, sodass sie an ihrem Haus in der Chestnut Street vorbeikamen. Unwillkürlich blickte sie auf ihren Eingang.

»Haben Sie damit gerechnet, dass er hier auf Sie wartet?«, fragte Alonzo.

»Nein«, sagte sie und wandte den Blick vom Gebäude ab. »Und das ist auch besser so.«

»Hat er Sie belästigt? Ist er Ihnen zu sehr auf den Leib gerückt?«

»Genau.« So ließ es sich am einfachsten erklären. »Er war einfach zu ... dominant.«

Er bog in den Storrow Drive ein und folgte dem Fluss nach Norden in Richtung Krankenhaus, in dessen Umgebung sich zahlreiche kleinere Privatpraxen befanden. Es herrschte

immer viel Verkehr in dieser Gegend, aber heute schien es schlimmer zu sein als sonst, obwohl Sonntag war.

»Was da wohl los ist?«, überlegte Sage und spähte in den diesigen Spätnachmittag hinaus. Als sie um eine Biegung kamen, wurde klar, was den Stau verursachte. Ein Dutzend Polizeiautos und Krankenwagen blockierten die Straße.

»Ich weiß einen Schleichweg«, sagte Alonzo, bog in eine Seitenstraße ein und schlängelte sich über mehrere Einbahnstraßen auf das Krankenhaus zu. Wenige Minuten später fuhr er in einen schmalen Zufahrtsweg hinein, der zwischen einem großen Backsteingebäude und einem kleineren Bungalowbau hindurchführte.

Mit einem zaghaften Lächeln deutete er auf das niedrigere Gebäude. »Es ist nicht so glamourös wie das Mass General, aber dafür gehört es mir. Kommen Sie, ich möchte Ihnen zeigen, was ich daraus gemacht habe.«

Sie blieb stehen und sah sich in der verlassenen Seitenstraße um, während er einen Schlüsselbund herausholte, drei Schlösser öffnete und dann in einen kühlen, dunklen Flur trat, ganz offensichtlich der hintere Teil einer medizinischen Praxis.

»Warten Sie hier, bis ich die Alarmanlage ausgeschaltet habe.«

Sie hielt die Tür mit der Schulter auf, während er ein paar Schritte auf ein Tastenfeld zuging. Im Dunkeln erkannte sie typische Praxisräume, einen Flur mit geschlossenen Türen, ein Schwesternzimmer und eine Milchglastür am Ende, die, wie sie annahm, nach vorne in den Empfangsbereich führte.

»Gut, wir sind drin.« Er öffnete die erste Tür links zu einem großen, schick eingerichteten Büro. Trotz der Dunkelheit konnte Sage einen großen, aufgeräumt wirkenden Schreibtisch erkennen, einen Computermonitor und eine breite Ledercouch, über der eine eindrucksvolle Sammlung von Zeugnissen und Auszeichnungen prangte.

»Das Haus mag kleiner sein als das Krankenhaus«, sagte sie. »Dafür ist dieses Büro wesentlich größer.«

»Das stimmt. Setzen Sie sich! Ich werde den Bericht holen. Kann ich Ihnen so lange etwas zu trinken anbieten? Ein Wasser? Oder etwas Stärkeres? Ich habe auch Wein da.«

Sie setzte sich auf den Rand des Sofas. »Sie bieten Ihren Patientinnen Wein an?«

»Ich biete meinen *Gästen* Wein an«, verbesserte er.

»Ich brauche wirklich nichts. Nur diese Information.« Aus irgendeinem unerfindlichen Grund wollte sie so schnell wie möglich raus aus diesem düsteren, menschenleeren Gebäude.

»Warten Sie einen Moment«, ordnete er an und ging. Sie stellte ihre Tasche ab und wanderte im Raum umher, betrachtete die Zeugnisse an der Wand und die gerahmten Fotos auf dem Sideboard. Alicia Garron war sie einmal begegnet, aber wo war die Tochter, die er erwähnt hatte? Warum stand von ihr kein Bild da?

Da es noch immer dämmrig im Zimmer war, ging sie zum Fenster und drehte den Kunststoffstab an einer der Jalousien, sodass sie nach draußen in die leere Gasse blicken konnte – auf Alonzos Auto und eine dunkle Limousine, die gerade hielt. Im nächsten Moment stieg eine Frau aus. Sie

strich sich das blonde Haar aus dem streng geschnittenen Gesicht und straffte die schmalen Schultern, während sie auf die Tür zuing, die Sage gerade durchschritten hatte. Glenda Hewitt! Was machte sie hier?

Sage schnellte herum und hastete um den Schreibtisch herum zur Tür. Fast rechnete sie damit, dass ihr gleich die Frau gegenüberstand, die sie zuletzt vor fünfzehn Stunden in der Polizeistation gesehen hatte, wo sie eine Kautio für ihren Mann hinterlegt hatte. Aber der Flur war leer, keine Spur von Alonzo oder Glenda. Die Hintertür klickte, als hätte jemand den Riegel vorgeschoben. Sage stürzte darauf zu und drehte am Knauf – vergeblich. Hatte Glenda von außen abgeschlossen?

Sie fluchte leise und steuerte dann den Eingangsbereich am Ende des Flurs an. »Alonzo!«, rief sie und schaute sich nach allen Richtungen um. »Dr. Garron?«

Die Tür zum vorderen Bereich war ebenfalls verschlossen. Sie rief erneut, und ein schauriges Gefühl wanderte ihr den Rücken hoch. Auf dem Rückweg schlug sie rechts und links die Türen auf, aber sie führten alle in Behandlungszimmer. Die Liegen waren mit frischem Papier belegt, und die Beinstützen der Untersuchungsstühle ragten in die Luft, als warteten sie bereits auf die Patientinnen, die am nächsten Morgen kommen würden. Die Zimmer rochen nach Alkohol und Desinfektionsmittel, und ihre Leere verstärkte Sages Angst.

Aber dann wich die Angst der Wut. »Dr. Garron!«, schrie sie, so laut sie konnte. »Wo stecken Sie?« Sie stieß eine weitere Tür auf, hielt aber inne, als sie entdeckte, dass

sie in ein Treppenhaus führte. Wohin? In einen Keller? Auf einem kleinen Schild über der Tür stand AUSGANG.

Aber sie wollte nicht dort hineingehen, auch wenn die Tür einen Ausgang verhielt. Sie wollte raus. »Alonzo!«, schrie sie so laut, dass ihre Kehle schmerzte. »Wo sind Sie?«

Vor Verzweiflung und Adrenalin zitternd – und selbst überrascht darüber – hastete sie im Laufschrift zurück zu der Hintertür, um dagegenzuschlagen. Sie packte den Knauf, riss energisch daran und schnappte erstaunt nach Luft, als die Tür nachgab und sie ins Freie stolperte.

Hatte sie sich nur eingebildet, dass sie abgeschlossen war? Hatte sie sich völlig grundlos gefürchtet? Sie machte einen Schritt, doch dann fiel ihr ihre Tasche ein. Nur – was, wenn die Tür nachher wieder verschlossen wäre?

Sie stellte ihren Fuß in den Türspalt und suchte mit den Augen nach einem Gegenstand, den sie dazwischenstecken konnte. Den Arm weit vorgestreckt, hangelte sie ein Klemmbrett von der Schwestertheke, schob es zwischen Tür und Rahmen und ging zurück in Alonzos Büro, um ihre Tasche zu holen. Ihr Handy war da – aber wen sollte sie anrufen?

Johnny. Die Versuchung war stark. War seine Nummer nicht sogar bei ihr eingespeichert? Sie presste die Augen zu. Nein, sie konnte sich unmöglich in einer Notsituation ausge-rechnet an diesen Lügner und Betrüger wenden.

Sie schwang sich die Tasche über die Schulter und strebte zurück in den Flur. Ein verzweifertes Wimmern entfuhr ihr, als sie entdeckte, dass das Klemmbrett abgerutscht war und die Tür sich wiederum nicht öffnen ließ.

»Was zum Teufel ist hier nur los?« Sie starrte auf das kleine Hinweisschild über dem Treppenhaus. Hatte sie jetzt noch eine Wahl? »Alonzo!« Ihr Ruf verhallte auf dem leeren Flur. Auf dem Weg zu der Tür zum Treppenhaus fischte sie ihr Telefon aus der Tasche und drückte die Wähltaste, bis sie ein leises Tuten hörte.

Sie starrte auf das Handy und spielte im Kopf ihre Alternativen durch. Hatte Alonzo vielleicht einen Notruf bekommen? Oder war er einfach nur in einem anderen Teil des Gebäudes, und ihre Fantasie war mit ihr durchgegangen? Sie machte einen Schritt auf das Treppenhaus zu und blieb dann wieder stehen.

Sie war vielleicht wütend, etwas ängstlich und ziemlich verwirrt, aber sie war nicht dumm. Sie drückte die Eins, und es hatte kaum einmal geklingelt, da hörte sie schon seine Stimme.

»Sage!« Johnnys Reaktion brachte sofort Leben in ihre tauben, eiskalten Finger. »Hör mir zu! Bitte! Ich –«

»Ich will keine Erklärungen von dir hören. Ich will keine Lügen oder Ausreden. Du arbeitest für meine Tante, als Spitzel oder als Wachhund oder was weiß ich. Ich hasse sie, also hasse ich dich auch.«

»Sage, bitte, das ist wich–«

»Ich weiß, dass du nur deine Arbeit gemacht hast, aber ich weiß nicht, warum sie dich geschickt hat. Und es ist mir auch egal«, sagte sie schnell, ehe er sie unterbrechen konnte.

»Weil ich dich nur anrufe, um dir zu sagen –«

»Was immer du vorhast, halte dich von Alonzo Garron fern.«

»Was?«

»Er ist die Verbindung, Sage. Zu Glenda und den Entführungen. Wahrscheinlich auch zu Keisha. Sie holen sich die Mädchen, zu welchem Zweck wissen wir noch nicht. Bitte wag dich nicht in seine Nähe!«

»Ich bin in seiner Praxis.«

Er stöhnte. »Ich war heute schon zehnmal da«, berichtete er. »Und es war nie jemand da.«

»Er hat mir gesagt, er sei hier gewesen, bevor er seine Tochter an der Bahnstation abgesetzt hat.«

»Er hat keine Tochter.«

Sie schloss die Augen. »Er hat eine Tochter aus seiner ersten Ehe.«

»Er lügt. In allem. Nicht nur, was den Kündigungsgrund für seine Stelle im Krankenhaus angeht. Bitte, trau ihm nicht, Sage!«

Sie spähte in den verwaisten Praxisflur. »Ich weiß nicht mehr, wem ich noch trauen kann.«

»Oh, Baby, es tut mir so leid –«

»Nicht jetzt, Johnny. Nicht jetzt. Am besten ... gar nicht. Ich muss jetzt los. Ich muss hier raus. Ich bin eingeschlossen und allein.« *Und ich habe Angst.* Aber das wollte sie ihm gegenüber nicht zugeben.

»Ich bin in fünfzehn, höchstens zwanzig Minuten da. Im Moment bin ich noch in Chestnut Hill und schau mir Garrons Villa an.«

»Ich will nicht warten«, sagte sie, und ein Schauer jagte ihr über den Rücken. »Außerdem wirst du viel länger brau-

chen. Auf dem Storrow Drive ist furchtbar viel Verkehr, wahrscheinlich ein Unfall oder so.«

»Da war kein Unfall, Sage.«

Der Klang seiner Stimme machte ihr Angst. »Was meinst du damit?«

»An der Stelle wurde Ashley McCaffertys Leiche aus dem Fluss geborgen. Sie wurde ... brutal ermordet.«

»Oh!« Ihre Knie wurden weich vor Entsetzen.

»Sage, hör mir gut zu! Geh nicht mit Garron! Du darfst mich gern beschimpfen, anschreien und umbringen, aber erst hinterher. Bitte, Baby, geh nicht mit ihm irgendwohin!«

»Ich versuche nur, hier herauszukommen. Und ich wollte, dass jemand weiß, wo ich bin.«

»Sage.« Seine Stimme klang ganz weich, und sie glaubte seinen warmen Atem zu spüren, als er ihren Namen aussprach. Was war nur los mit ihr? Sie stand in irgendeinem menschenleeren Treppenhaus und ließ es zu, dass diese Stimme ihren Körper durchdrang, ihren Kopf, ihr Herz. Warum?

»Schon gut, schon gut – ich gehe nicht mit ihm.«

»Okay. Und hör mir zu, ja? Alles, was wir zusammen erlebt haben, jede einzelne Minute, war aufrichtig gemeint, vollkommen und wunderbar. Ich liebe es, mit dir zusammen zu sein. Ich liebe –«

»Hör auf!« Sie presste die Augen zu, um nicht zu weinen. »Du hast mich angelogen, Johnny. Du hast neben mir im Bett gelegen und mich über meine Tante reden lassen, ohne mit der Wimper zu zucken.« Ihre Stimme brach. »Da-

bei hast du gesagt, dass Betrug für dich das schlimmste aller Verbrechen sei.«

»Aber da war keine böse Absicht im Spiel, von niemandem. Lucy wollte, dass dir nichts geschieht. Sie liebt dich. Ehrlich. Lucy liebt dich, und ich, Sage, ich –«

Sie klappte das Telefon zu.

Den Blick auf das Ausgangsschild geheftet, stieß sie die Tür auf und trat in das Treppenhaus hinaus. Bei ihrem nächsten Schritt fiel die Tür hinter ihr zu, und es war stockfinster.

Sie machte tastende Schritte, bis sie die Stufen erreicht hatte, und begab sich dann auf den Weg nach unten, suchte blind nach einem Geländer, aber vergeblich. Es war wie in einem Grab, still, dunkel, Angst einflößend.

Was, wenn Johnny recht hatte? Wenn Alonzo wirklich etwas mit Keishas Tod zu tun hatte? Hatte er sie an der Bahnstation abgepasst? Warum hatte er ihr so intime Fragen gestellt? Und warum hatte er sie hierher gebracht, wenn er anschließend verschwand?

»Alonzo?«, rief sie wieder, und das Echo klang hier unten noch schauriger. Sie erreichte die unterste Stufe und tastete sich an der Wand entlang weiter, bis der raue Beton unter ihren Fingern Metall wich. Endlich, eine Tür! Es gab weder Klinke noch Knauf, und so lehnte sie sich einfach dagegen, und, siehe da, die Tür öffnete sich. Doch auch dahinter herrschte vollkommene Dunkelheit.

Angestrengt versuchte sie, etwas zu erkennen, aber die Dunkelheit war undurchdringlich. Sie legte ihre Hände auf den kalten, feuchten Beton und tastete sich weiter, bis sie

eine weitere Tür erreichte. Diese hatte eine Klinke. Und auch sie war unverschlossen.

Sie drückte sie auf und wurde mit dem schwachen, milchigen Schein einer einzelnen Glühbirne belohnt, die einen weiteren Flur mit weiteren Türen erhellte.

Sie versuchte gleich die erste Tür, die sich zu einer kleinen Kammer öffnete. Sage fand keinen Lichtschalter, konnte aber zwei kleine Pritschen mit weißen Laken und ein leeres Bücherregal erkennen. Die nächste Tür war verschlossen. Am Ende des Ganges waren zwei weitere Türen, und bei einer drang schwaches Licht durch den Spalt. *Bitte, lieber Gott! Mach, dass das ein Ausgang ist!*

Der Knauf ließ sich leicht drehen, aber sie musste ihr ganzes Gewicht einsetzen, um die massive Stahltür zu bewegen. Als sie sie geöffnet hatte, strahlte ihr grell-weißes Licht entgegen, sodass sie die Augen zupressen musste.

»Da bist du ja, Sage.«

Sie unterdrückte einen Aufschrei und blinzelte in dem blendenden Licht. »Alonzo?« Mit brennenden Augen versuchte sie durch die gleißende Helligkeit hindurch den Mann zu erkennen, der sie hierher gebracht hatte.

Er trug einen grünen OP-Kittel, Kopfhaube und Mundschutz. Neben ihm erkannte sie einen OP-Tisch.

»Was ist hier los?« Sage brachte kaum ein Wort heraus.

»Du hast etwas, das ich möchte, Sage.« Alonzo kam näher, und Sage wich zurück. »Etwas, das ich für mich selbst möchte. Die anderen habe ich gebraucht, um Geld zu verdienen. Aber du hast etwas, das nur ganz wenige Frauen haben.«

Heiß rauschte das Blut in ihrem Kopf. »Was?«

»Klugheit und Schönheit. Und etwas ... ganz Besonderes. Energie. Einen zähen Willen. Eigenschaften, die ich an Frauen sehr schätze. Die ich gern an meiner Tochter sehen würde.«

Da war sie wieder, diese Tochter. »Was machen Sie hier unten?«

»Willkommen in meinem Kinderwunschlabor! Schau nur, in welcher großartigen Gesellschaft du dich befindest!«

Er trat einen Schritt zur Seite, und Sage blickte an die Wand hinter ihm, auf das Poster, das sie so oft in Keishas Zimmer betrachtet hatte.

Neongelbe beschriftete Karteikarten überdeckten einige der Gesichter. *Untersuchungen und Abstriche*, stand da, jeweils mit Datum versehen. Sage suchte sofort Keishas Gesicht, doch statt einer gelben klebte auf ihrem Gesicht eine der vertrauten grünen Karten. Darauf stand: *Verstorben*. Sage sank das Herz in den Schoß, als sie die gleiche Karte auf Ashley McCaffertys Gesicht fand, mit der gleichen Aufschrift.

»Manchmal laufen die Dinge nicht ganz nach Plan«, sagte er. »Und manchmal« – er legte den Kopf schief und hob die Injektionspritze, die er in der Hand hatte – »finden wir eine junge Frau, deren Eizellen so wertvoll sind, dass die Kunden Höchstpreise dafür bezahlen. Aber deine Eier möchte ich nicht auf diesen trostlosen Markt bringen. Deine möchte ich selbst behalten. Für meine arme, unfruchtbare Frau.«

Seine Worte verursachten ihr Schwindelgefühle. »Sie stehlen Eizellen? Und verkaufen sie weiter?«

Er hob eine Schulter. »Eizellen einer gesunden Weißen, die sportlich und schön ist, erzielen auf dem Schwarzmarkt gut und gern siebentausend Dollar. Aber deine nicht, meine Liebe. Versprochen.«

Sie schluckte. *Eizellen einer gesunden Weißen.* »Und was ist mit farbigen Frauen?«

»Wertlos für mich.«

»Und was war mit Keisha?«

Er schnaubte verächtlich. »Es gibt auch einen Markt für schwarze Eizellen wie die von Keisha, aber nicht für Mulatten mit hellen Augen. Ich weiß nicht, warum sie mir diese Masters angeschleppt hat.«

Sie? »Was ist mit Keisha geschehen? Sie hat nicht Selbstmord begangen, nicht wahr?«

»Sie war schwanger im Frühstadium. Für mich war sie also völlig unbrauchbar. Die sauberste Lösung war es, die Schwangerschaft abzubrechen, sodass es so aussah, als habe sie ihre Regelblutung. Dann habe ich ihr das Ephedrin gegeben.« Er hob die Nadel. »So, Sage. Es ist ganz einfach und schmerzlos.«

Und wahnsinnig. Aber er war ein großer Mann mit einer Spritze. Konnte sie sich gegen ihn wehren? Ihn lange genug aufhalten, bis Johnny hier war? Vielleicht konnte sie ihn so lange in ein Gespräch verwickeln.

»Dr. Garron, wussten Sie, dass ich asiatische Wurzeln habe? Meine Urgroßmutter ist in Mikronesien geboren. Sie wollen mich gar nicht.«

»Sage, mir ist ganz egal, was du bist. Ich werde deine Eier nicht verkaufen. Ich werde sie befruchten und meiner Frau einsetzen. Ich will, wie gesagt, eine Tochter, die so ist wie du. Das wusste ich, seit ich dich zum ersten Mal gesehen habe, als du ins Krankenhaus kamst, um mich zu interviewen, ganz Feuer und Flamme für deine Geschichte. Auf eine Tochter wie dich könnte ich stolz sein.«

»Warum haben Sie mich nicht einfach gefragt?«

»Was hättest du denn geantwortet?«

»Dass Sie verrückt sind.« Sie bereute den Satz sofort, denn in seinen Augen blitzte ein vernichtender Ausdruck auf. Sie trat zurück, doch in dem Moment schlug die Tür hinter ihr auf, und sie schnellte herum. Johnny!

Der Anblick Glenda Hewitts traf sie wie ein Faustschlag in den Magen.

»Sie müssen verschwinden!«, rief sie Alonzo zu, ohne Sage zu beachten. »Ashleys Leiche ist entdeckt worden. Eine Amazone mit einer weißen Strähne im Haar macht einen Mordswirbel. Wir müssen hier weg.«

Eine Amazone mit einer ...? *Lucy*.

»Bitte desinfizieren Sie Ihre Hände, und ziehen Sie einen Kittel an, Glen. Wir haben zu arbeiten«, sagte Alonzo betont langsam.

Glenda warf Sage einen verächtlichen Blick zu. »Sie wissen gar nicht, ob sie überhaupt so weit ist. Sie hat nie etwas von dem getrunken, was ich ihr gegeben habe. Sehen Sie zu, dass Sie sie loswerden!«

Sage stürzte zur Tür, aber Alonzo packte sie an einem Arm, Glenda am anderen.

Sie wehrte sich gegen seinen Griff, doch Glenda stieß sie zurück und hielt sie mit erstaunlich viel Kraft für eine so schlanke Frau. »In den Charles River können wir sie nicht befördern. Die Hälfte aller Bostoner Polizisten ist da draußen unterwegs«, sagte sie, ohne ihren Griff zu lockern. »Irgendwelche Lösungsvorschläge?«

Sage fuhr zusammen, als es in ihrem Nacken plötzlich heiß wurde. Die Wärme breitete sich wie Feuer durch ihre Adern aus und lähmte augenblicklich ihren Oberkörper.

»Ja, ich habe einen Lösungsvorschlag.« Alonzos Stimme klang längst fern und verzerrt, während das Narkotikum durch ihren Körper strömte. »Aber bevor wir gehen, haben wir noch etwas zu erledigen.«

»Sie haben keine Zeit mehr zu operieren.«

»Wollen Sie mit ihr sterben, Glen? Wenn nicht, dann halten Sie jetzt besser den Mund!«

21

Johnny kreuzte wie ein Wilder durch den Verkehr und nahm die Kurven so schneidig, wie sein klappriger Camry es zuließ. Sages Stimme klang noch in seinem Ohr, ebenso wie seine eigenen verzweifelten Worte. Beinahe hätte er ihr gesagt, dass er sie liebte.

Er hielt das Lenkrad fest umklammert, beschimpfte einen anderen Fahrer und überholte in einer gewagten Aktion den Wagen vor ihm. Die überfüllten Seitenstraßen östlich der Charles Street und südlich des Krankenhauses waren ein Gewirr aus engen Einbahnstraßen, ein Relikt aus einer längst

vergangenen Zeit, als in der Stadt noch Kühe unterwegs waren. Er ignorierte eine empörte Hupe und fuhr gegen die Fahrtrichtung durch die Philips Street. Schließlich hielt er vor dem kleinen weißen Bau mit dem Bronzeschild am Eingang: ALONZO GARRON. GEBURTSHILFE, FRAUENHEILKUNDE, KINDERWUNSCHBEHANDLUNG.

Er hatte siebzehn Minuten gebraucht. Ob sie noch hier war? Er stellte den Wagen in zweiter Reihe mitten auf der Straße ab und rannte zum Eingang, um gegen die Scheibe zu klopfen. »Sage!«

Drinnen war es vollkommen dunkel. Um zum Hintereingang zu gelangen, musste er bis zum Ende des Häuserblocks laufen und in die hintere Zufahrt hinein. Das würde immer noch schneller gehen, als mit dem Auto zu fahren, bei all den Einbahnstraßen. Er machte sich auf den Weg, und genau in dem Moment, als er um die Ecke bog, kam ihm mit quietschenden Reifen ein dunkler Wagen entgegen. Mit einem gewagten Sprung konnte er sich retten, stürzte aber und traf hart auf dem Pflaster auf. Bis er sich wieder aufgerappelt hatte, war der Saukerl weg. Johnny setzte seinen Weg fort und erreichte knapp eine Minute später den Hintereingang.

Garrons roter Mercedes war der einzige Wagen, der da stand. Zumindest war sie nicht mit ihm weggefahren. Aber hatte sie entkommen können, oder war sie noch hier eingeschlossen? Auf den letzten Schritten zur Tür zückte er seine Waffe, fest entschlossen, auf alles zu schießen, was sich ihm in den Weg stellte. Plötzlich ertönte ein tiefes Grollen irgendwo aus der Tiefe. Dann zerbarst das ganze Gebäude mit einem ohrenbetäubenden Knall, und Rauch, Feuer und Be-

tonbrocken schleuderten ihn meterweit zurück gegen eine Mauer, so heftig, dass er schon meinte, dies wäre das Ende.

Aber seine Ohren funktionierten noch. Er hörte ein Warnsignal, dann wieder einen mächtigen Knall, zerspringende Fenster und splitterndes Glas, einen fernen Schrei. Und den beißenden, scharfen Geruch von Dynamit und Zerstörung.

»Sage!« Die Waffe in der Hand, wischte er sich Ruß und Schmutz von den Augen. Sein Herz setzte aus, als er die Überreste des Hauses sah, in dem Sage sich aufgehalten hatte. Leuchtend orange Flammen fraßen, was von dem kleinen Bau übrig geblieben war, während Sirenen aufheulten und schreiende Menschen zusammenliefen.

An seiner Hüfte vibrierte sein Handy. Er betete um ein Wunder, während er zitternd in seine Tasche griff, das Telefon herausholte und aufklappte. Nichts auf der Welt würde er jetzt lieber hören als die Worte: *Ich bin zu Hause, Johnny.*

»Hast du sie gefunden?«

Es kostete ihn Mühe, Dan nicht zu beschimpfen. »Ich glaube schon.« Er starrte auf den Trümmerhaufen und stellte sich vor, wie sie plötzlich aus der Asche aufstand und auf ihn zulief, wie in einem Film. Doch nur Fremde strömten aus den umliegenden Gebäuden heraus, um sich die Zerstörung anzusehen.

Johnny wusste genau, welche Wirkung Bomben in geschlossenen Räumen entfachten. Diese Explosion hatte niemand überlebt.

»Was ist das für ein Lärm?«, fragte Dan.

Schwarzer Rauch hüllte Johnny ein. »Ist Lucy bei dir?«

»Ja.«

Wie sollte er es ihr beibringen? Wie sollte er ihr erklären, dass er der erste Bullet Catcher war, der eine Klientin verloren hatte, die zu allem Überfluss auch noch ihre geliebte Nichte war?

»Ist alles in Ordnung?«, erkundigte sich Dan. »Bist du okay?«

Wieder log er. »Ja.« Eine Sirene heulte auf.

»Wo ist Sage?«

»Ich weiß es nicht.« Noch eine Lüge.

»Hör zu«, beschwor ihn Dan. »Wenn du den Arzt nicht findest, musst du dich auf Glendas Fersen heften. Lucy hat heute Nachmittag einen Peilsender an ihrem Wagen angebracht. Wir glauben, dass sie mit dem Arzt unterwegs ist, und das könnte uns auf Sages Spur führen.«

Johnny blickte in Richtung der Stelle, wo ihn die dunkle Limousine fast überfahren hätte, und ergriff diesen letzten Strohalm. »Dann nichts wie los.«

Jede einzelne Faser ihres Körpers schmerzte. Ihre Kehle war so trocken, dass sie sich wie rohes Fleisch anfühlte. Aber selbst wenn sie zwinkern, schlucken oder sich regen könnte, würde sie es nicht tun. Ihr Überlebensinstinkt riet ihr inständig, sich nicht zu rühren und so zu tun, als wäre sie tot.

Sonst war sie bald wirklich tot.

Das war Sage in dem Moment klar geworden, als sie in einem Kofferraum aufgewacht war, gefesselt und geknebelt mit einem Fetzen Stoff, der nach Formaldehyd und Alkohol stank. Sie kam nicht an den Türriegel heran, aber einen Sprung bei voller Fahrt hätte sie ohnehin nicht überlebt,

selbst wenn sie das Schloss hätte aufstemmen können. Und so zwang sie sich, wachzubleiben, zu überlegen, herauszufinden, wohin diese beiden Geisteskranken sie brachten und wie sie am besten fliehen könnte.

Während der Wagen in offensichtlich hohem Tempo über die Straßen holperte, konzentrierte sich Sage darauf, sich zu entspannen, den Schmerz wegzuatmen, der sie am ganzen Körper quälte, und die Puzzleteile zusammensetzen, die sie inzwischen beisammenhatte.

Sie stahlen also weibliche Eizellen. Kein Wunder, dass Glenda immer wusste, wann die Tänzerinnen ihre Periode hatten. Glenda sorgte dafür, dass die Mädchen sich entführen ließen, und Garron entnahm ihnen dann in dem Keller unter seiner Praxis Eizellen. Und als Keisha an die Reihe kam ... war sie von LeTroy schwanger. Und das bedeutete das Todesurteil für sie.

Atme, Sage. Atme! Denk an etwas Schönes. Etwas, wofür es sich zu leben lohnt. Wofür es sich zu kämpfen lohnt.

Sie schloss die Augen, und alles, was sie sah, war ein Mann. Was, wenn sie heute Abend ermordet wurde und Johnny Christiano nie wiedersehen würde? Ihr Herz pochte gegen ihre Oberschenkel, und sie zog den Kopf ein und rollte sich noch enger ein in der Embryonalstellung, in der man sie gefesselt hatte, die Hände im Rücken, einklemmt zwischen ihrem eigenen Körpergewicht und etwas Hartem, Spitzem.

Eine Welle der Panik kündigte sich an, und sie versuchte, möglichst langsam und tief durch die Nase zu atmen. Die Geräusche des Motors und des Getriebes verrieten ihr, dass

sie langsamer wurden. Der Wagen holperte über Schutt oder Stein, und sie wurde herumgeworfen, als der Weg plötzlich anstieg. Stark anstieg. Wohin in Gottes Namen wurde sie gebracht?

Und wer würde sie je wieder finden?

Johnny. Fast wimmerte sie seinen Namen. Sie hatte ihm nicht die Chance gelassen, seinen Satz zu vollenden. Sie hatte noch seine Stimme im Ohr.

Alles, was wir zusammen erlebt haben, jede einzelne Minute, war aufrichtig gemeint, vollkommen und wunderbar. Ich liebe es, mit dir zusammen zu sein. Ich liebe ...

Der Wagen hielt oben auf dem Berg, und sie rollte noch weiter nach hinten. Dann erstarb der Motor. Wenn Garron feststellte, dass sie aus ihrem Dämmerzustand erwacht war, würde er ihr eine weitere Spritze geben. Oder ihr Schlimmeres antun.

Sie wappnete sich mit wilder Entschlossenheit. Sie würde weiter so tun, als wäre sie bewusstlos, sie würde sich tot stellen und dann im richtigen Moment fliehen. Sie würde alles tun, um am Leben zu bleiben.

Glenda kreischte einen schrillen Befehl, aber Sage hörte den panischen Unterton in ihrer Stimme. Alonzo reagierte nicht darauf. Kaum eine Minute später klappte der Kofferraumdeckel auf. Sage ergab sich ganz in ihre Rolle des bewusstlosen Opfers.

Doch zugleich schoss ihr das Blut in den Kopf, pulsierte durch ihre Adern und summte in ihren Ohren. Wenn der Arzt jetzt ihren Puls messen würde, würde er feststellen, dass sie hellwach war. Sie unterdrückte jede Körperregung, auch das

geringste Wimpernzucken. Garron und die Hewitt hoben sie hoch, sodass ihre Knie gegen den Wagen prallten, doch sie zuckte nicht einmal. Sie ließ Kopf und Gliedmaßen vollkommen locker, während sie über einen Kiesboden gezerrt wurde.

Das Geräusch von Wasser drang an ihr Ohr, das mächtige Rauschen von Wellen, die gegen Felswände schlugen. Hatte er nicht von einem Haus in Marblehead Neck erzählt? Sie versuchte, sich die exklusive Halbinsel nördlich von Boston vorzustellen. Hier musste sie sein. Trotz des Knebels in ihrem Mund roch sie das Salzwasser der Küste Neuenglands und stellte sich die dunklen Wellen des Atlantiks vor, die tief unter ihnen an ein zerklüftetes Kliff schlugen.

»Hoch«, ordnete Alonzo an und zerrte Sage an einen noch dunkleren, kälteren Ort, womöglich eine Garage.

»Können wir nicht eines der unteren Schlafzimmer benutzen?«, bat Glenda.

»Ich brauche ein paar Utensilien«, sagte er barsch. »Einen Aspirator. Die richtige Nadel. Sie braucht noch einmal zehn Milligramm Midazolam. Die Wirkung der ersten Spritze kann jeden Augenblick nachlassen.«

Sage ließ ihren Kopf hängen und setzte alles daran, schlaff zu bleiben. Das Gesicht nach unten gerichtet, riskierte sie einen vorsichtigen Blick, sah aber nur einen grauen Fußboden und ihre eigenen Füße. Sie schleppten sie über Stufen, die zunächst mit Teppich ausgekleidet waren, dann aus nacktem Holz bestanden. Sie versuchte sich vorzustellen, wie es um sie herum aussah, um einen Fluchtweg auszu-

machen. Wahrscheinlich wurde sie auf einen Speicher geschleppt.

»Leg sie da ab!«, befahl er.

Glenda hievte sie auf etwas Hohes, Hartes, wie die Untersuchungsliegen in seiner Praxis. »Schnell«, drängte Glenda. »Holen Sie das Mittel, bevor sie aufwacht!«

»Ich darf keine Fehler machen. Sie hat keine Hormone genommen. Ich kann froh sein, wenn ich eine Eizelle bekomme.«

»Warum ist das diesmal denn so wichtig?« Glendas Stimme wurde wieder schrill. »Mit ihr lässt sich doch gar kein Profit machen.«

»Manchmal geht es um mehr als um Profit. Sind Sie nicht ursprünglich deshalb zu mir gekommen? Sie wollten ein zweites Kind. Oder ist Ihnen das Geld jetzt so wichtig, dass Sie gar nicht mehr wissen, welche Macht in meinen Händen liegt? Dass ich Babys machen kann, wo es niemals welche geben sollte? Ich will auch ein Baby. Was meinen Sie wohl, warum ich mich von meiner ersten Frau getrennt und eine geheiratet habe, die gerade mal halb so alt ist wie ich?« Er schnaubte. »Eine, die halb so alt ist wie ich, nur leider unfruchtbar. Aber durch Sages Eizellen könnte ich das Kind bekommen, das ich will. Gerade Sie müssten das doch verstehen.«

Metall klirrte, vielleicht medizinisches Besteck, das aus einer Schublade genommen wurde.

»Jetzt beeilen Sie sich doch«, flüsterte Glenda. »Ich werde mich darum kümmern, sie aus dem Weg zu räumen, ge-

nauso wie Keisha und Ashley, also bringen wir es hinter uns, bevor sie aufwacht.«

»Es spielt keine Rolle, ob sie aufwacht oder nicht, denn niemand weiß, wo sie ist. Man wird ihre Tasche in den Trümmern meiner Praxis finden und davon ausgehen, dass sie mit in die Luft geflogen ist.«

Sage musste alles darangeben, damit kein Laut aus ihren Lippen drang. Er hatte seine Praxis in die Luft gejagt! Johnny musste annehmen, dass sie tot war.

Sie spürte, wie ihr letzter Funken Hoffnung erlosch. Dieses eine Mal war Johnny ihr nicht gefolgt, so wie sie es insgeheim gehofft hatte. Er würde nicht kommen, um sie zu holen. Sie würde sich selbst aus dem Schlamassel retten müssen. Oder sie würde sterben.

»Helfen Sie mir, sie auszuziehen«, hörte sie Alonzo sagen, der bereits an einem ihrer Schuhe zog, dann an dem anderen, und sie dann zu Boden fallen ließ. Er ergriff den Bund ihrer Yogahose und zog sie nach unten, und sie spürte kalte Luft auf ihrer nackten Haut. Sage hielt den Atem an, damit ihr Bauch sich nicht zusammenzog und sie verriet.

Einer der beiden zog ihr die Hose gänzlich aus, und sie hörte den Stoff zu Boden fallen.

»Starren Sie sie doch nicht so an«, schalt Glenda. »Sie haben schon so viele nackte Frauen gesehen.«

Kalte Schauer kündigten sich an. *Oh Gott, bitte keine Gänsehaut!* Er wüsste sofort, dass sie wach war und zuhörte.

»Manche Frauen«, sagte Garron langsam, »sind schöner als andere.«

Sie wappnete sich gegen seine Berührung, eine heiße Hand, die sie zusammenzucken lassen würde. Aber nichts geschah.

»Ich gehe nach unten, um meine Tasche aus dem Auto zu holen«, sagte er mit rauer Stimme.

Eine Sekunde später öffnete und schloss sich eine Tür. Das war es. Er musste zwei Stockwerke hinunter- und auf die Einfahrt hinausgehen. Es war ihre einzige Chance. Sie hörte ein Geräusch zu ihrer Rechten, und zwischen den Wimpern hindurch erkannte sie Glenda, die mit dem Rücken zu ihr stand. Sage brauchte nicht lange, um zu handeln. Sie schnellte hoch und schlang ihren Arm um Glendas Hals, um ihn so fest wie möglich nach hinten zu reißen.

Glenda stieß ihr mit voller Wucht den Ellbogen in die Rippen, doch Sage verstärkte nur ihren Griff und sah sich unterdessen verzweifelt nach einer Waffe um. Auf der Theke lag ein langes, scharfes Messer. Während sie Glendas Gegenwehr mit nichts als dem puren Willen unterdrückte, griff sie nach der Klinge und trieb sie Glenda mit einem Stöhnen zwischen die Rippen. Das Metall machte ein widerliches Geräusch, als es in Fleisch eindrang.

Glenda zuckte zusammen und wollte nach vorne entkommen, doch Sage hielt sie fest. Sie packte das Messer und stach noch einmal zu. Warmes, feuchtes Blut spritzte auf ihre nackten Beine, während Glendas Schmerzensschrei in ein dumpfes Röcheln mündete. Sie gab den Kampf auf. Sage stieß die verletzte Frau zur Tür, die sie mit Mühe aufzog, und schob sie hinaus. Dann schlug sie die Tür wieder zu und legte den Riegel vor. Ihr Atem ging flach, ihr Herz klopfte

wie wild. Wie viel Zeit blieb ihr? Fünf Minuten? Zwei? Oder gar keine?

Sie hörte, wie Glenda draußen leise um Hilfe rief.

Zum ersten Mal sah sie sich im Raum um. Ihr Blick war immer noch verschwommen von dem Narkotikum und dem Kampf mit Glenda, ihr Körper vollgepumpt mit Adrenalin. An drei der vier Wände waren Fenster. Es war also kein Speicher. Eine Art Ausguck, vielleicht auf einer dieser kleinen Dachterrassen, die typisch für die Häuser in der Gegend waren. Ohne eine Sekunde zu verlieren, schnappte sie sich ihre Hose, steckte sie zwischen die Zähne und stürmte zu einem der Fenster. Hektisch zog sie an der Schnur der klapprigen Innenjalousie und klopfte dann verzweifelt den Fensterrahmen ab.

Schließlich fand sie einen Riegel, den sie beiseiteschob. Schritte ertönten im Hintergrund. »Komm schon!«, flehte sie und rüttelte am Fenster, doch der Lack wirkte wie Klebstoff. Sollte sie es an einem anderen Fenster versuchen? Mit aller Kraft stemmte sie die untere Scheibe hoch und schob sie dann mit einem mächtigen Stoß ganz nach oben. Sie kletterte auf das Dach hinaus, fand aber keinen Halt auf der Schräge und rutschte über die Ziegel, die ihr die nackte Haut an Beinen und Hintern aufschürften.

Leise weinend landete sie mit den Knien voran auf einem auskragenden Dachüberstand, wo sie sich kaum halten konnte. Sie riskierte einen kurzen Blick zum Fenster hinauf und schnappte nach Luft. Jeden Augenblick konnte er auftauchen. Mit einem Messer, einer Pistole oder einer *Nadel*.

Wimmernd vor Schmerzen schlüpfte sie in ihre Hose, um ihre malträtierete Haut zu schützen, und sah sich um.

Oh Hilfe! Sie war sieben Meter oberhalb einer Steinterrasse, ansonsten war in dieser mondlosen Nacht nichts zu sehen. Blinzelnd versuchte sie zu erkennen, wo die Rasenfläche endete, doch das ganze Anwesen schien rundum von einer hohen Mauer umgeben zu sein. Sie würde darüberklettern, wenn es sein musste. Sie würde von den Klippen springen, auch wenn sie vielleicht ertrank. Aber sie würde ihr Leben nicht diesem Monster schenken, das Keisha getötet hatte und auch sie töten würde.

Ein Poltern und ein Schrei verrieten ihr, dass er da war. Sie kletterte zur kurzen Seite des Überstands. Aber wohin jetzt? Sie hatte die Wahl zwischen einem Sturz, einem waghalsigen Sprung auf den Ast einer Eiche oder dem Fallrohr, das bis zum Boden reichte. Sich an der Regenrinne festklammernd, ließ sie sich zitternd über den Rand des Daches ab und schlang ihre Beine um das Rohr. Es knirschte, und eine Halterung löste sich aus der Wand, aber es hielt. Schrauben bohrten sich in ihre nackten Füße, und ihre Finger begannen zu brennen, während sie sich zentimeterweise abrutschen ließ. Drei Meter über dem Boden ließ sie los und prallte so hart auf dem Beton auf, dass ihre Zähne aufeinander schlugen. Aber sie war unten und am Leben.

Sie blickte sich suchend um, nach einem Tor oder einem Baum, der hoch genug wäre, um über die Mauer zu klettern, aber da war nichts als undurchdringliche Schatten. Neben ihrem rasenden Puls hörte sie das Geräusch der Wellen, die gegen Felsen tosten und ihre Rettung bedeuten konnten –

oder ihren Tod. Sie hatte keine Ahnung, wie hoch die Steilküste hier war. Viel zu hoch zum Springen jedenfalls.

Vielleicht konnte sie sich ja verstecken oder an der Felswand hinunterklettern. Sie rannte dem Rauschen entgegen, stolperte über ein paar Steinstufen und geriet dann auf kaltes, feuchtes Gras. Sie wagte einen kurzen Blick zurück zu dem erleuchteten Fenster, erkannte aber nichts und hastete dann weiter zu einem niederen Holzzaun, der am Rand des Kliffs verlief. Sie könnte durch den Zaun steigen und sehen, wie es auf der anderen Seite aussah. Durch das Tosen der Wellen hindurch hörte sie, wie eine Tür schlug. Garron war draußen.

Sie quetschte sich durch eine größere Lücke im Zaun, tastete sich vorsichtig auf die Kante zu und blickte nach unten. Das waren gut und gern zehn Meter nackte Felswand, die senkrecht abfiel. Sie hielt nach allen Richtungen Ausschau. Da waren weder Boote noch Signale eines Leuchtturmes.

»Na los, Sage! Spring!« Beim Klang von Garrons Stimme schnellte sie herum und erkannte seine Silhouette, die auf sie zukam. »Genauso ist meine erste Frau auch gestorben.«

Er trat so nah an sie heran, dass sie die Spritze in seiner Hand sehen konnte. Sie machte einen Schritt zurück und ihr nackter Fuß landete direkt auf der Felskante. Sie war nur Zentimeter von einem tödlichen Absturz entfernt ... und kaum weiter von dem Mann, der ihr ebenso den Tod bringen würde.

Jetzt trennte sie nur noch der Zaun. »Ich möchte nicht, dass du stirbst, Sage. Ich möchte nur eine Eizelle von dir, ein

Kind. Wirklich. Du erinnerst mich an die Tochter ... die ich nicht habe. Noch nicht.«

Ihr blieb nur ein Ausweg, und der führte nach unten. »Okay«, sagte sie ruhig. »Aber können Sie denn nicht auch anders bekommen, was Sie wollen? Wäre es denn nicht besser, wenn ich freiwillig mitmachen würde?«

»Du solltest zur Stimulierung Hormone trinken, aber du warst viel zu beschäftigt mit Interviews und Ermittlungen.« Er schwang sich über den Zaun, ihre Ferse rutschte ab, und sie suchte keuchend nach Halt. »Du hattest immer deinen eigenen Willen. Ich mag das an Menschen. Es würde mir auch bei meinem Kind gefallen.« Er streckte den Arm nach ihr aus. »Komm, Sage! Komm zurück ins Haus. Ich will nicht, dass du stirbst.«

Vielleicht nicht hier und sofort, aber später schon.

Sie rettete sich an eine sichere Stelle und bohrte ihre Zehen in das Gras, um ihm die Hand hinzuhalten. Dann ließ sie ihn auf sich zukommen – einen Schritt und noch einen.

In dem Moment, als er ihre Hand packte, wirbelte sie herum und riss ihn mit sich auf die Kante zu. Die Spritze flog weg, und er fiel stolpernd zu Boden und zog sie mit sich.

Er rollte sie beide herum, immer näher zur Kante. »Du wirst mit mir sterben«, schwor er.

»Nein«, keuchte sie, während sie sich miteinander ringend gefährlich nah auf den Abgrund zubewegten.

Er landete schließlich auf ihr. »Du willst doch nicht sterben, Sage«, sagte er mit rauer Stimme. »Ich kann dafür sorgen, dass du am Leben bleibst. Ich habe die Macht.«

»Ich ... auch!« Sie schleuderte ihn herum, und jetzt waren sie, ineinander verschlungen, endgültig am Rande der Klippen angelangt.

»Noch eine Bewegung, und wir sind beide tot«, grollte er.

»Ich nicht.« Sie versetzte ihm einen festen Tritt in die Rippen, sodass seine Beine über die Kante schwangen. Im Abrutschen gelang es ihm, ihren Knöchel zu packen. Verzweifelt krallte sie ihre Finger in die feuchte Erde, während sie über die Kante zu gleiten drohte.

Offenbar hatte er aber weiter unten Halt gefunden, denn mit einem Mal stoppte die Bewegung, und sie blieben zwischen Himmel und Erde hängen. Wenn er fiel, würde er sie mit sich reißen.

»Tu das nicht, Sage!«, krächzte er und zerrte so fest an ihr, dass der steinige Untergrund in ihre Handflächen schnitt, während sie sich ans nackte Überleben klammerte.

»Wieso ich?«, gab Sage zurück. »Sie waren doch derjenige, der Gott spielen wollte!« Es gelang ihr mit Mühe, ihr rechtes Knie an sich zu ziehen und ihm mit voller Wucht gegen die Nase zu rammen. Sie hörte, wie ein Knochen splitterte und er vor Schmerz aufstöhnte.

Wild fluchend versuchte er sie zu packen, doch sie drehte sich in die Gegenrichtung weg. Ihre Finger versanken tief in der feuchten Erde am Rand des Kliffs, aber sie wusste genau, dass sie jeden Moment den Halt verlieren konnte. Mit einem zornigen Schrei bäumte sie sich auf und ramnte ihm erneut das Knie gegen den Kopf. Er heulte auf und ließ ihr Bein los.

»Mieses Schwein!« Beim nächsten Tritt würde sie womöglich ihren Halt verlieren, und das würde ihren Tod bedeuten.

»Sage!«

Die Stimme war kaum wahrnehmbar, aber sie hörte sie. Und sie versetzte ihr den notwendigen Adrenalinschub. Vor Wut aufschluchzend, ließ sie ihr Knie ein letztes Mal in Alonzos Gesicht fahren, woraufhin er endgültig von ihr abließ. Sein Schrei hallte durch die Nacht, als er im freien Fall dem Wasser entgegenstürzte, um schließlich in einer berstenden Welle zu verschwinden.

Ihre Arme brannten, ihre Hände schmerzten, ihr Körper fühlte sich bleischwer an in dieser feuchten Erde, die ihr wie durch ein Wunder noch immer Halt bot. Ob jemand seinen letzten Schrei gehört hatte?

»Sage!«

»Johnny!« Ihre Stimme verlor sich fast im Wind und dem Tosen der Wellen. Wenn sie sich nur hochziehen könnte, würde sie ihn festhalten und drücken und nie wieder loslassen. »Johnny!«

Ihre Finger glitten ein paar Zentimeter ab, und unter gequältem Stöhnen presste sie die Augen zu. Sie zog und trat, während tief unter ihr tödlich die Gischt am Felsen leckte.

Sie hatte keine Kraft mehr. Es war vorbei. »Johnny!« Seinen Namen auf den Lippen, würde sie sterben. Sie konnte die Schmerzen nicht mehr ertragen. Sie ... musste ... loslassen ...

Zwei starke Hände schlossen sich um ihre Unterarme und drückten entschlossen zu. »Ich bin da, Baby. Halte durch!«

Mit einem geschickten Ruck zog er sie hoch auf das Gras, so schwungvoll, dass sie auf ihm landete. Seine Arme schlossen sich um sie, stark und sicher und voller Leben und Wärme.

»Sage, Sage ...« Er presste seine Lippen in ihr Haar, auf ihre Schläfen, ihr Gesicht. »Ich dachte schon, ich hätte dich verloren.«

Ein Wimmern war alles, was sie herausbrachte. Sie konnte nicht sprechen, nicht atmen und bebte am ganzen Körper. Er küsste ihr Haar, ihr Gesicht, ihre Tränen, gurrte ihren Namen und drückte sie an sein pochendes Herz. »Ich weiß nicht, wie du das gemacht hast, Baby. Ich mag mir gar nicht ausmalen, was du durchgemacht hast.«

»Sie gibt alles, wenn es sein muss. Genau wie ihre Mutter«, sagte eine weibliche Stimme hinter ihnen.

Sage hob ihre Augen, als helle Scheinwerfer die Szenerie erhellten. Eine über ein Meter achtzig große Frau stand vor ihr, breitbeinig wie ein Kämpfer, eine bedrohliche Waffe in der Hand. Ihr taillenlanges schwarzes Haar wehte im stürmischen Wind des Nordatlantik, nur eine dünne silberne Strähne leuchtete darin wie ein weißes Banner.

Johnny küsste sie immer wieder, bis Sage endlich jeden Kampf aufgab und ihren Kopf gegen seine Schulter sinken ließ.

Beim Anblick des Fotos von Lydia Sharpe, die ihren Arm um ein kleines Mädchen mit Zahnlücke gelegt hatte, blieb Lucy kurz die Luft weg. Sie hatte das Bild in einem gesprungenen Porzellanrahmen entdeckt, in einem Umzugskarton voller Kleinkram aus Sages Bücherregal. Sie wollte nicht neugierig sein, aber Sage ließ sie ganz schön lange warten, und als ehemalige Geheimagentin konnte sie nicht anders, als in dem halb ausgeräumten Zimmer nach Dingen zu suchen, die ihr verrieten, was für ein Mensch ihre Nichte geworden war.

Sie hörte, wie ein Mann leise lachte, und Sages hellere Stimme, die mit einstimmte.

In den Wochen, die vergangen waren, seit sie das Haus in Marblehead Neck gestürmt hatten, war Lucy klar geworden, dass Johnnys vorübergehende Auszeit nichts mit mangelnder Motivation oder fehlender Leidenschaft für seine Arbeit zu tun hatte, sondern ausschließlich mit Sage. Sie hatte die beiden in Ruhe gelassen und sich mit dem kurzen Gespräch begnügt, das sie mit ihrer Nichte geführt hatte, nachdem sie alle mit Detective Cervaris gesprochen hatten. Sage hatte ihr mit knappen Worten gedankt, dass sie ihr das Leben gerettet hatte, ohne die kühle Distanz aufzuheben, die seit dreizehn Jahren zwischen ihnen herrschte.

Eine Distanz, die Lucy sehnlichst überwinden wollte. Sie schloss die Hände um die zwei Umschläge, die sie in der Hand hielt, und betete, dass sie das Richtige tat. Als sie Sages Schritte hinter sich hörte, ließ sie das Bild wieder in den Karton fallen und schaute auf, um dem kühlen Blick ihrer Nichte zu begegnen.

»Das stammt aus Disney World«, sagte Sage mit Blick auf den Karton.

»Ich weiß noch, wie ihr hingefahren seid«, erinnerte sich Lucy. »Deine Mutter hatte grundsätzlich etwas gegen Disney, gab aber dann nach, weil du unbedingt in diese Geisterbahn wolltest.«

»Die ich dann ganz schrecklich fand. Lauter Sachen, die aus dem Dunkeln hüpften und mich zu Tode erschreckten.«

Lucy verschränkte die Arme und verlagerte ihr Gewicht von einem Stilettoabsatz auf den anderen. »Du fragst dich wahrscheinlich, warum ich hier bin.«

»Johnny sagte, du willst mit mir über Dr. Garron reden.«

Unter anderem. »Ja. Hier.« Sie reichte Sage den harmloseren der beiden braunen Umschläge. »Ich konnte so gut wie alle Eizellen ausfindig machen, die den Tänzerinnen entnommen wurden, und sie zerstören, ebenso wie bei einem Ring von Studentinnen, denen es ähnlich ergangen ist. Ein paar waren bereits befruchtet worden, aus einem ist ein Kind entstanden. Ich überlasse es dir, ob du das der biologischen Mutter mitteilen willst.«

Sage nahm den Umschlag. »Danke«, sagte sie, und es klang, als meinte sie es ernst. »Ich werde mit den Tänzerinnen reden.«

»Bist du mit deiner Titelstory fertig?«

»Ich habe noch ein Interview mit dem Bezirksstaatsanwalt vor mir, nachdem Glenda aus dem Krankenhaus entlassen ist und beide Hewitts in Untersuchungshaft sitzen. Ich habe mit den Ärzten über ihre Tochter gesprochen. Sie lebt,

ist aber sehr schwer krank.« Sie drehte den Umschlag in der Hand und sah Lucy erwartungsvoll an. »War es das?«

Nein. Das war es noch nicht. Der Drang, Sage in die Arme zu schließen, schnürte ihr beinahe die Luft ab. Sie hatte das Schlimmste erlebt, was einer Mutter widerfahren kann, und nichts würde ihr dieses Kind je wieder zurückbringen. Doch jetzt stand diese Frau vor ihr, ihre Nichte, keinen Meter entfernt ... und doch trennten sie Welten.

Lucy atmete tief durch. An den Klippen von Marblehead Neck hatte sie eine Entscheidung getroffen. Und wenn Lucy Sharpe einmal etwas beschlossen hatte, stellte sie es nicht mehr infrage. »Was den Besuch in Disney World angeht ...«

Sage sah überrascht aus. »Was ist damit?«

»Vielleicht Erinnerst du dich, dass dein Vater nicht dabei war.«

Sage nickte. »Er musste arbeiten. Ein Fall von ihm wurde vor Gericht verhandelt.«

Lucy schluckte. »So war es nicht.« Der Umschlag wog schwer, so schwer, wie es ihr fiel, Sage zu sagen, was sie sich vorgenommen hatte. Sie drehte ihn ganz langsam um und zeigte Sage das Siegel der CIA und den Strengvertraulich-Stempel. »Und er hat auch nicht als Anwalt für einen Hersteller von Konsumgütern gearbeitet.«

Sie hielt Sage den Umschlag entgegen. »Dein Vater war bei der CIA, Sage. Er war Geheimagent in leitender Position. Und er war mein Chef. Meine Schwester hat ihn über mich kennengelernt, und ich war überglücklich, als die beiden geheiratet haben.«

Sage sah von Wort zu Wort verwirrt aus.

»Es war dein Vater, der herausfand, dass Lydia über die CIA schreiben wollte und dass die Geschichte äußerst unangenehm werden könnte. Und zwar nicht, was irgendeine Geheimoperation anging, sondern das öffentliche Ansehen der CIA. Die gefährdeten Leute, um die es damals ging, waren nicht einfach amerikanische Bürger, die in Übersee lebten. Das waren Agenten. Hochkarätige Geheimdienstler, deren Arbeit auf dem Spiel stand.«

»Was auch immer in Gefahr war, du hast die Story zunichtegemacht, Lucy.« Mit zitternden Händen griff sie nach dem Umschlag. »Und damit trägst du die Schuld am Tod meiner Mutter.«

»Ich konnte verhindern, dass die Geschichte gedruckt wurde«, räumte Lucy ein. »Es war einer meiner ersten Aufträge beim Dienst.«

»Und ganz nebenbei hast du den Ruf meiner Mutter als Journalistin ruiniert.«

Lucy schloss die Augen. Warum musste das nur sein? »Es war damals eine andere Welt. Und eine andere Organisation. Die Dinge veränderten sich schneller, als so mancher Geheimdienstler es wahrhaben wollte. Es gab welche, die andere manipulierten, um Macht und Kontrolle zu behalten.«

»Da hast du ja bestens reingepasst.«

Lucy überhörte die Spitze. »Es gab welche«, fuhr sie fort, »die fanden, dass ein Top-Spion, der mit einer investigativen Journalistin verheiratet ist, nicht besonders gut zur CIA passt.«

Sage hörte nur zu, doch allmählich wich ihr die Farbe aus dem Gesicht.

»Diese Leute sind nicht mehr da«, versicherte ihr Lucy. »Schon lange nicht mehr. Sie haben den Preis für ihre Kurzsichtigkeit bezahlt.«

»Was willst du damit sagen?«, empörte sich Sage. »Dass hinter dem Selbstmord meiner Mutter die CIA steckt?« Ihre Stimme hob sich in leichter Panik.

»Ich zumindest nicht.«

Die Anspielung war offensichtlich. »Mein Vater?«

»Nicht aktiv«, sagte sie. »Aber vielleicht hat er es einfach nicht verhindert. Wie es wirklich war, werden wir nie erfahren. Die Antwort ist unter den Trümmern seines dementen Gedächtnisses verborgen.«

Erschüttert ließ sich Sage auf das Sofa sinken. »Er hat sie umgebracht.«

Lucy fiel vor ihr auf die Knie. »Nein, nein – ich glaube nicht, dass er das getan hat. Vielleicht wusste er wirklich von nichts. Ich habe die Wahrheit erst ein paar Jahre später erfahren und sofort den Dienst quittiert.« Ihre Stimme brach, und sie rang um Fassung. »Aber zu dem Zeitpunkt war dein Vater bereits sehr krank.«

Sage sah sie an, streckte dann die Hand aus und berührte die weiße Strähne, die Lucy über die Wange fiel. »Kommt das daher?«

»Nein«, erwiderte Lucy. »Aber ich habe tagtäglich den Verlust meiner Schwester – und meiner Nichte – betrauert.«

»Was ist da drin?« Sage tippte auf den Umschlag in Lucys Hand.

»Ein paar streng geheime Akten, die ich an mich gebracht habe. Dein Vater ist nicht namentlich erwähnt. Eben-

so wenig wie sonst jemand. Aber ich denke, die Dinge werden trotzdem klar.«

Sage überlegte einen Moment lang. »Warum hast du all die Jahre hingegenommen, dass er dir die Schuld gibt? Warum hast du zugelassen, dass ich dich hasse?«

»Weil du bereits deine Mutter verloren hattest. Ich wollte nicht, dass du auch noch deinen Vater verlierst.«

»Eine letzte Frage habe ich noch.« Sage nahm den Umschlag, betastete das Siegel und schloss die Augen. »Warum erzählst du es mir jetzt?«

»Weil«, setzte Lucy an und legte ihre Hand auf Sages Knie, »ich dich liebe. So wie deine Mutter dich geliebt hat. Und dein Vater. Ich liebe dich, und ich will nicht länger von dir getrennt sein. Du und ich, wir beide sind alles, was von unserer Familie übrig geblieben ist.«

In dem Moment betrat Johnny das Wohnzimmer und setzte sich neben Sage, um sofort beschützend seinen Arm um sie zu legen. »Alles klar bei dir, Baby?«

Sie nickte.

»Lies den Bericht, Sage«, sagte Lucy und stand zu ihrer vollen Größe auf. »Zieh deine eigenen Schlüsse und weise dem die Schuld zu, der sie deiner Meinung nach verdient. Und bitte ...« Sie wartete, bis Sage ihr in die Augen sah. »Hör nie auf, alles zu geben, wenn es darum geht, die Wahrheit herauszufinden. Das hätte sie sich am meisten gewünscht.«

»Ich weiß.« Sages Stimme klang gepresst, und sie legte ihren Kopf an Johnnys Schulter. »Das habe ich immer gewusst.«

Damit verabschiedete sich Lucy und ging zu ihrer Limousine zurück, die draußen auf sie wartete. Sie wünschte, sie hätte eine Schulter zum Anlehnen, jemanden, der die Tränen trocknen könnte, die sie gleich vergießen würde.

Immerhin gab es für Sage so jemanden – und das erfüllte Lucy mit tiefer Befriedigung.

Johnny übersprang »Volare« und »When You're Smiling« und kam direkt zum Herzstück seines Dean-Martin-Ordners auf Sages iPod: »That's Amore«.

Pfeifend betrat er die Brücke und blieb stehen, um die letzten Sommersonnenstrahlen auf dem Teich im Boston Public Garden tanzen zu sehen. Ein Schwanenboot mit knip-senden Touristen glitt unter ihm hindurch, ihr Gelächter verwehte im Wind.

An die steinerne Brüstung gelehnt, ließ er den Blick über die verschiedenen Wege des Parks wandern, bis er den vertrauten blonden Pferdeschwanz entdeckte, den rhythmischen Schwung ihrer Hüften, der ganz wunderbar zum Takt seiner Musik passte. Das war *amore*. Seine *amore*.

Sie waren diesen Sommer jeden Tag hier im Park gewesen. Seit Sage von einem kurzen Besuch in Vermont zurückgekehrt war, musste sie immerzu rennen. Sie hatte einen Mann zur Rede stellen wollen, der nicht einmal seinen Namen wusste, geschweige denn etwas zu den dunklen Geheimnissen seiner Vergangenheit sagen konnte.

Und so rannte Sage, und Johnny sah ihr zu oder rannte gelegentlich mit ihr. Aber heute nicht. Er wusste, dass sie einen wichtigen Anruf bekommen würde, und wollte, dass

sie dabei allein war. Sie sollte ihre Entscheidung unabhängig von ihm treffen.

Im Schatten einer Weide auf der anderen Seite des Teichs wurde sie langsamer und griff nach ihrem Handy. Er drückte die Pausentaste, damit er ihre Körpersprache studieren konnte, ohne durch die Musik abgelenkt zu werden. Sie nickte, spielte mit ihrem Haar, dehnte ihre Beine und ließ sich auf dem Rasen nieder. Einmal lachte sie sogar. Jede ihrer Gesten weckte in ihm ein kleines Stückchen Hoffnung.

Aber meistens hörte sie nur zu ... während Lucy redete. Das Gespräch dauerte nun schon so lange, dass er sich des Erfolgs seiner gewagten Idee, die Lucy gern aufgegriffen hatte, fast schon zu sicher war.

Irgendwann klappte Sage ihr Handy zu. Er verließ seinen Beobachtungsposten und strebte auf die Bank zu, wo sie sich sonst auch immer nach dem Joggen trafen. Ein paar Minuten später trabte sie schon auf ihn zu, mit strahlendem Lächeln, ebenso schlank und anmutig wie beim ersten Mal, als sie mitten in der Nacht direkt in die Gefahr gelaufen war.

Seit all diese Dinge hinter ihnen lagen, fanden sie beieinander Trost, Anerkennung und Liebe. Doch die Atempause war von begrenzter Dauer. Er musste irgendwann wieder arbeiten, und dann ...

Und da war er auf die Idee gekommen.

»He, schöner Mann«, rief sie ihm entgegen und ließ sich aufatmend auf die Bank sinken. Sie zog ihm einen Ohrstöpsel heraus und küsste ihn auf die Wange. »Was hörst du?«

»Zweimal darfst du raten.«

Sie verdrehte die Augen. »Wir müssen dir mal was richtig Angesagtes auf die Ohren geben, Süßer.«

Warum sagte sie denn nichts über den Anruf? Er hob ihren Pferdeschwanz und blies ihr sanft in den Nacken. »Du schwitzt.«

Sie zwinkerte. »So magst du mich doch am liebsten.«

»Ich mag dich immer und in jedem Zustand, das weißt du doch.« Er legte einen Arm um sie und widerstand dem Drang, ihr Telefon zu nehmen und zu schauen, ob wirklich Lucy angerufen hatte. »Wie war's beim Rennen?«

»Okay. Ich wurde unterbrochen.« Sie fächelte sich mit beiden Händen Luft zu und lehnte sich auf der Bank zurück. »Aber jetzt habe ich Kohldampf. Was kochst du heute Abend für mich?«

»Was ich koche?« Er konnte seine Verblüffung nicht verbergen. Gerade hatte ihr Lucy am Telefon ein Angebot gemacht, das sie unmöglich ablehnen konnte, und sie dachte ans Essen?

»Ja, ich meine den Gang zwischen dem Limoncello am Nachmittag und den Cannolis um Mitternacht. Du kochst, ich esse.«

Er lachte. »Du denkst immer nur ans Essen, Sage.«

»Und an den Sex, der danach kommt.« Sie stupste ihn an.

Und wann würde sie ihm erzählen, dass Lucy angerufen hatte? »Was ist mit der Zukunft? Deiner Arbeit? Dem Leben? Denkst du darüber auch gelegentlich nach?«

Ihr Mund streckte sich ganz langsam zu einem Lächeln, doch ihr Blick blieb an einem vorbeiziehenden Schwanen-

boot hängen. »Aber sicher. Immer, wenn wir nicht essen oder uns lieben. Viel Zeit bleibt da nicht, wie du gewiss bemerkt hast.«

»Ja.« Sie fand die Idee schrecklich. Das musste es sein. Sie hielt Lucy immer noch für den schwarzen Todesengel und das mit Johnny für eine kurzlebige Affäre. »Wenn du rennst, denkst du dann an die Zukunft?«

»Manchmal.« Sie streckte und flexte die Füße. »Heute schon.«

Endlich. »Und was denkst du darüber?«

Ein Schwanenboot glitt vorbei, dann kamen zwei Rollerblader. Zäh verstrichen die Minuten.

»Ich denke«, sagte sie langsam, »dass die Zukunft ...« Jede Unterbrechung machte ihn umso nervöser. »... rosig aussieht.«

»Sage, jetzt sag schon!« Er stöhnte gereizt auf. »Hat sie angerufen oder nicht? Nimmst du den Job in New York an oder nicht? Ziehst du mit mir nach Upstate New York oder nicht? Willst du –« Er unterbrach sich und nahm ihre Hände. »Ich muss es wissen, *principessa*.«

Sie verwob ihre Finger mit seinen und hob seine Hände an ihren Mund. »Ja.« Sie küsste die Knöchel seiner rechten Hand. »Ja.« Dann die der linken. »Ja.« Sie öffnete seine Hände und küsste die Innenflächen. »Was war noch die letzte Frage? Ob ich will, dass du mein Freund bist, wenn ich als Lucys Assistentin arbeite?«

Er lächelte, und die Sonne wärmte ihn ebenso wie die Liebe in seinem Herzen. »Nein, das war nicht die Frage. Du

willst es also machen? Du wirst den Job bei Bullet Catcher annehmen?«

Sie sah ihn mit einem zugekniffenen Auge an. »Glaubst du, ich kann das?«

»Aus tiefstem Herzen.« Er klopfte sich auf die Brust, was ihm ein Lächeln und einen Kuss einbrachte.

»Danke für die Empfehlung. Wenn ich das richtig verstehe, lebst du dort, wenn du nicht gerade mit einem Auftrag unterwegs bist.«

»Meist im Hotel, aber ich habe da ein Auge auf ein Haus am Fluss geworfen. Es hat eine große Küche mit einem Gas-herd und ein riesiges Schlafzimmer –«

»Also alles, was wichtig ist.«

»Und jede Menge Platz für ...« *Kinder*. »... uns.«

Sie rückte näher an ihn heran. »Du denkst zwischen den Mahlzeiten ganz schön viel an die Zukunft, stimmt's?«

»Sage.« Er legte seine Stirn an ihre. »Ich denke an nichts anderes mehr. Ich liebe dich, und ich möchte immer mit dir zusammen sein, für dich kochen, mit dir Liebe machen, meine verkorkste Vergangenheit und meine unstete Gegenwart mit dir teilen, und ich –«

»Schsch.« Sie legte einen Finger auf seine Lippen. »Ich liebe dich auch. Du bist mein fester Freund. Versprochen.«

Er deutete ein Lächeln an. »Ich möchte nicht dein fester Freund sein, und das weißt du auch.« Er nahm ihre Hand und sah ihr mit wild schlagendem Herzen in die Augen. »Ich möchte dein Mann sein.«

Sie schnappte leise nach Luft.

»Ich möchte alles. Ich möchte dich mit nach Italien nehmen, damit du meine Schwester kennenlernst, ich möchte dich dort zur Frau nehmen, wo ich geboren bin, und ich möchte den Rest meines Lebens an deiner Seite verbringen.«

»Mein Schatz«, sagte sie leise. »Du hast mich schon bei unserer ersten Begegnung gerettet.«

»Ich widerspreche dir ungern, aber ich muss dir sagen, dass du mich gerettet hast. Hier.« Er legte ihre Hand auf sein Herz. »Du hast mich vor einem einsamen Leben in Hotels, vor Schuldgefühlen und Versteckspiel gerettet.«

»Ach, Johnny!« Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie lächelte. »Ich liebe dich, wie du warst, wie du bist und wie du sein wirst – und ich werde alles geben, um den Rest meines Lebens mit dir verbringen zu können.«

Erleichtert schloss er für einen Moment die Augen. »Alles?«

»Alles.«

Er lachte leise, steckte ihr den kleinen weißen Stöpsel ins Ohr und drückte die Playtaste am iPod. »Manchmal verlangt dir das Schicksal alles ab.«

Seite an Seite ließen sie sich von der Sonne wärmen, träumten von der Zukunft und lauschten Dean, wie er von der Liebe sang.

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt allen, die mir die Recherchen für diese Geschichte erleichtert haben:

Marley Gibson, eine hervorragende Autorin und liebe Freundin, die mir großzügig Fotos, Informationen und Ideen zur Bostoner Innenstadt zur Verfügung gestellt hat – blitzschnell, mit trockenem Humor und gesundem Menschenverstand.

Katie Wallis von Arnold Worldwide Advertising in Boston, die in Beacon Hill und an vielen U-Bahn-Stationen Augen und Ohren für mich offen gehalten hat.

Janine Klem-Thomas, Choreografin der Orlando Magic Dancers, die so freundlich war, ihre Umkleidekabine zu öffnen und mir einen Einblick ins Leben von Cheerleadern der NBA zu gewähren.

Tammy Strickland, die zu den besten hundert Krankenschwestern der USA gehört und die dafür gesorgt hat, dass ich meinen Figuren nicht versehentlich das falsche Medikament verabreiche.

Henry Lee, Leiter der Bürgerinitiative »Friends of the Public Garden«, der mich fachkundig durch den wunderbaren alten Bostoner Common Park geführt hat, sodass ich jede Weide mitsamt dem richtigen Schattenwurf beschreiben konnte.

Meiner Agentin Kim Whalen von Trident Media Group, die wieder einmal unerschöpfliche Energie, Begeisterung und gute Ideen an den Tag gelegt hat.

Und wie immer danke ich meiner Lektorin, der unvergleichlichen Micki Nuding, die lange vor mir wusste, dass Johnny ein großer Fang werden würde.

Und nicht zuletzt gehören mein Dank und meine Liebe Rich, Dante und Mia (und Pepper!), die meinen, ich würde immer noch meinem großen Traum nachjagen, dabei haben sie ihn mir längst erfüllt.

Die Originalausgabe erschien 2007

unter dem Titel *Take Me Tonight*

bei Pocket Books, a division of Simon & Schuster, Inc., New York
Deutschsprachige Erstausgabe September 2011 bei LYX

verlegt durch EGMONT Verlagsgesellschaften mbH,

Gertrudenstr. 30–36, 50667 Köln

Original English language edition Copyright © 2007 by Roxanne
St. Claire

All rights reserved including the right of reproduction in whole or
in part in any form. This edition published by arrangement with
the original publisher, Pocket Books, a division of Simon &
Schuster, Inc., New York.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 bei

Egmont Verlagsgesellschaften mbH

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

www.hildendesign.de

Umschlagillustration © Ramona Popa

unter Verwendung mehrerer Motive von Shutterstock

Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Dr. Birgit Herden

Satz und eBook: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-8025-8575-3

www.egmont-lyx.de